BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolf, Joseph Heinrich

Teutschlands Geschichte für alle Stände teutscher Zunge ; von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832

Bd.: 2

München 1833

Germ.g. 538 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017726-8

Germ g. 538h
Wolf
Germ.g. 538 h-2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Teutschlands Geschichte

für

alle Stände teutscher Zunge

von

den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832

von

Dr. Joseph Heinrich Wolf.

Nie war, gegen das Ausland,
Ein anderes Land gerecht, wie Du!
Sei nicht allzugerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!

Klopstock.

Zweiter Band.

München, 1833.
Bei Ernst August Fleischmann.

Teutschlands Geschichte

von

Dr. Joseph Heinrich Wolf.

Zweiter Band.

Von dem Tode des lezten Karolingers bis zur Reformazion

von 911 — 1517.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die ausserordentlich günstige Aufnahme, welcher sich der erste Band meiner Geschichte Teutschlands zu erfreuen hatte, so zwar, daß schon nach dem zweiten Hefte auch eine zweite Auflage erscheinen mußte, hat meine Liebe und Begeisterung für das ganze Werk nur um so reger gemacht; und auch fortan wird jede Zeile den Beweis in sich tragen, daß mein höchstes Streben dahin gehe, mit Anständigkeit und Freimuth die Vergangenheit des geliebten Vaterlandes zu zeichnen. Ruhiger haben sich die politischen Verhältnisse der teutschen Staaten unter einander gestaltet, und mit unbefangener Seele durchschaut jezt der Teutsche mehr sein eigenes Haus, als daß er sich an den oft grundlosen Pfeilern fremder Wohnungen festhält. Inniger schliessen sich die Nazionen Germanniens aneinander an, und ihre Fürsten bemühen sich, mit weiser Vorsicht die

Erziehung derselben zu vervollkommnen, ohne dem thörichten Schwindel zerstörender Reformen Hand und Ohr zu leihen; ein tröstender Gedanke für den Geschichtschreiber und seine Leser, die eine solche Zeit umsonst in den weiten Spalten der Vergangenheit suchen. Nirgends, und das darf der Teutsche mit Stolz sagen, nirgends ist der Sinn für gediegenes Wissen so hoch gestiegen, wie in teutschen Gauen; nirgends entfaltet sich das Leben des Verstandes für alle Zweige öffentlicher und häuslicher Gewalten ruhiger und daher auch bleibender, als bei uns, und die großartige Anforderung, daß der Enkel höher sich schwinge, als der Ahne stand, wird auf germannischem Boden, auf dem Boden der Männer, wo brausende Flammen jugendlichen Uebermuthes wenig Nahrung finden, tüchtig erfüllt. Ein ruhiges Fortschreiten zum Bessern ist doch auch mit bleibenderen Spuren bezeichnet, als ein unbesonnenes Rütteln oder Umstürzen des Alten, ohne die Mittel zu kennen, auf den leichtsinnigen Trümmern ein vestes Neues zu errichten. So wenig der Strom segnend wirkt, wenn er über seine Ufer tritt, eben so wenig wird ein neues Staatsgebäude halten, wenn sich dasselbe von den Fundamenten der Vergangenheit losreißt. Die Teutschen haben bewiesen, daß sie diese Regel kennen, und daß es ihnen vorzugsweise Ernst ist, ihre Geschichte nicht umsonst gelernt zu haben.

Nordteutschland steht unstreitig als Muster vor dem Süden, ohne dabei der allmählich regeren Thätigkeit der Donauländer zu nahe treten zu wollen, und die Geschichte kann sich nur freuen, bald den Ausspruch thun zu dürfen, daß ganz Teutschland in Beziehung auf das Wissen seiner Nazionen keinen Unterschied mehr kenne; daß im Süden wie im Norden durch alle Klassen der Staatsbürger ein Interesse walte, das Interesse einer ruhigen, vernünftigen Aufklärung in Beziehung auf alle politischen und moralischen Verhältnisse des Lebens.

Ernst waren bisher die Ereignisse, unter denen wir einen Theil unserer Ahnen erblickten. Gewiß nicht selten unmuthig haben wir die schädliche Zwietracht der Germannen gesehen, und aus dem Gelesenen im ersten Bande läßt sich leicht ahnen, daß es schwer sei, sich aus der Barbarei, wenn wir das Wort auch nicht im grellsten Sinne deuten, zur Civilisazion hervor zu heben, vorzüglich unter politischen Verhältnissen, die die Begründung jeder vesten Staatsverfassung schwierig machen.

Ein Zeitraum naht, der zwar nur 606 Jahre zählt, aber an Ereignissen und Folgerungen für die Zukunft so unendlich reich ist, daß der Geschichtschreiber die pragmatischen Momente unmöglich alle zu be-

zeichnen vermag, insofern ihm der schmale Raum gestattet, nur die vorzüglichsten anzuführen.

Ich habe jedoch gethan, was mir möglich war, und in der Ueberzeugung, den zweiten Band der Geschichte Teutschlands mit gleichem Interesse wie den ersten aufgenommen zu sehen, sende ich meine Arbeit gerne in die Hände wohlwollender Leser, und freue mich zum Voraus, unter Vielen auch mein Schärflein beigetragen zu haben, daß die berühmten Grabhügel unserer teutschen Ahnen nicht vergessen werden. Der Himmel gebe diesem bescheidenen Wunsche eine glänzende Erfüllung!

München am Neujahrsfeste 1833.

Der Verfasser.

Viertes Buch.

Teutschland ein Wahlreich unter den Franken und Sachsen.

Vom Anfange des zehnten bis in die Mitte desselben Jahrhunderts.

911 — 955.

Je mehr die Menschen haben, desto mehr begehren sie.

Justin.

Viertes Buch.

Teutschland ein Wahlreich unter den Franken und Sachsen.

911 — 955.

§. 57.

Einleitung.

Ein Zeitraum von nur 44 Jahren liegt im folgenden Buche vor uns, klein, aber merkwürdig genug, um aus seinen Ereignissen einen klaren Blick auf die politischen und moralischen Verhältnisse des teutschen Reiches werfen zu können. Durch das Aussterben der karolingischen Dynastie in Teutschland war der Vereinigungspunkt zwischen den einzelnen Theilen des grossen Reiches, nach dem bisherigen öffentlichen Gewohnheitsrechte wenigstens, verloren. Freilich standen die Nazionen, in die sich die Germannen längst getheilt hatten, für sich allein kräftig genug da, um sich einzeln durch ihre Herzoge selbst zu regiren. Allein die Feudalverfassung hatte doch schon seit Karl dem Grossen, und in Beziehung auf Bajern weit früher, in die öffentlichen Verhältnisse eingegriffen, als daß man die-

selbe jezt augenblicklich ganz hätte vergessen können. Uebrigens gab's der Herren in Teutschland schon zu viele, als daß die Einen hätten gleichgültig bleiben können, wenn die andern eine Herrschaft an sich gerissen hätten, über deren rechtliches Dasein früher immer der König oder Kaiser verfügt hatte. In dieser Beziehung standen Grafen und Herzoge nicht auf vertrautestem Fusse. Eine besondere Würde, die in vielen Fällen der herzoglichen gleich kam, bald sie übertraf, war die bischöfliche. Mehr oder minder mächtig waren diese Herren dreier Klassen bei diesem oder jenem Völkerverein, den wir Nazion nennen. Es gab Bajern, Allmannen, Franken und Sachsen, beide Lezteren als die ältesten und mächtigsten Nazionen auf teutschem Boden. Ueber alle diese herrschten Herzoge, Grafen und Bischöfe, über sie bisher der König; allein jene drei Stände hatten durch die Länge der Zeit ihre Gewalten so sehr bevestigt oder erweitert, daß selbst der König über ihre Macht wenig mehr gebieten konnte. Nur der Schwache mußte sich an die Macht des Gesalbten klammern, um oft nur einigermaßen Schuz gegen die Eingriffe der Stärkeren zu erhalten.

Die Grafen (Graven) waren ursprünglich die eigentlichen Muster der teutschen Urfürsten, aber mit dem grossen Unterschiede, daß ehedem das Volk, seit den Königen aber die Krone über ihre rechtliche Existenz verfügte. Der Graf war Ministerial, eigentlicher Beamte der Könige. Allein diese Abhängigkeit dehnte sich bei den schwierigen Rechtsverhältnissen jener Zeit nur auf die Schwächeren jener freien Klasse aus. Den Stärkeren mußte der schwache König Vieles nachsehen. Zwar finden wir auch Beispiele der entgegengesezten Art, allein dabei muß man blos auf den Umstand Rücksicht nehmen, daß es auch Könige vor und während der künftigen Periode gegeben hat, welche ihre Macht mit gleicher Schlauheit zu vermehren wußten, wie die kleineren Fürsten. Allein im Allgemeinen war immer mehr Gelegenheit vorhanden für die Kleineren, grösser zu werden, als für die Grösseren, eine höhere Macht zu erringen. Wir sehen somit bei mächtigeren Grafen den Begriff eines beschränk-

ten Eigenthums bald in den eines unbeschränkten übergehen, und zulezt das Leztere so sehr erweitern, daß zu dem blossen Grafen noch das Land, das er besaß, hinzutrat, und derselbe ein Gaugraf wurde.

Endlich vereinigten sich, wenn auch erst unter königlicher Gewährung mehrere Gaue, und es entstanden die Markgrafen. Alle drei Klassen bildeten gewissermassen immer nur eine Beschränkung für die Krone. Jede Klasse hatte nehmlich über den Heerbann in ihrem Bezirke zu gebieten, und jede Klasse hatte bei'm Reichstage ihre Stimmen, zwei Dinge, die jeden König in Beziehung auf die Einwirkung mit seiner Macht auf seine bezeichneten Beamte in einer zweideutigen Lage schweben liessen. Ohne sie konnte er weder Krieg führen, noch Verwaltungsmaaßregeln noch auch Geseze schaffen, kurz schon durch die Grafen, wenn wir auch dieselben immer nur königliche Beamte nennen, war die teutsche Monarchie äusserst beschränkt. Diese Beschränkungen aber mußten um so mehr eintreten, je mehr sich das Wahlrecht der teutschen Fürsten erweiterte, und dieses war am Anfang des folgenden Zeitraums der Fall, wo die bisherige Dynastie gänzlich ausgestorben war. Neben den Grafen aber gab es zwar Wenigere aber auch mächtigere Fürsten in Teutschland:

die Herzoge. Sie waren zwar nach den Grundsäzen des Feudums an Königs Statt da; allein ihr Entstehen rechtfertigte ihre spätere Unabhängigkeit. Die Herzoge waren entstanden wegen der Nothwendigkeit, gegen die Einfälle slavischer Nachbarn einen Einigungspunkt für die einzelnen teutschen Nazionen zu haben.

Anfangs waren also diese Herzoge nichts weiter, als königliche Kriegsoberste, welche nur die kriegerischen Angelegenheiten einer Nazion zu leiten hatten. Später verband sich mit der kriegerischen Funkzion auch die eines Vizekönigs für die bürgerliche Gewalt, wie bei den Sachsen und zum Theil auch bei den Franken und Bajern. So kam es endlich, daß die herzogliche Würde vorzüglich bei den Sachsen unbedingt erblich und dadurch am Einflußreichsten auf die königliche

Gewalt geworden ist. Diese Herzoge übten bald in ihren Provinzen, wo es möglich war, im Kleinen jene Macht, die der König im Reiche geübt hatte. Sie hielten Provinzialversammlungen, auf denen die bedeutsamen Grafen eben so figurirten, wie auf den Reichstagen.

Wie in Sachsen die herzogliche Würde an Bedeutung gewann, so war es in Bajern. Auch hier entstand für die Herzoge die Erblichkeit der herzoglichen Würde. Wir haben jedoch den lezten Bajernherzog aus agilolfingischem Stamme durch Karl den Grossen vertreiben sehen; an seine Stelle, die wir als eine rechtlich erbliche fortan betrachten mußten, traten Ministerialen, eigentlich missi regii, die bald den Namen Grafen, bald Markgrafen trugen, und aus denen wieder seit Luitpold eine erbliche Herzogswürde hervorgieng.

So wurden denn aus den Grafen Herzoge, und wie wir bald sehen werden, aus den Herzogen Könige. Jeder Herzog aber mußte, wenn er seine Macht bevestigen wollte, dieselbe an einen Landbesiz knüpfen, folglich lag in der herzoglichen Würde wieder die des Grafen. Uebrigens war auch wirklich oft der Grafentitel bedeutsamer, als der des Herzogs und eben so oft vergaß man den Herzog über den Grafen zu sezen. Reichthum und Macht gab jedem Titel seine höhere oder mindere Bedeutung. Neben den Grafen und Herzogen bestand aber auch noch eine dritte Klasse, deren Macht den Königen beschränkend gegenübertrat:

die Kirche oder vielmehr ihre Diener, die Bischöfe. Sie waren von Jeher schon in Beziehung auf ihre höhere Würde den Herzogen gleichgestellt. Schon unter den Merovingern haben wir dieses Verhältniß gesehen. Mächtiger wurden die Bischöfe und Aebte von da an immer mehr. Seit der Papst den grossen Karl in Rom zum teutschen oder vielmehr zum römischen Kaiser gekrönt hatte, seit dieser Zeit vergrösserte sich die kirchliche Gewalt zusehends. Religiöser Sinn beschenkte die hierarchische Macht mit Gütern aller Art und nicht selten findet man schon am Anfange der folgenden Periode Bischöfe gleich unabhängigen Fürsten in grossen Gauen

ihre Gerichtsbarkeit üben. Die sich nur über geistliche Güter erstreckende Immunität stellte die Bischöfe sogar noch über die Herzoge, wenn dieselben blosse Dienstmänner ohne liegendes Eigenthum waren.

Unter den lezten Karolingern hatte man gewetteifert, sein Hab und Gut oft der Kirche zu schenken, um von der weit drückenderen Gerichtsbarkeit der Grafen frei zu werden. Diese Schenkungen fanden sehr häufig von Seite der sogenannten Bargilden oder geringeren Freien statt. Dieselben wurden dann Freigelassene der Kirche, und ihr Loos war gebessert. Die Kirche selbst gewann durch solche Leute an Eigenthum und Macht, und für die Erweiterung ihrer Kompetenz in streitigen Rechtsfällen war schon von Karl dem Grossen sehr Vieles geschehen, indem derselbe manchem Abte seinen königlichen Fiskus zur zweiten Instanz anwies.

So kam es, daß selbst geringere Grafen unter den Schuz der Kirche traten, um in ihrem Schoose Hilfe gegen Mächtigere zu finden. Kämpfe waren dabei unvermeidlich. Die Bischöfe sind aber durch die errungene Kompetenz über mindere Grafen ihres Sprengels selbst Herzoge geworden, und haben ihre Rechte gegen nicht seltene Angriffe weltlicher Machthaber auch mit den Waffen in der Hand zu behaupten gewußt. Nach und nach sah man freilich wohl ein, daß neben dem Kleide des Priesters der Rock des Kriegers nicht gut stehe; allein dafür war zu helfen.

Es übernahm eben ein Mandatar die rauheren Funkzionen, und die Kirche gieng aus jedem Kampfe gewöhnlich mehr siegend, als besiegt hervor. Jene Mandatare wurden kirchliche Advokaten genannt. Ihre persönliche Würde war meistens die des Grafen. Als kirchliche Advokaten hatten sie das wichtige Amt, die Kirche besonders in Rechtsverhältnissen zu vertreten; ihren Händen war die Gerichtsbarkeit anvertraut; ihre Schlauheit warb für das kirchliche Gemeingut wohlthätige Testamente, und ihre gewaffnete Macht hielt allenfalls auch die Neider, deren es genug gab, in Schranken. Nur Eines war ihren weit greifenden Händen entrissen, die pein-

liche Gerichtsbarkeit. Allein sie waren ja weltliche Grafen, also war ihnen auch die Möglichkeit, Kriminalrichter für ihre Personen zu werden, nicht abgeschnitten.

So vereinigten sie denn auch bald die bürgerliche und peinliche Richtergewalt in ihren Händen, und zulezt kam dazu noch die Erblichkeit ihrer Würde. Später wurden sie selbst für die Kirche gefährlich, und ihre Herrschaft, welche in der Entartung weit verderblicher, als die der Grafen gewesen war, wurde in den folgenden Zeiträumen gestürzt, dadurch aber natürlich nicht die Macht ihrer Patronen, der Bisthümer und Abteien. Der Reichthum dieser wuchs fort und fort und das baare Geld war oft nur in den Zellen der Aebte oder in den Kassen der Bischöfe zu finden.

Neben diesem politischen Uebergewichte hieng aber an geistlichen Stiftern und besonders Klöstern auch das moralische. Die Religion schlug ihre Wurzeln noch immer sehr tief in den frommen Gemüthern des Volkes, welches zum Aberglauben, zu blossen in die Sinne fallenden Formalitäten unendlich reif war. Nicht der reine, der alle Seelenkräfte heiligende Glaube der ersten Christen durchdrang die Herzen, sondern es war die Flamme einer Religion, die ihre Nahrung lieber von Aussen, als von Innen nimmt, die Form bei den Laien und das Interesse bei den Priestern. Dadurch, daß die Kirche sich gegen weltliche Angriffe, von welcher Seite sie auch immer kommen mochten, schüzen mußte, war sie auch gezwungen, Mittel zum Schuze zu suchen. Diese Mittel aber lagen im Volke.

Das Zutrauen desselben zu den Kräften der Kirche zu erweitern und zu bevestigen war daher auch die grosse Aufgabe aller Priester. Nun war aber das teutsche Volk jener Zeit mehr für die Form, als für das Wesen der Religion zugangbar, weil ihm alle höhere Bildung fehlte; also mußte auch besonderer Eifer auf die Ausbreitung und glänzendere Gestaltung jener Form gelegt werden. Daher kam der fromme Glaube, daß derjenige, welcher sein Hab und Gut der Kirche vermache, sich auch gewissermassen einen besseren Plaz

im Himmel erwerbe; daher stammt die Masse von Reliquien, welche zum Frommen und Nuzen der armen gläubigen Seelen in den Klöstern und Kathedralen gesammelt und aufbewahrt wurden. Welche Richtung dadurch der religiöse Geist des Volkes selbst genommen habe, läßt sich denken.

Uebrigens gab es auch zur damaligen Zeit Leute genug, welche den mächtig heranwachsenden Reichthum der Kirche mit scheelen Blicken betrachteten; allein über die Kirche ragte nur die Krone des Königs hinaus, und gegen diese aus Gründen einer besser verstandenen Religion anzukämpfen war gefährlich und wird auch immer gefährlich sein. Dessenungeachtet scheuten sich Viele vor dieser Klippe nicht. Es gab doch auch matte Könige. Der kirchliche Reichthum lockte Manchen. Man kämpfte ja nicht gegen die Religion, nicht gegen die Kirche, wenn man das nicht selten auf üble Art zusammengebrachte Gut eines Abtes und Bischofs angriff.

So kam es denn, daß die mächtigeren Grafen oft gegen minder mächtige Aebte oder Bischöfe zu Felde zogen, wenn sie glaubten, durch ihren frommen Eifer seien die gräflichen Interessen verlezt. Allein auch die geistlichen Herren waren nicht ungerüstet, auch sie und vorzugsweise *sie* hatten ihre Milites. Alle oder wenigstens die meisten Grafen *ihres* Sprengels mußten sich nehmlich zur Vertheidigung ihres Klosters oder ihres Stiftes zum Frommen ihrer Seelen verbindlich machen, und oft erschien ein Bischof oder Abt mit 50 und mehr Milites vor dem Reichstage, ein Beweis, daß auch die Kirche das Blut ihrer Untergebenen nicht schonen mußte, wenn es sich um die Vertheidigung ihrer Interessen handelte. Freilich war eine solche Soldatenmacht nicht in allen Klöstern zu finden, aber doch die meisten besassen eine grössere oder geringere. Bettelklöster hat Niemand angegriffen; denn der Angriff hatte nur den Reichthum des Geguers, nicht aber die Person desselben vor Augen. Aber die Reicheren unter den Klöstern mußten auch ihre Miliz zum Heerbann stellen, andere mußten dafür zahlen, die dritten für den König beten.

Aus diesen kurz angegebenen Zügen der politischen und

moralischen Verhältnisse Teutschlands ergibt sich nun, daß die Monarchie Karls des Grossen unter seinen Nachfolgern immer beschränkter wurde, und daß nach dem Tode Ludwig des Kindes die königliche Macht im Verhältnisse zu der der Grossen des Reiches, auf eine unwürdige und schädliche Weise herabsank.

Jedoch gab es für muthige und durchgreifende Könige dennoch ein Mittel, sich aus dem Zustande einer schimpflichen Abhängigkeit zu winden, und dieses Mittel lag in den Partheien, in den einzelnen hohen Ständen der Herzoge, Grafen, Aebte und Bischöfe selbst. Ihre gegenseitigen Reibungen erleichterten dem Könige oft das Einschreiten, und Karl der Grosse hatte sich selbst nicht, entblödet, schon längst gemachte Schenkungen an verdiente Krieger heraus zu geben. Jedoch war diese Verleihung, welche sich im Grunde nur Raub nennen läßt, in Teutschland selten, in Frankreich desto häufiger. Bei uns kam aber ein anderer und doch ähnlicher Fall vor; statt verdienten Kriegern wurden verdienten Bischöfen Abteien verliehen, welche in ihrem Sprengel liegen mochten oder nicht. Der Bischof wurde dadurch auch zulezt Abt jenes Klosters, welches er zum Geschenke erhalten hatte, und immer mächtiger wurden die Bischöfe als Landesherren, die Könige dagegen beschränkter, insofern es sich bei ihnen um den Besiz von Reichthum und Ländereien handelte.

Aber ein Stand beschränkte den anderen, einer beneidete den anderen und nicht selten kämpfte auch einer gegen den anderen, so daß in den teutschen Ständen noch für viele Jahrhunderte der Keim der Zwietracht lag, und nicht selten zur üppigen Pflanze emporwuchs.

Neben den oben bezeichneten Ständen gab es noch eine vierte Klasse von einflußreichen Leuten, die Freien. Allein ihre Freiheit war meistens durch Lehen beschränkt. Die Mächtigeren, die Seniores verliehen nehmlich freien Grundeigenthümern ihres Bezirkes unter der Bedingung, daß dieselben im Falle eines Krieges ihre Heeres abtheilung zum Lehensherrn lieferten Güter. Sie selbst theilten sich wieder je nachdem ihre

Lehenpflicht sie mehr oder weniger abhängig machte, oder je nachdem sie nicht einmal Lehen bedurften, in ganz Freie und Halbfreie. Auf Freiheit hielt man natürlich Alles und wo es nur möglich war, bemerkte der Freie, daß er frei sei. Uebrigens wurde der freien Existenz reicher Grundeigenthümer durch die neidischen Waffen der Grafen besonders im Flachlande bald ein Ziel gesezt. Freie Männer ohne einen Grafentitel gab es bald nur noch innerhalb der hohen Berge des teutschen Süden.

So unterschieden sich denn die Freien von den Unfreien durch Macht, Ansehen und Reichthum, und der Unfreie war in Beziehung auf seinen Besiz und seine Person von den Freien abhängig. Neben den Freien gab es auch noch eine andere Klasse von nicht unbedeutenden Machthabern, die Städte oder vielmehr ihre Bürger. Sie lebten immer noch nach römischen Rechtsnormen und standen unter dem unmittelbaren Schuze des Königs oder des Bischofs, welcher innerhalb ihres Burgfriedens seine Residenz hatte. Ummauert waren die wenigsten Städte, und daher auch dem Feinde nicht selten Preis gegeben, besonders am Inn und in dem alten Norikum. Nach und nach suchte man sie auch mit Mauern zu umgeben, mit Kastellen zu versehen, und so entstanden Burgen und Städte mit Bevestigungswerken, um den Angriff der Feinde abzuwehren.

Düster sah es aus im teutschen Vaterlande, als die karolingische Dynastie ihren lezten Sprößling verlor. Eine schwankende Verfassung, gleichsam nur auf den Trümmern des ehemaligen Gefolgewesens fort vegetirend, hielt das in seinen Grundvesten schon wankende Gebäude zusammen. Ein Stand war auf den anderen eifersüchtig, der Einzelne beneidete seinen Nachbar, sobald er wußte, daß derselbe mächtiger, als er war. Ludwig, das Kind, war von geistlichen Händen gepflegt worden, und eine geistliche Hand geht für ihre Pflege ungerne leer aus.

Der Erzbischof Hatto war um Vieles reicher geworden, hatte sich aber auch viele Neider erworben. Jedoch großartige

Wirksamkeit eines ausgezeichneten Mannes wurde im ganzen verwaisten Reiche wohl gefühlt. Hatto war Erzkanzler gewesen; nach des jungen Königs Tod blickte man gerne auf ihn, der die Grossen Teutschlands zum Reichstage berufen konnte. Zwar gab es kein Gesez, welches über die Wiederbesezung eines erledigten teutschen Königthrones Bestimmungen enthalten hätte. Allein die Reichsversammlung war die erste gesezgebende Gewalt, und von ihr konnte man auch erwarten, daß sie im vorliegenden schwierigen Falle eine für das Ganze günstige Entscheidung treffen werde. Ein Haupt war dem grossen Volke, in welchem die Zwietracht so gerne schlummerte, nöthig. Zwar lag dem Herzoge, dem Bischofe, dem Grafen wenig daran, ob es einen König über ihm gäbe oder nicht; seine Verhältnisse änderten sich dadurch keineswegs; allein die Ungarn, die Slaven, kurz die vollen Schrecken eines auswärtigen Krieges, geführt von Barbaren, drohten dem Vaterlande. Bajern lag dem Feinde offen; von Bajern aus konnte er in's Herz von Teutschland dringen, und ohne einen König, wer wollte das bedrängte Volk in Masse aufbieten? Doch etwa nicht der Mainzer Erzbischof? Einen Heerbann zu organisiren, dahin reichte seine Macht nicht. Die Ungarn wußten dieses wohl, aber gegen sie stand der Bajernherzog Arnulf, gleichsam die Vormauer des Reiches.

Hatto sah die schwierige Lage des Vaterlandes, und er fand, daß dem verwaisten Körper ein Haupt, und zwar ein tüchtiges, ein mächtiges und gediegenes Haupt nöthig sei. Die Reichsversammlung sollte über diese Nothwendigkeit entscheiden.

§. 58.

I. *

König Konrad I. aus dem fränkischen Hause.

911 — 919.

Die Reichsversammlung und nur sie konnte ohne Nachtheil für's Ganze entscheiden, wie und wer zum Oberhaupte aller teutschen Nazionen gewählt werden sollte. Jedenfalls mußte man im Hinblicke auf die drohenden Ungarn eine veste Regirung haben, deren Haupt sich weder vor den Gebrechen der gewohnheitsrechtlichen teutschen Staatsverfassung noch auch vor den kriegerischen Schwärmen nach Aussen fürchtete. Er mußte aber zugleich eine tüchtige Hausmacht besizen, die ihn befähigte, seinen Befehlen wirksamen Nachdruck zu verschaffen; man durfte nach einem solchen Manne nicht lange suchen. Mächtig und reich, erblicher Herr in seinen Landen war nur der alte Sachsenherzog Otto. Er war auch zugleich der Würdigste und zur Reichsregirung in schwierigen Zeitverhältnissen der Tüchtigste. Wirksam konnte er Krieg führen gegen die ihm am Nächsten drohenden Slaven und Normannen, und Bajern in Verbindung mit Schwaben und Franken konnte auf der andern Seite den Ungarn teutscher Tapferkeit Proben ablegen. Auf Otto fiel Hattos Blick; Unterhandlungen mit demselben wurden angeknüpft.

Otto, der Erlauchte, schlug die hohe Würde aus. Sein hereinbrechendes hohes Alter diente ihm zum Entschuldigungsgrunde; er empfahl aber dafür den Frankenherzog Konrad I. aus dem salischen Hause und weiblicher Seite selbst mit den Karolingern verwandt. Konrad stand im nördlichen und nord-

---

* Die römische Ziffer bezeichnet die fortlaufende Anzahl der teutschen Könige und Kaiser, von Konrad I. angefangen bis zu Franz II. im vierten Bande.

westlichen Teutschland in hoher Ehre, und das Vertrauen der Sachsen und Franken hatte er sich ohnedieß erworben, also glaubte Otto, der Vorgeschlagene werde auch von Sachsen und Franken wenigstens vorläufig als teutscher König anerkannt werden. Die mächtigsten Fürsten Ostfrankens und Sachsens schicken ihre Bevollmächtigte zum Reichskanzler Hatto nach Mainz und Konrad I. wird zum Könige der Teutschen gesalbt und gekrönt. Er konnte wegen seiner Verwandtschaft mit den Karolingern gleichsam als zu ihrer Dynastie gehörig betrachtet werden, ein Umstand, welcher seiner Wahl den Charakter der erblichen Gesezlichkeit aufprägte.

König Konrad I. war der Sohn des ostfränkischen Grafen Konrad, und der Bruder des Bischofs Rudolf von Würzburg dann des Wetterauischen Grafen Gebhard und des Oberrheinischen Eberhard. Das ganze Geschlecht war in Hessen, in der Wetterau, am Rhein und im Niederlahngau ausgebreitet. Seine Besizungen waren groß, und viele waffenfähige Mannschaft unterstüzte das Ansehen der Brüder. Der Vater war vom Grafen Adelbert von Babenberg erschlagen worden, und diesen hatte Hatto, der Reichskanzler, vernichten lassen. Der älteste Sohn Konrad führte den Titel Herzog, die beiden andern weltlichen Brüder den Grafentitel. Die Besizungen des Aeltesten waren die zahlreichsten, er also auch unter ihnen der Mächtigste. Dadurch, daß er zum Könige gewählt wurde und ein Verwandter der Karolinger war, hatte er zugleich die Aussicht der Kronerblichkeit für sein Haus, ohne daß er dabei rechtlich befugt geworden wäre, mehr, als einem seiner Söhne die Krone zu hinterlassen. Allein bevor etwas über die rechtliche Begründung der Kronerblichkeit geschehen konnte, mußte der neugewählte König erst seine Anerkennung von vielen teutschen Fürsten erzwingen. Mit den Waffen mußte er die auf ihn gefallene Wahl erst gültig machen, obgleich ihn eher der Krieg nach Aussen gerufen hätte. Er löste jedoch seine schwierigen Aufgaben auf eine vortreffliche Art, und ihm vielleicht haben wir noch zu verdanken, daß Teutschland nicht in die Hände raubgieriger Slaven, Normannen oder

Ungarn gefallen ist. Die Lage unseres Vaterlandes nach dem Aussterben der karolingischen Dynastie war nehmlich beinahe dieselbe, wie die Lage der Römer zur Zeit der Völkerwanderung. Wie damals drohten auch jezt die vordrängenden Völker der Slaven aus Nord und Ost das Vaterland auf's Neue zu überschwemmen und die ohnehin wankende Staatsverfassung umzustürzen. Wie damals war auch jezt die Zwietracht der Teutschen mächtig herrschend unter ihnen, und drohte, den Feind eher zu locken, als abzuhalten. Der Süden Teutschlands wollte sich in Beziehung auf ein gemeinschaftliches Oberhaupt vom Norden trennen. Bajern und Allmannen wollten einen König aus Franken nicht anerkennen; sie glaubten, überhaupt ein Oberhaupt nicht zu bedürfen. Der Herzog Burkhard von Schwaben forderte seine Unabhängigkeit in eigenem Lande eben so gut, als der Herzog Arnulf von Bajern dieselbe ohne Rücksicht auf den von den Franken und Sachsen gewählten König sie begehrte. Beide konnten auch ihre Ansprüche mit Waffen unterstüzen; beiden standen treue Vasallen zur Seite; aber an Bajerns Gränze standen die Ungarn, gerüstet zum Kriege, zu Streifereien, zu Raub und Mord. Aber auch Sachsen konnte seine Hilfe dem neuen Könige leicht verweigern; denn vor seinen Thoren standen die Slaven, und die Normannen drohten in Franken einzufallen.

Bedenkt man alle diese Verhältnisse, so ergibt sich leicht, daß die Lage Teutschlands und seines neuen Königs höchst gefährlich war. Konrad jedoch erschrack nicht vor den tausend Gefahren; denn er war ein Teutscher, und Teutsche wissen zu kämpfen und zu siegen, wenn es sich um die Existenz ihres Vaterlandes handelt. Bisher hatte jeder teutsche Landesfürst seine Lehen aus den Händen des Königs empfangen; fortan, meinte der rüstige Konrad, dürfe es auch nicht anders werden.

Allein hier thürmte sich ihm doch ein grosses Hinderniß entgegen. Otto, der Erlauchte, war vor Konrad zum Könige vorgeschlagen, gleichsam gewählt worden, und obgleich er die hohe Würde abgelehnt hatte, so ehrte man doch schon wegen

seiner vortrefflichen Persönlichkeit in ihm gewissermassen die Würde eines Monarchen, und ein solcher Mann, wie Otto war, empfängt sein Reich doch nicht gerne aus den Händen desjenigen zum Lehen, dem er gleichsam die Krone selbst gegeben hat. Ohne Otto wäre Konrad vielleicht gar nie König geworden. Wenn aber Sachsen kein Lehen des Reiches gewesen sein würde; so hätten die andern Nazionen mit gleichem Rechte ihre Unabhängigkeit ansprechen dürfen, und der teutsche König hätte von seiner Krone nichts weiter, als den blossen Titel gehabt. Für diesen aber war Konrad nicht allein interessirt; er wollte auch König von Teutschland im vollen Sinne des Wortes sein. Diesen Zweck jedoch zu erreichen, gab's für ihn kein anderes Mittel, als den Krieg.

§. 59.

Kriege König Konrads I., zum Zwecke seiner Anerkennung und der Integrität seiner Würde geführt.

Zuerst bot der neue König den fränkischen Heerbann gegen den Herzog von Lothringen auf. Reginar verweigerte nehmlich nicht allein jede Anerkennung, sondern er suchte auch seine Provinzen zu vermehren, und dieselben lieber unter französischen, als unter teutschen Einfluß zu stellen. Aber auch hiebei war es ihm nicht Ernst, denn seine Absicht gieng dahin, ein unabhängiges Reich zwischen Ost- und Westfranken herzustellen, und weil dazu Lothringen allein nicht ausreichte, so riß er den Theil von Elsaß an sich, welcher zu Allmannien gehörte und breitete sich daher mächtig am linken Ufer des Rheines aus. König Konrad I. entriß ihm nach zwei Feldzügen den Gau Westrich und das Stift Utrecht von Elsaß, welche beide dem Reiche zurückgegeben wurden; und nun giengs mit den Sachsen los.

Herzog Otto, der Erlauchte, war nehmlich gestorben, und vermöge der Erblichkeit seiner Würde nahm sein Sohn Heinrich von der väterlichen Fahne Besiz. Dagegen hatte nun

der König durchaus Nichts einzuwenden, allein er wollte nur, daß der neue Herzog sein Land von ihm zu Lehen erhalte und nicht, wie der Vater, unabhängig vom Könige regire. Dem Vater wollte er aus Dankbarkeit nicht zu nahe treten, aber den talentreichen und muthigen Sohn mußte er in seinen unabhängigen Bestrebungen beschränken, da derselbe weit mehr Nachtheiliges für die Krone befürchten ließ, als der Vater. Heinrich, der jezige Sachsenherzog, war nicht allein ein tapferer, sondern auch ein kluger Fürst, und ein durch manche Kämpfe mit den benachbarten Slaven erprobter Feldherr. Aufforderungen ergiengen nun an den neuen Herzog; Entschuldigungen aber antworteten.

Heinrich wußte wohl, daß der Erzkanzler in Mainz dem Könige beständig anlag, ja nicht nachzugeben, sondern den Herzog, wenn auch sogar mit Waffengewalt, zur Lehenannahme zu zwingen. Zuvörderst nahm er daher an dem emsigen Erzbischofe Rache. Alle seine Güter, die er in Sachsen und Thüringen besaß, ließ er zum herzoglichen Eigenthume stellen, oder gar verheeren, wenn sich die Besizer seinen Bestrebungen widersezten. Hie und da wurde auch ein Streifzug nach Franken unternommen; kurz Heinrich gab auf die deutlichste Art zu erkennen, daß es ihm völlig Ernst sei, alle Verbindungen mit den Franken, insofern sie beiden Nazionen den Frieden bezweckten, abbrechen wollte.

Der König bot demnach alle seine Franken zum Heerbanne. Eine Abtheilung, welche der Bruder des Königs, Eberhard, anführte, wurde geschlagen; die andere aber, welche unter den Befehlen Konrads stand, drängte die Sachsen vorwärts, und erst vor Grona wurde zwischen beiden Fürsten ein Waffenstillstand abgeschlossen. Zum Frieden wäre es nie ganz gekommen, denn der Friede war in jener Zeit, wo, wie ein Geschichtschreiber sagt, das Raufen an der Tagesordnung gewesen ist, eine unmögliche Sache. Gegenseitige Einfälle hörten nie auf, und Heinrich bequemte sich zu weiter nichts, als zur Anerkennung des Königs, dem sein Vater das Dasein gegeben hatte. Nachdem jedoch der Hauptstreit mit den

Sachsen so ziemlich geschlichtet war, sollte es über die Allmannen und Bajern hergehen; denn der König wollte seine Anerkennung um jeden Preis im ganzen Reiche durchsezen. Nun aber hatten die Allmannen, während Konrad mit den Sachsen kriegte, auch den Reichsfrieden dadurch gebrochen, daß sie gegen den Vertrauten des Erzkanzlers, den Bischof Salomo von Konstanz, Feindseligkeiten übten, ihn auf offener Strasse überfielen und gefangen sezten, weil sie wußten, daß in politischen Dingen der Bischof ein treuer Freund des Königs war, und daß er von einer Isolirung Schwabens in Beziehung auf das Reich nichts wissen wollte. Der Bischof wurde von seinen Ueberwältigern, Berthold und Erchanger, zweien Kammerboten, zwar wieder frei gegeben und durch seine Verwendung bei einer Mainzer Fürstenversammlung diesen sogar das Leben wieder erwirkt; allein eine ernstliche Versöhnung zwischen Salomon und den rohen Grafen war noch nicht zu Stande gekommen, obgleich der sanftmüthige Bischof sie von ganzer Seele wünschte. Nun wollte der König dieselbe ermitteln.

Um Bajern und Schwaben auf seine Seite zu bringen, die Fürsten dieser Länder mit sich und seiner Würde zu versöhnen, vermählte er sich mit der Stiefmutter des Bajernherzogs Arnulf I., der Wittwe des in einem Ungarnkriege 907 erschlagenen Herzogs Luitpold und der Tochter des Grafen und obenbezeichneten Kammerboten Erchanger. Kunigunde sollte auf friedlichem Wege ihren Vater und ihren Stiefsohn mit dem Könige versöhnen. Allein die betheiligten Personen, besonders der alte Erchanger waren zur Versöhnung nicht so leicht geneigt; denn der Bischof Salomo sollte sich nicht rühmen, schwäbischen Grafen auf einer Reichsversammlung das Leben erbeten zu haben, wenn er auch immer ein Bischof war. Einmal gab nun der Bischof den Kammerboten, da eben der König bei ihm war, im Kloster St. Gallen ein Gastmahl. Bei dieser Gelegenheit wollte Konrad, während die Freuden der Tafel und des Trunkes die Gemüther begeisterten, die beabsichtigte Versöhnung zu Stande bringen. Unbegreiflicher

Weise aber hatte er schon früher mehrere Güter der genannten Kammerboten verliehen und dadurch ihre Rache gegen den Bischof nur mehr verschoben. Die Rohheit jener Zeit ließ nun auch bei Gastmählern die gegenseitige Achtung nicht selten vergessen. Der Bischof, stolz auf seine Güter, vergaß sie; einige rohe Scherzreden fielen vor und fanden in den durch den Trunk erhizten Gemüthern Anklang. Erchanger und Berthold wußten dem Bischofe, der es wohl auch nicht so böse gemeint haben mochte, dieselben Scherze durch ähnlich klingende Rohheiten zu erwidern. Der König allein war mit seinem Ernste im Stande, rauhern Ausbrüchen zuvor zu kommen. Er reiste ab, und die unversöhnlichen Grafen lechzten nach Rache. Der Bischof wurde auf seinem Heimwege nach Konstanz meuchlerisch überfallen, und von seinen Feinden auf der Diepelsburg gefangen gesezt. Erchanger zog seine ihm vom Könige genommenen Güter wieder ein und ließ sich zum Herzoge von Allmannien ausrufen.

Ernstere Schritte that zwar der König; allein Heinrich der Sachse war gegen ihn zu unruhig und Konrad selbst zu schwach, um zwei Feinden gegenüber seine Rechte behaupten zu können. Erchanger fiel in Franken ein; neben ihm auch der Sachse. Erchanger mußte fliehen; denn Heinrich war ein grösserer Feind der Allmannen, als der Franken. Allein Erchanger holte neue Truppen, während Heinrich gegen die Slaven zog, und das königliche Heer erlitt durch ihn eine derbe Niederlage.

Der König rüstete sich zwar zu neuem Kriege; allein da verband sich der in Fehden ergraute Allmannenherzog mit Arnulf von Bajern. Die Verwicklungen wurden ernster; die königliche Sache schien ihrem Sturze entgegen zu wanken. Von Aussen drohten die Feinde und auf die bitterste Art hauste der Krieg im Innern des Reiches. Der König sah seine Machtlosigkeit gegen so viele Feinde und dennoch verzagte er nicht, dem gesunden Sinne der Teutschen zutrauend, daß sie ihn doch zulezt in der Sache für's Vaterland unterstüzen würden. Er berief eine Reichsversammlung nach Altheim, die

sich mit politischen und kirchlichen Angelegenheiten beschäftigen sollte.

Bajern erschien nicht; die Allmannen blieben ebenfalls aus; dafür erschienen Bischöfe genug, um ihren Konstanzer Bruder zu rächen, und die königliche Würde durch strenge Geseze zu unterstüzen. Weise Berathungen zur Herstellung des Friedens im Reiche wurden gepflogen. Ernst betrachtete man die bisherigen Auflehnungen gegen den König; Ernster noch die Nothwendigkeit, Geseze zu schaffen, welche solchen tief greifenden Uebeln zu steuern vermochten. Die Geseze kamen zu Stande; es wurde feierlich bestimmt und wiederholt, was schon unter den Karolingern gegolten hatte: „derjenige welcher des Treubruches gegen den König, des Aufruhrs gegen das Reich schuldig befunden worden ist, soll enthauptet werden.“ Man sieht wohl, daß die Erneuerung dieses Hochverrathsgesezes vorzüglich gegen diejenigen gerichtet war, welche den König als solchen nicht anerkennen wollten. Wirklich wurden Erchanger und Berthold wegen ihrer Kriege gegen den König und wegen ihres Friedensbruches gegen das Reich zum Tode verurtheilt. Man nahm sie hinterlistig gefangen, und in Adingen wurden sie enthauptet. Ihre nahe Verwandschaft mit Konrad I. hatte ihnen nichts geholfen. Zwar sagen die Galler Annalen, der oft genannte Abt Salomon habe wieder für die Schuldigen gebeten; allein der Bischof wußte wohl sammt seinem Freunde, dem Könige, daß die Krone im ernsten Augenblicke durch kräftige Mittel unterstüzt werden müsse, wenn sie nicht ihren Glanz vollends verlieren sollte.

Auch Kunigunde konnte gegen die von einer die Weltlichen überwiegenden Anzahl Bischöfe ausgesprochenen Strafe, obgleich Erchanger ihr Vater war, keine Milderung erbitten und selbst der König durfte nach der bisherigen Observanz an einem Reichstagsbeschlusse Nichts ändern. Die Enthauptung erfolgte und Allmannien mußte vorläufig den König doch anerkennen, obgleich derselbe für diese Anerkennung ein neues Opfer zu bringen gezwungen wurde. Die herzogliche

Würde war nehmlich in jenem Lande erledigt und gemäß den bisherigen von den Königen geübten Gesezen hätte Konrad irgend einen Grossen wieder mit der bezeichneten Würde belehnen sollen, allein ihm kam der Graf Burkard zuvor. Derselbe ließ sich zum Herzoge von Allmannien ausrufen und der König, wenn er nicht wieder Krieg führen wollte, wurde gezwungen, den neuen Herzog anzuerkennen. Dafür ließ sich Burkhard auch mit dem Szepter belehnen, nachdem ihm der König sogar die Güter der enthaupteten Kammerboten herausgegeben hatte.

So war denn die Lage des ersten teutschen Wahlkönigs in der That nicht die vortheilhafteste. Von Bajern aus wurde ohnehin die Anerkennung noch zurückgehalten; denn der Herzog Arnulf wünschte sich König in eigenem Lande zu sein; da seine bisherige Tapferkeit gegen die Ungarn bewiesen hätte, daß er kräftig genug sein könne, seinem Willen Nachdruck zu verschaffen. Allein dadurch, daß er unpolitische Eingriffe in die Interessen seines Klerus gemacht, daß er die meisten Klöster seines Landes aufgehoben hatte, konnte seine Tapferkeit auf eigenem Boden wenig fruchten; denn die Anzahl seiner Feinde in Bajern war nicht gering; der König wußte das wohl und baute darauf auch seine Hoffnungen. Mit einer Heeresmasse aus Franken und Allmannen bestehend drang er in Bajern ein. Viele aus diesem Lande schlugen sich zu seinen Fahnen, und endlich sah sich der getäuschte Herzog gezwungen, zu seinen eigenen frühern Feinden zu fliehen. An die Stelle Arnulfs sezte der siegende König den Berthold. Die Ungarn nahmen aber den Arnulf auf's Gütigste auf und drohten mit neuen Kriegen ihren teutschen Nachbarn.

§. 60.

Die Ungarnkriege unter König Konrads I. Regirung.

Als Konrad zum Könige der Teutschen gewählt wurde, drohten die slavischen Stämme von allen Seiten in das Reich

einzubrechen. Die gefürchteten Ungarn standen vor der bajerischen, die Wenden vor der sächsischen Gränze. Beide wußten um die mißliche Lage im Innern des Reiches und vertrauten um so mehr, es könne ihnen bei Einfällen in das unruhige Land an Beute nicht fehlen, als sie wußten, das Arnulf von Bajern sie nöthigenfalls, wenn es sein Interesse forderte, zu Hilfe gegen seine Feinde rufen werde. Am Anfange der Regirung des Königs war jedoch dieses Leztere nicht der Fall. Bajern und Allmannien verbanden sich vielmehr inniger zur Verjagung des fürchterlichen Feindes. Beide siegten. Allein mit den Siegen über die ungarischen Räuberhorden war nicht viel ausgerichtet. Der Zweck der Ungarn war nicht, irgend einen Einfall dahin zu benüzen, daß sie im eroberten Lande sich festsezten, sondern ihre Absicht war nur, zu rauben und den Raub nach Hause zu bringen, und gelegentlich, sobald es ihnen möglich war, wieder zu kommen, und auf's Neue die alte Kunst zu üben.

So wurden von ihnen viele Gegenden im südlichen Theile von Bajern verwüstet. In Allmannien fielen sie auch oft ein, und zulezt kamen sie sogar bis an den Rhein und über diesen Fluß bis in's Innere des südwestlichen Frankreichs. Bot man eine Armee gegen diese Räuberhorden auf, so flohen sie, und man durfte von Glück reden, wenn man sie in kleine Haufen abgetheilt nicht wenigstens alle zwei Jahre in Südteutschland erblickte. Das Kloster St. Gallen wurde öfters von ihnen heimgesucht und die Mönche konnten sich nur dadurch vor den schlimmen Gästen retten, daß sie eiligst in ihr festes Bergschloß flohen. Die Bajern und Allmannen, wie schon bemerkt wurde, nahmen 913 einmal einen solchen Haufen in ihre Mitte und Wenige der Ungarn kamen davon nach Hause, um ihren Landsleuten die fürchterliche Niederlage ihrer Brüder zu melden. Allein eine Niederlage schreckte die Räuber zwar auf einige Zeit, aber nie für Immer zurück.

König Konrad hätte nun als teutsches Reichsoberhaupt auch die Pflicht gehabt, diesem Unfug zu steuern; allein er, der im Innern der Feinde genug hatte, war nicht fähig,

auch die äusseren zu bekämpfen. Daher kam's, daß jeder Herzog, dessen Land den Räubern am Nächsten lag, sich auch am Ersten selbst gegen sie vertheidigen mußte. Leicht erklärbar ist somit auch das Streben der Herzoge nach Unabhängigkeit. Arnulf von Bajern wurde jedoch von den Ungarn wegen seiner Tapferkeit gefürchtet, und mit ihm schlossen sie sogar ein Bündniß, nicht mehr in sein Land zu fallen; daher wurde er auch von ihnen freundschaftlich aufgenommen, als er aus Bajern floh, und König Konrad hatte auch von Bajern aus seinen Zweck erreicht.

§. 61.

König Konrads I. Tod.

Niemand wird läugnen, daß Konrad wenigstens Alles, was in seinen Kräften stand, zum Wohle seiner selbst und zur Geltendmachung seines königlichen Ansehens geleistet hatte. Daß er nicht unbedingt als Oberhaupt des gesammten teutschen Volkes auftreten konnte, war natürlich; denn ihm fehlte die Gewalt. Daß jedoch die teutschen Fürsten, namentlich die Allmannen und Bajern, den fränkischen Herzog, der ohnehin noch in dieser Würde neu war, nicht als ihren König erkannten, war eben so natürlich. Franken und Sachsen waren unstreitig die mächtigsten Nazionen im Vaterlande und auf ihre Macht waren die übrigen von Jeher eifersüchtig, denn sie fürchteten die Schmälerung derselben. Grössere Plane mochte der muthige König noch gehabt haben, als die, seine blosse Anerkennung zu erzwingen; allein an der Ausführung hinderte ihn der Tod.

Als er Bajern unter seine Verfügung ob durch Waffen oder durch Uebereinkunft mit den Grossen durch Berufung eines Landtags gebracht hatte, erkrankte der König. Besondere Nachrichten über seine Erkrankungsweise mangeln; jedoch hat uns die Geschichte einen schönen Charakterzug desselben aufbewahrt.

Konrad I. hatte nehmlich durch manche bittere Erfahrung

gelernt, daß dem teutschen Volke ein tapferer und weiser König fehle, und daß ein solcher unter mißlichen Verhältnissen nach Innen und Aussen für dasselbe höchst nothwendig sei, wenn nicht Zwietracht und drohende Feinde das ganze Gebäude zusammenstürzen sollten. Er wußte ferner, daß ein solcher Herrscher unter den Gliedern seiner eigenen Familie nicht zu finden sei. Kinder hatte Konrad nicht; aber sein ältester Bruder Eberhard sollte ihm in der Regirung folgen, insofern der sterbende König seine Dynastie für den neuen Thron erhalten wollte. Allein auch Eberhard entsprach seinen Ansprüchen zum Besten des Vaterlandes eben so wenig, als die beiden noch übrigen Brüder. Sorgend um die Interessen der neuen Krone blickte er im Reiche umher. Arnulf von Bajern und Heinrich von Sachsen waren allerdings zwei tüchtige Männer, die dem bedrängten Vaterlande ehrenvolle Dienste leisten konnten. Der Herzog von Bajern jedoch hatte einmal ein Bündniß mit den Ungarn gegen das allgemeine Beste eingegangen und dadurch das Mißtrauen des Königs auf sich geladen. Zudem war der Bajer auch nicht mächtig genug, um allen etwaigen inneren und äusseren Feinden zu wehren. Seinem persönlichen Charakter traute der König auch nicht die nöthige Vorsicht zu, um in allen Fällen sich gegen die eifersüchtigen Fürsten königlich benehmen zu können, kurz Arnulf entsprach den sorgsamen Wünschen des kranken Monarchen nicht und dieser warf seine Blicke auf den Herzog Heinrich von Sachsen. Heinrich war unstreitig der Würdigste und Mächtigste unter Allen. Der sterbende König empfahl daher seinem Bruder Eberhard, nachdem er denselben zur Entsagung der Nachfolge bewogen hatte, den Herzog von Sachsen zum würdigsten Fürsten für den teutschen Königsthron. Darauf starb er am 23. Dez. 918, als ein König von der Nachwelt verehrt, dem nur die Interessen seines Vaterlandes am Herzen gelegen waren, und der ihnen gerne selbst die seinigen geopfert hat.

§. 62.

II.

König Heinrich I., der Finkler genannt, aus sächsischem Hause.

919 — 936.

Nachdem der König gestorben war, suchte der redliche Eberhard vorerst die Grossen des ostfränkischen Reiches für die Wahl des von seinem verstorbenen Bruder empfohlenen Herzogs Heinrich empfänglich zu machen. Er erreichte seinen Zweck. Nachdem er sie einzeln zu seinem Unternehmen vorbereitet hatte, rief er die Fürsten zu einer Reichsversammlung nach Frizlar. Das konnte er als Seneschall, als Erzkanzler des Reiches, in dessen Händen alle Reichsinsignien verwahrt wurden, wohl thun. Bei Frizlar lagerten sich die beiden Völker der Franken und Sachsen, und nach gepflogenen Berathungen und vorgetragener Sache wurde Heinrich, Herzog der Sachsen, zum Könige der Teutschen ausgerufen. Der neue König war übrigens selbst nicht bei der Wahl. Der bescheidene Erzkanzler nahm daher den Szepter, das Schwerdt, den Mantel und das königliche Diadem, endlich, wie Wittichind sagt, die heilige Lanze, und zog unter glänzender Begleitung nach Sachsen, um dem neuen Könige den teutschen Thron anzubieten, und demselben seine und die Unterwerfung der Franken und Sachsen zu verkünden.

Herzog Heinrich soll eben, wie spätere Geschichtschreiber aus einer Volkssage bemerken, seiner Lieblingsbeschäftigung gepflogen haben, nehmlich dem Vogelfange obgelegen sein, als Eberhard die frohe Botschaft überbrachte. Herzog Heinrich hörte mit Vergnügen, daß die fränkischen Grossen und an ihrer Spize der Herzog Eberhard ihn zum Könige mit seinen Sachsen gewählt hätten. Heinrich I. nahm die auf ihn gefallene Wahl zweier Hauptvölker an, zog nach Frizlar, um von den noch versammelten Grossen die Huldigung zu em-

pfangen und das Weitere in Beziehung auf die Unterwerfung der anderen teutschen Nazionen zu beschliessen. Mit Jubel wurde der neue König von den Franken und Sachsen auf ihre Schilde gehoben und zum teutschen Monarchen ausgerufen. Heinrich I. erhielt wegen seiner Lieblingsbeschäftigung den Beinamen „der Finkler oder Vogler."

§. 63.

Heinrichs I. Bestrebungen, seine königliche Würde zu bevestigen.

Wohl war Heinrich, der Finkler, am Tüchtigsten zur Uebernahme der teutschen Krone. Schon der Anfang seiner Regirung ist Beweis davon, und das Ende derselben krönt mit den herrlichsten Erfolgen das ohne Unterbrechung fortgesezte Meisterwerk. Zwar hat man Heinrich I. wohl auch die Thaten späterer Könige zugeschrieben; allein das beweiset immer nur, daß der Finkler einer der würdigsten Namen in der Geschichte unseres Vaterlandes ist. Mit Kraft und Ausdauer erfaßte er die Zügel der Regirung. Eben so ernst begegneten ihm die Ereignisse, wie seinem Vorgänger; allein Heinrich schreckte weder vor seiner Zeit noch vor ihren Menschen zurück. Er kannte beide und herrschte über sie, mit einem Worte, seine ganze Regirung ist eine ruhmvolle Fortsezung von ausgezeichneten Handlungen.

Nachdem der König als solcher ausgerufen war, wurde er vom Erzbischof von Mainz, Heriger, gekrönt. Die Salbung nahm er nicht an, indem er vorgab, er sei unwürdig, mit dem heiligen Oele gesalbt zu werden, da dasselbe nur für priesterliche Häupter gehöre. Dabei hatte er jedoch die alleinige Absicht, so unabhängig als möglich von geistlichem Einflusse zu bleiben, und daher wollte er dem Klerus von seiner Krone durchaus Nichts zu verdanken haben, da er wohl wußte, daß derselbe die Salbung nicht umsonst verrichte. Und nun berief er den sächsischen Heerbann, um Bajern und

Schwaben zu seiner Anerkennung zu zwingen, denn beide waren troz der Einladung des Reichskanzlers am Wahlfeste zu Frizlar nicht erschienen, und hatten somit auch den neuen König als ihren Oberlehensherrn nicht anerkannt. Herzog Burkard und Herzog Arnulf, welcher nach dem Tode König Konrads wieder nach Bajern gekommen war, und nach Vertreibung Eberhards sich wieder der Regirung bemächtiget hatte, wollten wiederholt in ihrer Herrschaft unabhängig bleiben. König Heinrich brachte nun seine Armee, zu welcher sich auch fränkische Heereshaufen gesellt hatten, nach Allmannien. Der früher so stolze Herzog, obgleich er sich bis auf das Aeusserste hatte vertheidigen wollen, unterwarf sich, als er merkte, daß seine Macht nicht im Stande wäre, gegen die königliche etwas auszurichten. Heinrich nahm die Unterwerfung in der Art an, daß er den Herzog mit Allmannien belehnte, und ihn somit in seiner Würde bestätigte. Das bisherige Recht des Herzogs, Reichsgüter zu verwalten, wurde ihm genommen und eben so die Befugniß, Bischöfe einzusezen. Hierauf zog der König gegen den bajerischen Herzog Arnulf I. Die Bajern hatten auf einer Versammlung in Regensburg denselben zum Könige ausgerufen und wollten daher von der Anerkennung eines anderen Nichts wissen. Allein Heinrich wußte wohl, daß die Furcht der bajerischen Grossen vor der Verbindung Arnulfs mit den Ungarn manche Stimme erzwungen hatte, und daß es ihm somit nicht so schwer sei, seine Anerkennung bei den Bajern durchzusezen.

Vor Regensburg, der Hauptstadt des Herzogs, trafen sich die Heere der beiden Nebenbuhler. Mit gleicher Tapferkeit, wie die Franken und Sachsen, kämpften auch die Bajern. Kleinere Gefechte entschieden nichts; grössere suchte jede Parthei zu vermeiden.

Endlich pflegte man Unterhandlungen. Der bescheidene Heinrich bewies seinem Gegner mit überwiegenden Gründen, daß dem teutschen Volke ein Oberhaupt gebühre, und daß derjenige das Recht eines solchen auf seiner Seite habe, welcher von drei Nazionen als König anerkannt sei, nicht aber der,

welchen nicht einmal eine einzige Nazion ungezwungen zu einem solchen ausgerufen habe; übrigens wolle er (der König) dem Herzoge von seinen Regirungsrechten durchaus nichts nehmen, sondern er fordere nur von ihm, was andere schon geleistet hätten, den Vasallenschwur. Arnulf ließ sich durch diese unerwartete Sanftmuth belehren und schwur den genannten Eid. Der König aber ließ ihm das Recht, seine Bischöfe sogar selbst zu ernennen.

So wurde denn die königliche Würde nach allen Seiten auf die ruhigste Weise bevestiget.

§. 64.

Heinrichs I. Verdienste um das teutsche Volk.

Nachdem der König durch Verträglichkeit und weise Politik auch den Herzog Arnulf auf seine Seite gebracht hatte; konnte er seine Blicke auf die inneren Verhältnisse des Reiches werfen. Hier gab es der Arbeiten sehr viele. Vor allem war der Kriegerstand, durch die Nachlässigkeit der Karolinger und die inneren Zwistigkeiten der teutschen Grossen, auf eine unverantwortliche Art sehr tief gesunken. Persönliche Tapferkeit war zwar von den teutschen Armen noch nicht gewichen; allein dem Kriegswesen fehlte eine zweckmässige Einrichtung, und man sah wohl, daß der teutsche Heerbann noch manchen Nerves ermangele, da derselbe den Ungarn gegenüber wenig Siege aufzuzählen im Stande gewesen ist.

Muth in die Krieger, Ordnung und Zweckmässigkeit in die Kriegskunst zu bringen, war daher zuvörderst die Aufgabe Heinrich I. Dieselbe löste er auf folgende Art.

Um bei den Einfällen der Ungarn immer Orte zu haben, deren vester Anhaltspunkt den Feinden auch Halt gebot, umgab er viele Pläze an den Gränzen des Reiches mit Mauern, errichtete Burgen und legte in dieselben stehende Besazungen, um gleichsam in jedem Nothfalle eine bereite Armee zu haben. Um Ehre und Muth wieder zu entflammen, stellte der König

die schon unter den Karolingern gebräuchlichen aber wieder abgekommenen Kampfspiele oder Turnire her. Er selbst scheute sich nicht, als einer der tüchtigsten Kämpfer mit tapferen und hochgeborenen Rittern Lanzen zu brechen. Die bisher schweren und somit weniger zweckmässigen Waffen des Fußvolkes machte er leichter. Die keilförmige Schlachtenreihe verwandelte er in die der Linie, damit die teutschen Heere nicht mehr so leicht vom Feinde überflügelt werden konnten. Die Reiterei befreite er ebenfalls von zu schwerer Bewaffnung, die ihr gegen die leichten Reiter der Ungarn und Slaven überhaupt oft so höchst nachtheilig war. Viel hielt der kluge König auf gut geübte Reiterei, da man dieselbe gegen die schwärmenden und gewöhnlich nicht Stand haltenden Haufen der Barbaren recht gut und weit besser brauchen konnte, als das Fußvolk. Bisher hatten die einzelnen Krieger, wenn es zum Treffen kam, sich oft getrennt und ihre persönliche Tapferkeit gegen den Feind bewiesen, dadurch aber die Ordnung des Ganzen gefährdet.

Heinrich I. half diesem nachtheiligen Uebelstande dadurch ab, daß er die Bestimmung gab, kein Soldat, gehöre er zur Reiterei oder zum Fußvolke, dürfe aus Reih und Glied treten. Seine stehenden Besazungen übte er regelmässig im Dienste der Waffen und gewann somit die Hoffnung, teutsche Heere würden von nun an nicht mehr vor fremden fliehen. Um aber für seine Burgen und ummauerten Städte auch genug Soldaten zu bekommen, lockte er durch milde Maaßregeln alles Gesindel an sich, welches schon seit den schwachen Karolingern das ganze Land durchraubt hatte. Der Räuber hatte zwar den Galgen verdient; allein König Heinrich verzieh jedem solchen verderblichen Vagabunden, wenn er sich seinem Kriegsdienste widmen wollte. Wer kam, wurde in der Nähe seines neuen Garnisonsortes mit genügendem Lande belehnt, welches er, wie einst die römischen Legionisten, zu seinem Unterhalte bebauen durfte. Wer nicht kam und dennoch das Räuberhandwerk fortsezte, wurde vom Könige gerechter Weise bestraft. Dadurch gewann seine Regirung auf doppelte Art

an Kraft. Das Kriegswesen aber erreichte wieder einen ehrenvolleren Standpunkt. Kam es zum Treffen, so ließ der König seine Angriffs- oder Vertheidigungslinie entfalten. Leichte Reiterei mußte den Feind locken oder verfolgen, die schwere war zum ernsteren Kampfe bestimmt, wenn das Fußvolk mit seiner Kraft zum Siege allein nicht ausreichte. Wendungen aller Art auf's Schnellste hervorzubringen, war eine Aufgabe, die der kampfgeübte König auf's Vollkommenste erreichte.

In Beziehung auf den Heerbann galt das Gebot, daß alle Dienstleute und Freie mit ihren Kriegsknechten ausziehen mußten. Wo es möglich war, oder wo überhaupt bei einem Herzog der kriegerische Geist vorwaltete, wurden die waffenfähigen jüngeren Haufen nach königlicher Vorschrift in den Waffen geübt, und reihten sich dadurch auf würdige Art an die sächsischen Massen, die unmittelbar aus Heinrichs Kriegsschule hervorgegangen waren. Jeder Teutsche, welcher das dreizehnte Jahr vollendet hatte und zur Klasse der Freien gehörte, war verbunden, dem Aufgebote des Königs Folge zu leisten. So hatte es der Wormser Reichstag von 926 bestimmt. Wer gegen dasselbe nach drei Tagen Ungehorsam zeigte, ward des Todes schuldig erklärt. Aus je neun königlichen Dienstmannen wurde Einer genommen und in veste Pläze verlegt; die übrigen acht von der Umgegend mußten den Neunten in seiner Garnison verpflegen.

Wie die Dienstleute oder Milites des Königs, eben so strenge mußte auch jeder andere freie Mann sich unter das Heerbannges ez fügen, wenn es Krieg gegen äussere oder innere Reichsfeinde galt.

So hatte denn der in seinen Anordnungen höchst umsichtige König das ganze teutsche Kriegswesen auf einen weit vollkommneren Standpunkt gebracht, als dasselbe bisher gewesen war. Um so leichter aber war es ihm möglich, seine militärischen Plane ruhig durchzuführen, als er mit den Ungarn seit 924 einen neunjährigen Waffenstillstand eingegangen hatte. Es war ihm nehmlich gelungen, mit seinen schon wohl

geübten sächsischen Dienstmannen einen in Allmannien eingefallenen Haufen jener Madscharen, wie sich die Ungarn selbst nannten, zu überfallen und ihren Anführer, einen ihrer ersten Fürsten, gefangen zu nehmen. Der Preis seiner Loslassung war ein neunjähriger Waffenstillstand. Aber nicht allein in militärischen, sondern auch in Dingen, welche die Verwaltung des Reiches in jeder Beziehung betrafen, erfand er die nüzlichsten Einrichtungen.

Wir haben schon unter Konrad I. gehört, daß der Herzog von Lothringen, Reginar, die Absicht gehabt hatte, sein nicht auf die gerechteste Art erworbenes Reich lieber von der französischen, als von der teutschen Krone abhängig zu machen. Sein Sohn Giselbert aber dachte anders. Die Bewohner Lothringens waren Teutsche, das bewies ihre Sprache. Auf dem französischen Throne aber saß Karl, der Einfältige, dem die Westfranken zwei Gegner, den Herzog Robert von Paris und den Herzog Rudolf von Burgund gegenüberstellten, und daher die matte Krone des ohnehin schwachen Königs noch mehr verdunkelten. König Karl schloß daher ein Freundschaftsbündniß mit Heinrich dem Finkler, und der Herzog Giselbert, der Schwachheit seines Oberlehensherrn überdrüssig, verband sich mit dem Könige der Teutschen, dem durch seine Großmuth und seinen Verstand so sehr berühmten Heinrich I., und empfing Lothringen aus seiner Hand zum teutschen Reichslehen. So erwarb der König auf friedlichem Wege ein Land, welches sein Vorgänger durch Waffengewalt nicht unter seine Botmässigkeit zu bringen im Stande war.

Neben Giselbert sezte er den verdienstvollen Frankenherzog Eberhard zum Pfalzgrafen über das neu erworbene Lehen. Dankbarkeit und Politik war der Grund dieser Einsezung. Wie einst König Konrad gegen Heinrichs Vater, duldsam; so handelte jezt Heinrich gegen Konrads Bruder. Der neue Pfalzgraf war für seine Ergebenheit gegen den König belohnt, und der König hatte in dem Belohnten auch zugleich neben dem Herzog von Lothringen einen scharfen Aufpasser, wenn der neue Lehensmann es etwa wagen sollte, sein abhängiges

Verhältniß wieder unabhängig zu machen. Mit der Pfalzgrafenwürde waren nehmlich die frühere Kompetenz der Kammerboten und die richterlichen Gewalten der karolingischen Sendboten verbunden. Der Pfalzgraf verwaltete die Reichsgüter und bildete zugleich für exemte Gerichte die höchste Instanz. So hatte also der König auch durch diese Verleihung dem teutschen Reiche und dem Frankenherzoge einen neuen Glanz bereitet.

Auf der einmal betretenen Bahn fuhr er fort. Das Herzogthum Allmannien war erledigt; der König belehnte mit demselben den fränkischen Grafen Herrmann, um dabei den Franken neue Beweise seiner Dankbarkeit zu geben, und die Herrscherfamilien zu befreunden. Nebenbei erhob er den Wohlstand der Städte auf jede mögliche Art. Wo es sich thun ließ, in seinem Sachsenlande, umgab er dieselben mit Mauern, um jeden ferneren barbarischen Eingriffen der Slaven und Ungarn einen bleibenden Damm entgegen zu sezen. Viele andere Herren, welche Besizer der offenen Städte waren, ahmten dem Könige in der Ummauerung offener Orte nach. Schwer gieng's anfangs; später sah man aber wohl, daß Heinrich, der Finkler, den Grund zu allem Zweckmässigen im Reiche gelegt habe. Den Städten, wenn sie ummauert waren, gab er Privilegien, gestattete ihnen Märkte, Hochzeitsfeste und Kirchweihen zu halten, und hob dadurch mit dem Wohlstand auch das fröhliche Leben solcher ummauerten Orte. Merseburg, Quedlinburg und Meissen mit Wällen und Gräben stammen aus der Zeit Heinrichs I.

So war denn König Heinrich, der Finkler — zweckmässiger und gerechter wohl der Weise genannt — ein wirklicher Vater des ganzen Vaterlandes. Wo man in Teutschland nur immer hinblickte, herrschte Friede und Eintracht. Alle Fürsten hatten den König als ihren Herrn und Meister anerkannt. Gehorsam gegen seine gerechten und umsichtigen Befehle, die nie den Rechten der Herzoge und Grafen zu nahe zu treten die Absicht hatten, war die allgemeine Tugend der fünf Nazionen gegen ihren obersten Herrn. König Heinrich war somit

geachtet und nöthigenfalls auch gefürchtet im ganzen Reiche. Rom schwieg zu allen seinen Unternehmungen; die Verwirrungen in Italien verschlossen ihm den Mund. Hätte der Papst auch Einsprache thun wollen, Heinrich hätte weder gehört noch gehorcht. Er hatte sich schon seit seiner Thronerhebung den Händen der Bischöfe entzogen. Als König sezte er dieselben ein, ohne die Simonie, welche vorzüglich in Italien und Frankreich zu Hause war, zu gestatten. Wer die höhere geistliche Würde verdiente, dem gab er sie. Unverdiente erhielten weder geistliche noch weltliche Pfründen, wenn deren Verleihung in den Händen des Königs lag.

Das Kriegswesen hatte eine sehr hohe Stufe der Ausbildung erreicht. Oft war es nach Heinrich schlechter geworden. Aber solche Heinriche sind für das teutsche Reich und für seine inneren und äusseren Angelegenheiten selten geblieben. Ohne selbst den Bischöfen seines Reiches, wie König Konrad, nachzugeben oder nur auf ihre Rathschläge zu warten, riß er sich gänzlich von geistlichen Einflüssen los. Durch ihn wurde weder ein Bisthum noch ein Kloster reich; allein dabei war er vorsichtig genug, nicht alle Schenkungen an dieselben zu vergessen, um nicht etwa gar als ein Feind der kirchlichen Interessen zu erscheinen. Herzoge und Grafen ehrten die königliche Weisheit, und die Slaven bewunderten und fühlten die Tapferkeit des gekrönten Feldherrn. Die Sachsen liebten ihren König und Herzog, wie ihren Vater, die übrigen Nazionen verehrten denselben als ihren Retter. Wo er hinkam, wurde Heinrich mit Jubel empfangen.

Nach und nach verstummten viele Klagen, und viele Wunden heilten durch den ungarischen Waffenstillstand. Neue sollten nicht mehr geschlagen werden, dafür hatte des Königs weise Einrichtung im Kriegswesen gesorgt. Emsig wurden vom Könige Synoden anempfohlen und zum Zwecke der Kirchenverbesserungen auch wirklich viele gehalten. Gerne ahmten ihm die Reichsherzoge in diesem Stücke nach, wo sie kompetent waren, Synoden zu halten. Zweckmässige Einrichtungen in den Finanzen, dann tüchtige Geseze für die Ge-

rechtigkeitspflege scheinen auf mehreren Reichstagen gegeben worden zu sein. Leider besizen wir keine in's Besondere gehende Regirungsgeschichte des grossen Sachsen, aber schon die vorhandenen Bruchstücke reichen hin, um Heinrichs Grösse eminent darzustellen. Konrad von Franken, Heinrichs Vorgänger, konnte sich offenbar mit den Verdiensten dieses im Inneren des Reiches nicht messen. Heinrich stand aber nicht allein als isolirte Majestät im Innern des Reiches da, bewundert von allen seinen Zeitgenossen; er war auch der erste Held gegen äussere Feinde; Slaven- und Ungarnkriege haben den Beweis hierüber auf eine glänzende Art geliefert. Die Hauptereignisse in dieser Beziehung erzählen wir.

§. 65.

Slaven- und Ungarnkriege unter Heinrich, des Finklers, Regirung.

Seit dem Jahre 924 hatte, wie wir oben hörten, König Heinrich mit den Ungarn einen Waffenstillstand abgeschlossen. Derselbe sollte neun Jahre dauern, eine lange Zeit, in welcher die ungarischen Fürsten ihre Landsleute kaum zurück zu halten vermochten; so vertraut und gewöhnt waren sie an Krieg, Raub und Mord. Allein auch die Ungarn wußten Verträge zu halten, besonders den Vertrag über den genannten neunjährigen Waffenstillstand, weil während desselben die Teutschen alljährlich ihnen einen Tribut zahlen mußten. Heinrich I. sah wohl ein, daß ein solcher Tribut eine ewige Schande für die Tapferkeit der Teutschen sei, und darum strebte er dahin, denselben ehrenvoll für seine Völker aufzuheben. Daß dieselben kriegerischer sein mußten, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, sah er wohl ein; darum schuf er stehende Heereshaufen, darum änderte er auf eine zweckmässige Art das ganze Kriegswesen und nun blieb ihm nichts weiter übrig, als für alle seine Unternehmungen Ruhe, und für seine Soldaten Uebung zu haben. Ruhe gewann er durch

den Waffenstillstand mit den Ungarn, und Uebung durch kleine Kriege mit den an die Sachsen gränzenden Slaven. Der bezeichnete Waffenstillstand hinderte die Ungarn, sich mit ihren Stammbrüdern, den Slaven, zu offenem Kriege zu verbinden, und somit hatte der feinpolitische und in seinen Unternehmungen höchst glückliche Heinrich Gelegenheit genug, seine neugeschaffenen Heere zu üben in Muth und Tapferkeit. Schon als Herzog der Sachsen hatte er mit einer gut organisirten Heeresabtheilung die Haveler, Bewohner am Flusse Havel, angegriffen und ihre Stadt Brannybor eingenommen. Dieses geschah im Winter zwischen den Jahren 918 und 919. Auch eroberte er zwölf Jahre später den Hauptort der Daleminzier oder Sorben, Gana, und legte durch die Burg Misni, welche er an der Elbe in dem neu eroberten Ländchen erbaut hatte, den Grund zu dem nachmaligen Meissen. Auch bezwang König Heinrich den Herzog von Böhmen, der sich von teutscher Oberhoheit los sagen wollte.

Im Jahre 931 zwang der König auch die Obotriten zur Abhängigkeit von seiner Oberhoheit. In demselben Jahre entriß er auch den Dänen Schleswig, und nun am Ende dieser kriegerischen Laufbahn konnte er muthig dem Ausgange des ungarischen Waffenstillstandes zusehen. Seine Heere waren gerüstet, waren in den neuen Ordnungen geübt, teutsche Tapferkeit hatte ihre Proben oft genug abgelegt, und nun erwartete König Heinrich die Gesandten der Ungarn, um ihren Forderungen Bescheid zu geben.

Im Jahre 933 war der Waffenstillstand abgelaufen, und der König in sicherem Vertrauen auf die kriegerische Lust seiner wohl geübten Sachsen und übrigen Soldaten aus dem teutschen Heerbann war zur Antwort bereit, die er den Gesandten geben wollte, wenn sie auf's Neue Tribut von ihm fordern würden. Bisher hatte er denselben redlich bezahlt, weil er den Waffenstillstand im Gefühle seiner nicht gehörigen Rüstung nicht brechen wollte; jezt aber hätte er vollends seine Zuflucht zu den heiligen Gefässen nehmen müssen, um die

stolzen Ansprüche der Barbaren zu befriedigen, allein Heinrich hatte sich eines Andern besonnen.

Die Gesandten erschienen und forderten den herkömmlichen Tribut. Heinrich gab ihnen statt desselben einen Hund, dem Ohren und Schweif gestuzt waren. In drohender Erbitterung zogen die Beschimpften wieder nach ihrer Heimat zurück. Furchtbare Rüstungen wurden auf jene Sendung angeordnet, und die Ungarn lechzten nach teutschem Blute; keiner von ihnen aber dachte daran, daß auch König Heinrich ein Held sei, der ihren Schaaren ungehoffte Kräfte entgegen stellen könne. Heinrich hatte nehmlich nach dem schimpflichen Abzug der Gesandten sogleich den Reichsheerbann aufgeboten. Bajern, Allmannen, Franken und Sachsen strömten unter des tapferen Königs Fahnen, da selbst ein eilig berufener Reichstag einstimmig zu entscheidendem Kampfe rieth. Ganz Teutschland war in Bewegung, und Heinrich freute sich, seinem Vaterlande einmal die wichtigsten Dienste gegen äussere Feinde erweisen zu können.

In ungezählten Schaaren strömten die erzürnten Barbaren gegen die sächsischen Gränzen durch Böhmen herauf. Einer sagt, die Ungarn hätten gegen den König einmalhundert und zwanzigtausend Mann gesendet. Jedenfalls waren es viele, denn das ganze ungarische Volk war ein Volk von Kriegern, die sich alle für unüberwindlich hielten, weil leider die Teutschen schon oft ihren Pfeilen gewichen waren. Zwei Haufen erschienen; einer breitete sich gegen West, der andere gegen Nord aus, in der Absicht, wie früher, in Feindesland sich in einzelne Haufen aufzulösen, zu rauben und zu plündern und dann wieder heim zu kehren. Allein diesmal täuschten sie sich in ihren großartigen Hoffnungen. Die westliche Abtheilung wurde schon bei ihrem Vordringen in Thüringen von den Truppen dieses Landes und einer Abtheilung Sachsen gänzlich geschlagen, so zwar, daß Wenige von ihnen ihr Heil auf der Flucht fanden, weil jeder Teutsche für seine Person schon ein gefährlicher Feind für den fliehenden Ungar war. Das war die erste Probe von der Tüchtigkeit der militärischen Ein-

richtungen König Heinrichs. Die zweite eben so glänzende wurde bald nachher gegen die andere Abtheilung geliefert. Diese Abtheilung wendete sich gegen die vom Könige wohl bevestigte Stadt Merseburg. Dort witterten die Ungarn Schäze, und da es ihnen um's blosse Plündern zu thun war, so merkten sie wenig auf die Nachricht von der Niederlage ihrer Brüder. Allein Merseburgs Mauern hielten die Räuber längere Zeit zurück.

Endlich nahte Heinrich mit seinen tapferen Schaaren; Bajern und Franken bildeten die beiden Flügel, Allmannien und Sachsen das Mitteltreffen. Wohl wären die Ungarn gerne geflohen, da eine Feldschlacht eine seltene Sache bei ihnen war, allein Heinrich hatte seine Armee zu nahe an ihre Linien gestellt, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, ohne den größten Verlust zu entkommen. Die Schlacht begann; die Ungarn flohen. Gegen dreißigtausend von ihnen sollen theils in dem Treffen, theils auf der wildesten Flucht ihr Leben verloren haben.

So empfiengen denn die Ungarn den deutlichsten Beweis, daß auch die teutschen Heere fähig waren, ihre Feinde zu besiegen, und unfähig, denselben Tribut zu zahlen. König Heinrich wurde nun vom ganzen Volke als Vater des Vaterlandes gepriesen, und als solcher geliebt und geehrt; die Ungarn aber forderten keinen neuen Tribut.

§. 66.

König Heinrichs I. lezte Lebensjahre und Tod.

Es mußte für Heinrich I. nach glänzender Besiegung der Ungarn ein erhebendes Gefühl gewesen sein, wenn er in seinem grossen Vaterlande herumblickte und seiner Schöpfungen herrlichste Früchte sah. Ueberall war Friede, überall Vertrauen, nirgends klangen mehr die Waffen Einzelner, und das grosse Volk der Teutschen konnte jezt hoffen — auf eine glückliche, eine ruhmvolle Zukunft.

Leider blieb's noch lange bei'm blossen Hoffen. Solcher Könige, wie Heinrich I. war, gab's Wenige; deswegen ehrt der Teutsche auch sein Andenken mehr, als wenn ihm die Enkel Pyramiden gesezt hätten.

Nachdem der König nun des Grossen Unzähliges geleistet, die teutsche Krone nach Innen und Aussen bevestiget, die Ungarn gänzlich besiegt, zweckmässige Einrichtungen in allen Zweigen der Verwaltung getroffen, sich die Liebe und Hochachtung aller seiner Zeitgenossen erworben hatte, alterte er und wurde schwach und kränklich. Da dachte er an die Nachfolge im Reiche. Gerne hätte er zwar noch entscheidende Schritte in den verwirrten Angelegenheiten Italiens gethan, allein die Zeit war zu kurz und das Ende seiner Tage nahte, darum sorgte er zuerst für dasjenige, was dem besorgten Vater näher am Herzen lag.

Heinrich I. hatte zwei Gemalinen, die Hatburg, Tochter eines Thüringer Grafen, und die vom Wittichind abstammende Mathilde. Die zweite heirathete er, nachdem er sich von der ersteren hatte trennen lassen. Mit der Hatburg nun erzeugte er den Thankmar und die Gerbirg; mit der Mathilde aber den Otto, den Heinrich, den Bruno, dann zwei Töchter, deren die Eine Gerbirg sich dem König Ludwig von Frankreich, die andere aber mit dem Herzog Hugo von Isle de France vermählte, und daher die Stammmutter aller Bourbonen wurde, da dieselbe den Hugo Capet, den Stammvater aller französischen Könige, gebar.

Nun war die Frage: soll überhaupt ein Sohn dem Könige und welcher ihm in der Regirung folgen? Der Sohn Thankmar aus der ersten Ehe wurde übergangen. Otto war zwar ein Sprößling der zweiten, die weit glücklicher als die erste war; allein Heinrich hatte ihn erzeugt, während er noch Herzog von Sachsen allein war. Heinrich und Bruno waren allein von Heinrich, dem Könige, erzeugt. Bruno wurde seiner minderen Geisteskraft wegen zum Priesterstande bestimmt, und somit war der zweite Königssohn Heinrich noch übrig, um in die Nachfolge einzutreten. Allein der kühne

und seinem Vater so sehr ähnliche Otto war vom Könige ausersehen, den teutschen Thron zu übernehmen. Wohl wußte Heinrich, daß die Lage des teutschen Reiches eines tüchtigen Nachfolgers bedürfe, der auf dem von ihm meisterhaft gebauten Grunde auch wieder eben so meisterhaft fortbauen müsse, wenn nicht das ganze Gebäude schon in seinem ersten Entstehen Risse bekommen sollte. Dieses zu vermeiden, war Otto vielleicht der Fähigste unter seinen Brüdern.

Allein auch Heinrich war ein hoffnungsvoller Prinz, wenigstens der schönste Mann seiner Zeit, und zugleich der Liebling seiner Mutter, über deren Reizen Heinrich die Thränen der Hatburg vergessen konnte. Mathilde, die partheiische Mutter, wollte nun ihren Heinrich, der König aber seinen Otto zur Nachfolge erhöht wissen. Derselbe berief zu diesem Zwecke während seiner Kränklichkeit eine Reichsversammlung nach Erfurt. Die fünf teutschen Hauptvölker erschienen in den Personen ihrer vorzüglichsten Fürsten. Der König ließ seine Gründe für seinen Kronkandidaten vortragen; auch die Königin warb für ihren Anhänger. Allein die Parthei des Königs trug einen glänzenden Sieg davon. Otto wurde einstimmig zum Nachfolger Heinrichs I. durch ein jubelndes „Er lebe" gewählt. Der kranke König, der bereits sechzig Jahre zählte, zog von Erfurt nach Memleben an der Unstrut, starb daselbst am 1. Juli 936, und wurde in Quedlinburg begraben. Der Verstorbene nahm die Trauer, den Schmerz und die Bewunderung der Nachwelt mit in den Sarg, Heinrich I. war ein Muster in der Regirung wie in den Tugenden des Menschen überhaupt.

§. 67.

III.

Otto I., einstimmig erwählter König der Teutschen aus dem sächsischen Hause.

936 — 973.

Nach dem Tode Heinrichs, des Finklers, bestieg also sein ältester Sohn aus der zweiten Ehe den hinterlassenen

Thron. Zum Könige war Otto I. von den Sachsen, Franken, Lothringern, Allmannen und Bajern gewählt worden. Die Wahl war offenbar beschränkt gewesen, denn sie durfte sich nur auf die beiden Söhne des verstorbenen Königs beziehen. Die sächsische Dynastie blieb also auf dem teutschen Throne, und das Recht, den Nachfolger zu wählen, war nur noch ein formelles Recht der teutschen Herzoge, das sich jedoch im Nothfalle und bei besonderen Verhältnissen in ein materielles verwandeln konnte.

Otto I. war als König anerkannt, die Herzoge erschienen also wiederholt und führten den neuen Monarchen zur feierlichen Krönung nach Aachen. Jubelnd zogen ihm die Bürger dieser uralten Residenzstadt entgegen und öffneten ihm die Thore, innerhalb deren Umkreis Karl der Grosse ruhte. In dem alten Residenzpalaste versammelten sich die Großfürsten des Reiches und wiederholten ihre schon einmal abgegebene Huldigung. Otto I. wurde auf den neu errichteten Thron geführt und alle Umstehenden erhoben ihre Hände und schwuren dem Könige Treue und Ergebenheit. Hierauf gieng der Zug in die Marienkirche. Dort wurde Otto von dem Erzbischofe von Mainz, der übrigen hohen Geistlichkeit und dem von allen Seiten herbeigeströmten Volke empfangen.

Der Mainzer Erzbischof gebot, nachdem der König auf den untersten Stufen des Altares stand, feierliche Stille und sprach: „Seht hier den von Gott erwählten, vom verblichenen Herrn König Heinrich I. voraus bestimmten und nun von allen Reichsfürsten zum Könige der teutschen Nazionen erhobenen Otto; seid ihr mit dieser Erhebung zufrieden; so streckt die Hände in die Höhe!“ Die ganze versammelte Menge that's und der einstimmige Ruf „Heil dem Könige“! bestätigte den neuen Monarchen. Nun sollte die festliche Krönung vollzogen werden.

Schon vor der Eidesleistung war ein Rangstreit zwischen dem Erzbischofe von Köln und dem von Trier entstanden, welcher von Beiden den neuen König krönen sollte. Der Kölner Erzbischof behauptete, er sei allein zur Salbung und Krö-

nung berechtigt, weil Aachen in seinem Sprengel gelegen wäre; der Erzbischof von Trier dagegen sagte, sein Bisthum sei das älteste im Reiche und daher gebühre nur ihm das Recht, die teutschen Könige zu salben und zu krönen. Um nun den Streit zu enden, wurde die Krönungsfeierlichkeit dem Erzbischofe von Mainz übertragen und die beiden anderen Erzbischöfe verpflichteten sich, dabei zu assistiren.

Die Krönung wurde nun auf's Feierlichste vollzogen. Otto wurde mit dem Schwerte umgürtet, ihm die Krone auf's Haupt gesezt, der purpurne Mantel umgethan, endlich der Szepter und Regentenstab gegeben. Nach dieser Feierlichkeit zeigte sich der Gesalbte und Gekrönte von dem Balkon der Residenz dem Volke, und der Jubel wurde wiederholt. Unermeßlich war die Menge, welche dem neuen Könige ihre unbedingte Huldigung darbrachte. Vom ganzen Reiche waren Leute herbei geströmt, um die seltene Feier zu sehen.

Nach der Krönung erfolgte nun der Krönungsschmaus, wobei die einzelnen Herzoge den Hofdienst versahen, eine Sitte, welche von nun an in Teutschland herrschend geblieben ist. Der Herzog von Lothringen, Giselbert, war königlicher Kämmerer, und ihm lag die Einrichtung der königlichen Tafel ob, er mußte die Gäste, ihre Pläze und überhaupt Alles ordnen, was zur Festlichkeit gehörte. Neben ihm war der Frankenherzog und Pfalzgraf in Lothringen Truchseß. Auf seine Kosten wurde gegessen. Der Herzog Herrmann von Schwaben hatte die Pflicht, den Wein herbeizuschaffen, war also Obermundschenk, und Reichsmarschall war der Herzog von Bajern, Arnulf. Ihm lag es ob, die nöthigen Pferde für die reitlustigen Gäste zu besorgen. Diese für den König anfangs wohlfeilen, später theueren Aemter nannte man Erzämter des Reiches. Schon unter den Karolingern sind sie unter gewissen Modifikazionen bestanden. Bald aber nahmen sich auch mindere Fürsten, als der König war, solche Leute in Dienst, konnten sich jedoch eben so wenig, als der König, von diesen Beamten ihre Tafeln besorgen lassen. Die Sachsen waren bei Vertheilung jener Aemter leer ausgegangen. Ihr

Herzog war ja König geworden, darum konnte er nicht zugleich auch sein eigener Truchseß sein.

Otto war also jezt ein gekrönter und gesalbter König, ein König, dem alle teutschen Fürsten und alle teutschen Nazionen gehuldigt hatten, der Kraft und Muth zur Regirung, ein tüchtiges Heer, und was die Hauptsache ist, das Vertrauen des teutschen Volkes besaß. Jedermann hoffte von seiner Regirung das Beste. Aber es gehörte in der That auch ein hoher Geist, ein feiner Charakter dazu, dort fortzufahren, wo der wahrhaft grosse Vater geendet hatte oder nur mit Erfolg das Alte nicht einstürzen zu lassen, weil leider noch immer so viele teutsche Fürstenhände Lust verspürten, daran zu rütteln. O! es ist wohl traurig, in der Geschichte des teutschen Kernvolkes manchmal seine gerechtesten Hoffnungen auf die unwürdigste Art getäuscht zu sehen. Wer erblickte nicht mit wahrem Vergnügen die Schöpfungen des grossen Heinrich? Wer freute sich nicht auf die Resultate der glänzenden Wahl seines Sohnes! Und doch werden wir trauern, wenn uns wieder neue Trümmer des jüngst so ruhmvoll errichteten Staatsgebäudes begegnen, wenn wieder eine neue Verwirrung in die Fugen des öffentlichen Lebens greifen sollte. Leider griff sie ein.

Otto, wenn ihm auch eine partheiische Nachwelt den Namen „der Grosse" gibt, ist darum noch weit weniger groß, als sein Vater; ja er ist oft kleiner, als es sich gebührt hat. Wenn seiner Königskrone auch noch die eines Kaisers hinzugefügt wurde; so sprechen dennoch die Resultate seiner kaiserlichen und königlichen Handlungen weit nachtheiliger, als man erwartet. Die zurückgewiesene Salbung vermochte den Tugenden des grossen Heinrichs Nichts zu rauben. Tadellos war sein Privatleben, ohne Groll und Partheisucht sein öffentliches. Aber Otto I. bewies nicht selten, daß sein ruhmvoller Vater zu viel Vertrauen auf ihn gesezt hatte. Wie schön war nicht die Aufgabe, die sich dem neuen Könige darbot! Wie weit weniger Kräfte erforderte nicht ihre Lösung! Da stand es, das ganze kräftige Volk der Teutonen, unberührt von dem Gifthauche einer ausgearteten Hierarchie, eine großartige Vereini-

gung von Nazionen, deren jede auf den gesunden Sinn des Königs harrte, wie das Kind auf den Ernst des Vaters, damit man ihm nicht den Vorwurf in der Zukunft machen könne, es habe keinen oder einen unglücklichen Erzieher gehabt. Wie viele Jahrhunderte könnte das teutsche Volk seine Bildung weiter hinauf in die Vergangenheit rechnen, wenn Otto das gewesen wäre, was die Verhältnisse seiner Zeit von ihm begehrten! Er war es nicht und darum ist seine sogenannte Grösse auch nur eine betrügerische. Wahrlich, es gibt kein schöneres Amt, keine höhere Pflicht für Menschen auf der Erde, als die, Völker zu regiren. In der Hand des Gekrönten liegt die grosse Macht, das Licht von der Finsterniß zu scheiden, den Tag oder die Nacht über die Nazionen hereinbrechen zu lassen. Aber es ist auch für den Weltbürger, für den, in dessen Herzen das höchste Interesse, die moralische Vervollkommnung aller Völker Raum hat, betrübend, wenn er das hohe Gesez des Christenthums, das Gesez aller Weisheit „werdet vollkommen! schreitet fort auf der Bahn des Rechten!“ zuerst von denen verlezt sieht, die sich rühmen, nur dem Unsterblichen verantwortlich zu sein! Aber auch Fürsten sind Menschen, und über alle Menschen waltet die Hand der Vorsehung, welche ihre Weisheit nicht immer den Thronen spendet, von deren Glanz die Völker auch ihr Licht erwarten.

Als Otto I. in Aachen die Krone empfieng, war er freilich im blühendsten Alter jugendlicher Kraft. Er zählte vier und zwanzig Jahre. Zu vielen und schönen Hoffnungen berechtigte sein Geist. Redlich mochten aber auch seine Bestrebungen sein; allein ein grosser Fehler durchzitterte alle seine Plane, alle seine Unternehmungen; Otto I. konnte seine Leidenschaften nicht besiegen, und ein leidenschaftlicher wird Fürst nie auf den Dank einer gerechten Nachwelt Anspruch machen können. Uebrigens ist nicht der Geschichtschreiber Richter der Handlungen, die Könige oder Kaiser üben. Solche Handlungen richten sich selbst.

§. 68.

Politische Ereignisse unter Otto I., als König der Teutschen.

936 — 962.

Friede war im ganzen Vaterlande, als Otto Aachen verließ, und Friede thut den Völkern so wohl, wenn tüchtige Könige mit gerechten Hoffnungen ihre Throne besteigen. Friede herrschte nach Aussen und Innen. Kaum hatte aber die Königskrone auf Otto's Haupte gestrahlt, als der Krieg, das uralte Uebel der Teutschen, ausbrach. Von allen Seiten nahte der Sturm, und wir werden sehen, ob Otto fähig war, denselben zu beschwören oder nicht. Wohl war voraus zu sehen, daß in der Familie des verstorbenen Königs die Zwietracht zuerst auflodern müsse. Die Königin Mutter sah ihre Hoffrungen in Beziehung auf die Erhebung ihres geliebten Heinrich getäuscht. Im Hintergrunde stand der unglückliche Thankmar, des grossen Heinrichs Erstgeborner, und mußte mit Selbstentsagung sich einen Thron entrissen sehen. Partheien bildeten sich und jede fand ihre Anhänger.

Die Herzoge der teutschen Nazionen waren stolz auf den gewissermassen doch nur von ihnen geschaffenen König, und dieses abhängige Verhältniß riß auch sie zur ungebührlichen Verachtung mancher seiner Befehle hin. Bald faßte auch unter ihnen die unheilvolle Zwietracht Wurzel, und ihr böses Beispiel trug reichliche Früchte unter den Kleineren; dazu kamen noch die äusseren Feinde, die Slaven, die Normannen und die Ungarn. Alle drei wußten wohl, daß Heinrichs Klugheit nicht in den Adern seines Sohnes fliesse, daß der König wohl tapfer aber lange nicht verständig genug sei, die teutschen Fürsten im wohlthätigen Zaume zu halten, wie es sein Vater gethan hatte. Ueberhaupt aber vergaßen sie leicht die von dem vorigen Könige ihnen geschlagenen Wunden und drohten mit neuen Kriegen den wieder ruhig bepflügten Fluren unserer Ahnen. Bald drängten sich die alten Verwirrungen

voll Entsezen auf teutschen Boden, die Fürsten erheben sich gegen den König, die höchsten Familien des Reiches befehden sich selbst, Sachsen geht in fremde Hände, es nahen die Ungarn mit fürchterlichen Heeresmassen, die Slaven werden auf's Neue bekriegt, und all diesem Schrecken sollte ein Einziger gebieten, ein Fürst, dessen Jahre ihn noch nicht befähigten, das lockere Reich des teutschen Volkes zu bevestigen. Die Umstände wirkten mehr, als der König selbst.

Die ersten Unruhen brachen in Bajern aus. Ein Jahr nach Erhebung Ottos starb der Herzog Arnulf, welchem der Klerus seine Verläumdung noch in's Grab legte.

Die Mönche hießen ihn nehmlich den „Bösen", weil er seine kräftige Hand an ihre Klöster gelegt und viele derselben aufgehoben hatte. Seine Seele, sagten sie, sei vom Teufel in der Luft zerrissen worden, und es habe Viele gegeben, welche das Winseln und das Heulen des Unglücklichen sogar gehört hätten. Zweckmässig und drohend war ein solches Gerücht allerdings für diejenigen, welche als Arnulfs Nachfolger es allenfalls wagen könnten, wieder Klöster aufzuheben. Sie konnten bei einiger Gewissenhaftigkeit leicht fürchten, der Teufel werde auch ihre Seelen einmal zerreissen. Nachdem aber nun die arme Seele zerrissen war, nahm der Sohn Arnulfs, Eberhard, von der väterlichen Würde Besiz. Den König fragte er darum nicht, weil er glaubte, ihm gebühre die herzogliche Fahne nach dem Erbrechte; um aber selbst der Unterstüzung seines eigenen Volkes gewiß zu sein, ließ er einen Landtag in Regensburg abhalten und sich von den bajerischen Grossen eben so, wie der König von den teutschen, zum Herzoge bestätigen.

Der König forderte nun von dem neuen Herzoge, daß er zu ihm komme und Bajern aus seiner Hand zu Lehen erhalte, dabei wurde ihm bedeutet, daß der König nicht gesonnen sei, sein Recht, Bischöfe und Aebte einzusezen, nochmals an Eberhard zu vergeben. Der neue Herzog jedoch in unvorsichtigem Vertrauen auf seine Kraft und auf die Zustimmung der Nazion, kam nicht, und der König, von dem bajerischen Klerus,

der in dem Eberhard wieder einen Arnulf fürchtete, aufgereizt, erschien mit einem bedeutenden Heere in Bajern. Eberhard wurde besiegt und abgesezt. An seine Stelle bestimmte der König ohne Beistimmung der Nazion den Bruder des verstorbenen Arnulf, Berthold, und verlobte demselben seine Schwestertochter Wiltrude, die noch unmündige Prinzessin des Herzogs Giselbert; den dritten Sohn des verstorbenen Herzogs aber, den gleichnamigen Arnulf, machte er zum Pfalzgrafen neben dem Oheim. Berthold kämpfte mit Erfolg gegen die Ungarn, starb jedoch bald, und da er sich mit der bezeichneten Braut nicht vermählt hatte, also keine Kinder hinterließ, hätte eigentlich der Pfalzgraf Arnulf die nächsten Ansprüche auf die herzogliche Würde gehabt; allein der König machte seinen eigenen Bruder Heinrich zum Herzoge von Bajern und von nun an blieb nur noch die Pfalzgrafenwürde im Luitpoldischen, später Wittelsbachischen Hause. Der Zweck des Königs war erreicht. Bajern hatte viel von seiner Unabhängigkeit verloren. Die Ursache der Erhebung Heinrichs aber zum Herzoge lag in Folgendem: Es konnte dem stolzen Königsbruder nicht gleichgültig sein, eine Krone verloren zu haben. Eben so schmerzlich mußte die Erhebung Ottos aber auch dem Thankmar gefallen sein. Nun entspann sich Streit zwischen Heinrich von Sachsen und Eberhard von Franken. Dort, wo die Gränze zwischen beiden Ländern war, wollten mehrere Lehenleute sich von der Herrschaft Eberhards los machen und unter sächsische Hoheit flüchten. Kleineren Fehden in dieser Beziehung folgten grössere. Der Herzog Eberhard fiel mit einem wohlgerüsteten fränkischen Heereshaufen in Sachsen ein, und hauste gegen einen sächsischen Grafen Brunning nach damaliger Sitte mit Mord und Brand; das war Friedensbruch. Der König bestimmte daher den Eberhard zu einer Strafe von 100 Pfund, oder zur Lieferung von einer gleichwerthigen Anzahl Pferde; die anderen Befehlshaber aber, welche mit ihm gezogen waren, zum schimpflichen Hundetragen bis nach Magdeburg. Statt durch diese Strafe jedoch den Frieden zu erzielen, wurde der Krieg vielmehr fortgesezt und Eberhard

verband sich mit der unzufriedenen Parthei des Thankmar, um seiner Sache Nachdruck zu geben. Thankmar nahm seinen jüngeren Stiefbruder Heinrich gefangen, erschlug den Neffen des Schwabenherzogs Gebhard, und lieferte den Heinrich an den Herzog Eberhard aus, zulezt eroberte er noch die Veste Eresburg.

Der König kehrte aus Bajern siegreich zurück, zog mit dem Willen der Bewohner durch die Thore der genannten Stadt, und Thankmar wurde mit Vieren seiner Anhänger ermordet. Eberhard jedoch, als er sah, daß der König mit seinen Waffen Fortschritte mache, suchte durch List aus der Verlegenheit zu kommen. Heimlich verband er sich mit Heinrich und versprach diesem die Königskrone. Otto wurde durch Ueberredung eingeschüchtert, und glaubte, sein Bruder, der scheinbar reuig zu ihm zurückkehrte, habe alle seine Ansprüche aufgegeben. Auch den Eberhard meinte er zur Ruhe gebracht zu haben, indem er nach einiger Gefangenschaft beim Bischofe von Hildesheim ihm verzieh. Allein der stolze Franke, der immer noch mit Vergnügen an die alte Zeit dachte, wo die Krone zur Verleihung in seiner Hand gelegen war, ertrug von dem Könige nicht gerne ungerächt eine Beleidigung.

Die Verbindung mit Heinrich dauerte fort, und die Königin Mutter gab noch lange nicht die Kronansprüche für den vorzüglicher geliebten Sohn auf. Um die Zwietracht flammender zu nähren, hatte sich der König mit Edgid, der Tochter König Eduards von England, vermählt; diese aber gebar ihrem Gemahl einen Sohn voll herrlicher Talente, und berühmt bei Freund und Feind, Ludolf genannt. Edgid wendete nun Alles auf, ihrem Sohne die Nachfolge im Reiche zu sichern, wogegen aber auch die Wittwe Königin ihre Parthei zu Gunsten Heinrichs zu verstärken es nicht ermangeln ließ. Heinrich aber warb der Verschwörung gegen seinen Bruder auch immer mehr neue Mitglieder und steigerte dadurch seine Hoffnungen auf den Thron.

Otto I. hat durch manches barsche Benehmen sich bei Laien und Priestern Feinde genug gemacht; folglich vermehrte

sich auch die Parthei seines Bruders auf eine nicht mehr gleichgültige Art. Hätte der König seinem Bruder nur eine Herzogswürde übertragen, so wäre der folgende Streit wohl nicht angefangen worden. Heinrich jedoch besaß Nichts, als einige persönliche Lehen in Sachsen, und seine Würden waren insgesammt in dem Prinzentitel enthalten. Demnach verband sich derselbe mit dem unzufriedenen Eberhard und dem Herzoge von Lothringen. Der König, von den Seinigen, die sich jedoch täglich minderten, gewarnt, bot seinen Heerbann auf und zog gegen den Lothringer, an dessen Hof Heinrich geflohen war. Die Waffen des Monarchen machten keine Fortschritte. Seine Parthei in eigenem Lager wurde immer schwächer; selbst der Erzbischof von Mainz meinte, jezt sei es Zeit, einen anderen König zu wählen. Auch seine Grundsäze hatte die feindliche Parthei des Königs wanken gemacht. Schon war Mez von dem Mainzer Friederich zur neuen Wahl bestimmt. Da brach aber unter den Verschwornen selbst die Zwietracht aus. Der Schwabenherzog Herrmann, dessen Neffen Thankmar erschlagen hatte, wendete sich auf die Parthei des Königs; der Herzog Giselbert ertrank im Rhein, nachdem seine flüchtige Parthei vom Könige geschlagen sich in sein Fahrzeug gedrängt, und dasselbe dadurch zum Sinken gebracht hatte; der Franke Eberhard fiel in einem Treffen gegen die Schwaben, und so wurde auf eine unerwartete Weise die Krone für König Otto, aber ohne sein Zuthun, gerettet. Das Meiste in diesem zweideutigen Kampfe hatte Graf Konrad vom Wormsgau geleistet. Zur Dankbarkeit machte ihn Otto später zum Herzoge von Lothringen, und gab ihm seine Tochter Luitgard zur Frau. Der obige Kampf sammt seiner Entscheidung ereignete sich im Jahre 939.

Im Jahre 940 machte der König den Sohn des ertrunkenen Giselbert, Heinrich, zum Nachfolger seines Vaters, gab ihm aber in der Person des Grafen Oddo von Verdün einen tüchtigen Vormund. Nach Vollendung des Kampfes söhnte sich der König auch mit seinem Bruder aus, jedoch konnte diese Aussöhnung von keiner Dauer sein, so lange Heinrichs

Wünsche in Beziehung auf die Erreichung eines Herzogthums oder gar der Königskrone nicht in Erfüllung gegangen waren. Zwar hatte dem unruhigen Bruder der König einige Striche in Lothringen angewiesen, ihm jedoch alles, was er an Plätzen Wichtiges in Sachsen besessen hatte, genommen. Die Lothringer aber waren mit der Herrschaft des jungen Mannes neben ihrem Herzoge auch nicht zufrieden, und Heinrich kehrte bald wieder an den Hof seines Bruders zurück, um die unterbrochene Verschwörung zu erneuern und zu bevestigen. Es war jezt auf nichts Geringeres, als auf das Leben des Königs abgesehen. Jedoch wurde die Verschwörung eben zeitig genug entdeckt. Die Theilnehmer wurden vom König auf's Ernstlichste, Einige sogar mit dem Tode bestraft, und — wir kennen die geheimen Ursachen nicht — Heinrich kam nicht wieder leer durch; wahrscheinlich fanden die Gründe der Mutter bei Otto Eingang, daß Heinrich so lange unzufrieden bleiben müsse, als man demselben mit Vorziehung von Fremden, obgleich er ein Königssohn sei, dennoch kein Herzogthum gebe, ja sogar alle seine Besizungen geraubt habe.

Unter solchen Umständen starb nehmlich der vom Könige früher eingesezte Herzog von Bajern Berthold 947, und Otto erhob daher seinen Bruder mit Uebergehung des Neffen des Verstorbenen zur herzoglichen Würde, und um dieser Erhebung gleichsam einen rechtlichen Anstrich zu geben, vermählte er mit ihm die Tochter des 937 verstorbenen Herzogs Arnulf, die wegen ihrer Schönheit und Klugheit hochgerühmte Judith. Von nun an war der neue Herzog ein eifriger Freund seines königlichen Bruders, oft sogar mit Hintansezung seiner eigenen Mutter Mathilde, die doch ihm über alles gewogen war. Beide Brüder hatten nehmlich die Pflicht, aus ihren Erträgnissen nach Verhältniß die Wittwe Mutter zu erhalten. Nun war aber Mathilde mit ihrem Einkommen ein wenig verschwenderisch. Darüber klagten jezt einstimmig Heinrich und Otto; der Streit wurde jedoch auf Veranlassung der Gemalin des Königs beigelegt. Die Mutter schaltete mit ihrem Vermögen, wie sie

wollte, und vergaß nicht, eine Parthei für ihren Liebling immer rege zu halten.

Wenn wir nach Betrachtung solcher inneren Zwistigkeiten, die ihr Gift sogar auf die königliche Familie gossen, einen Blick in das schöne Zeitalter Heinrichs I. zurück werfen, so wird unsere oben angegebene Ansicht über Otto I. allenfalls gerechtfertiget sein. Wenn auch aus dem Familienkampfe der König stets siegreich hervorgieng, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß eben dieser Sieger seine Lorbeeren gewöhnlich nur fremden Einflüssen zu verdanken hatte. Wäre Herrmann von Schwaben nicht auf Königs Seite getreten, und hätte im ernsten Augenblicke sich nicht mit dem tapferen Konrad von Worms verbunden, so würde die Frage, ob dem Otto oder dem Heinrich die Krone gebühre, wahrscheinlich nur durch verheerende Kriege entschieden worden sein. Uebrigens ist auch noch des Königs Politik in Beziehung auf seine Brüder von höchst oberflächlicher Art. Er hätte Gelegenheit genug gehabt, die Gegenparthei, die ihre Ansprüche noch dazu auf die nächste Verwandschaft mit ihm gründete, zufrieden zu stellen, und sich in ihr ein thätiges Werkzeug für seine höheren Plane zum Besten des Reiches zu schaffen. Offenbar gebührte vor ihm dem älteren Thankmar die Krone, denn seine Mutter war die rechtmässige Gemalin Heinrichs I. Statt denselben aber über den Verlust seines Rechtes durch Güter und Würden zu trösten, hat der ungerechte König ihm das Seinige geraubt und zulezt gleichgültig die Nachricht von dem Tode dieses Bruders aufgenommen.

In Folge der Zeit wurden die beiden Herzogthümer Bajern und Franken, endlich auch Lothringen erledigt. Wenn er dennoch später mit Umgehung eines rechtmässigen Erben, des Pfalzgrafen Arnulf, Bajern in die Hände seines ungestümen Bruders Heinrich legte, und ihn dadurch besänftigte; warum hat er dasselbe nicht früher gethan? Niemand hätte ihn gehindert, mit Umgehung des Berthold, der ohnehin nicht der nächste Erbe von Arnulfs herzoglicher Würde war, schon im Jahre 938 dieselbe seinem Heinrich zu verleihen? Daß bei

dem Könige die Leidenschaft über eine einfache und gesunde Politik siegte, ist somit klar, und diese Erfahrung ist betrübend für denjenigen, der gerne das Regirungssystem Heinrichs I. in seinem Sohne fortgesezt gesehen hätte.

Wahr ist's, gegen das Jahr 948 waren Ottos Feinde beruhigt; allein durch ihre Beruhigung nach eilf Jahren waren für die Fortschritte der Teutschen auf den Bahnen Heinrichs I. unzählige günstige Augenblicke verloren. Aber jezt entstanden ihm von allen Seiten Freunde. Den Herzog von Lothringen, den früheren Grafen Konrad von Worms, machte der König auch zum Herzoge von Franken, eine doppelte Würde, deren gültige Existenz erst von einer Versammlung der fränkischen und lothringischen Stände im Jahre 945 in so weit entschieden wurde, als Konrad für Franken nur der eigentlich procurirende Herzog sein durfte, wie Herrmann Billung es für Sachsen, dessen eigentlicher Herzog doch immer nur der König war, gewesen ist. In der That durfte also ein Fürst keine zwei Herzogthümer haben; allein während er für das eine Land wirklicher Herzog war, konnte er für das andere ein blosser Nominalherzog sein, wobei ihm nur das Recht zukam, im Kriege das Heer anzuführen. Deswegen erhielten zwei Herzogthümer auf Einmal unter den bezeichneten Beschränkungen auch gewöhnlich nur solche Männer, deren Tapferkeit und Feldherrntalent öffentlich anerkannt werden mußte, wie bei Konrad von Worms es wirklich der Fall gewesen. Uebrigens werden wir später finden, daß zwei Herzogthümer in einer Person, in so weit es die wirkliche, die unbeschränkte Verwaltung derselben betraf, wie es bei Heinrich dem Löwen in Beziehung auf Bajern und Sachsen der Fall war, nicht vereinigt werden durften, ohne daß dadurch das Gleichgewicht der teutschen Staaten, und mit demselben die Wirksamkeit und Unabhängigkeit der teutschen Krone in Gefahr gekommen wäre.

Somit erwarb aber König Otto I. sich einen dankbaren und nöthigenfalls sehr einflußreichen Freund in der Person des Herzogs Konrad. Eine kleine Zwistigkeit zwischen Otto und

dem Allmannenherzog Hermann wurde bald beigelegt. Dem Sohne des Königs, Luithulf (Ludolf) vermählte der versöhnte Herzog seine einzige Tochter Ida, und als der Vater 948 starb, wurde gemäß den Beschlüssen einer Wormser Reichsversammlung Ludolf, der königliche Prinz, Herzog von Allmannien. Dem Herzoge von Lothringen und Prokurator von Franken gab aber der König auch 947 seine Tochter Luitgarde zur Gemalin wie wir schon hörten. Sein Bruder Heinrich war Herzog von Bajern, folglich war der König mit allen Fürstenhäusern Teutschlands verwandt, und die innere Ruhe der teutschen Nazionen schien für lange Zeit bevestiget.

Jezt erst konnte der allerdings tapfere König gegen die äusseren Feinde gebührende Kraft zeigen. Konrad von Lothringen vertheidigte seine und die Rechte des Königs gegen französische Ansprüche auf Lothringen, welches Land einst Giselberts Vater französischem Schuze hatte anvertrauen wollen, mehr aber in der Absicht, ein unabhängiges Königreich zwischen West- und Ostfranken zu bilden. Lothringen blieb somit innerhalb den Gränzen des teutschen Reiches. Während aber der tapfere und seinem königlichen Schwiegervater treu ergebene Konrad gegen Frankreich seine Rechte behauptete, wüthete an den sächsischen Gränzen immer noch der Slavenkrieg. Dort standen an der Spize tapferer Heere der zum sächsischen Führer vom Könige längst aufgestellte Herrmann Billung, und Graf Gero von Meissen, beide treue Diener Ottos, die durch Bande der Dankbarkeit und Verwandschaft, wenn auch in ferneren Graden, dennoch an die Kroninteressen gefesselt waren.

Der Krieg wurde fortan aus doppeltem Grunde geführt. Vorerst sollten die Slaven der oberherrlichen Gewalt des teutschen Reiches huldigen und alsdann zum Christenthume übertreten. Die Mittel, um diese Zwecke zu erreichen, waren freilich nicht immer die besten. Die Sachsen waren in Beziehung auf die benachbarten Slaven oft in dem Falle, wie einst Karl der Grosse in Beziehung auf die Sachsen. Wie jener Fürst mit dem Schwerdte die Sachsen zu Christen machte,

so machten jezt die Sachsen die Slaven mit Verheerung, mit Mord und Brand zu Bekennern der göttlichen Religion. Diese Bekehrungsweise ist freilich im Hinblicke auf die Sanftmuth und den überzeugenden Ernst der ersten Apostel traurig, allein sie wird unter rohen Völkern bei wenigem Fanatismus schon durch die Natur der Sache gerechtfertigt; daher kam's, daß die Slavenkriege gewöhnlich ohne Entscheidung blieben. Der Slave wurde heute Christ, morgen war er wieder Heide. Kaum hatten ihn seine Unterdrücker, die sächsischen Truppen, verlassen, so streifte er mit der christlichen Religion auch die neue Herrschaft ab. Die Kriege hörten daher nie auf und wurden mit um so grösserer Erbitterung geführt, je öfter sie wiederholt worden sind; kein Wunder, denn Grausamkeiten besänftigen selbst kein überwundenes Volk.

So ließ einst der Markgraf Gero zwanzig slavische Stammfürsten zu einem Schmause laden und sie alle dabei ermorden. So dauerte der fürchterliche Böhmenkrieg mit allen Schrecken der Verwüstung vierzehn volle Jahre, bis endlich der Herzog Boleslav die Oberherrschaft des teutschen Königs anerkannte. Auch Bajern hatten unter ihrem neuen Dynasten gegen die slavischen Nachbarn gekämpft, und waren mit ihren Freunden, den Sachsen, nicht selten besiegt worden; denn wenn es zum Treffen kommen sollte, zogen sich die Böhmen jedesmal in ihre unheimlichen Urwälder zurück, ließen den Feind auf schlechten Wegen und ohne Nahrung, mit der Gegend selbst wohl vertraut; griffen ihn dann aus Hinterhalten an, und seine Niederlage war oft auf die grausamste Weise vollendet.

Endlich hörte der böhmische Krieg, nachdem der Herzog auf alle Art ermüdete, auch auf, und der Markgraf Gero brachte sogar den Polenherzog Mizislav zur Anerkennung der Oberhoheit des teutschen Reiches. Otto selbst zog nach dem Abschlusse des böhmischen Friedens gegen den Dänenkönig Harald, welcher in die von Heinrich I. errichtete Mark Schleswig eingefallen war, die Sachsen verjagt, und den Markgrafen erschlagen hatte.

Der Kampf entschied sich zu Gunsten des teutschen Kö-

nigs. Harald nahm die christliche Religion an und Otto soll dem westlichen Arm des von Jütland nördlich gelegenen Meerbusens durch Hineinwerfung seiner Lanze den Namen „Ottensund" gegeben haben. Der Sieg mag übrigens für die Sachsen nicht so glänzend gewesen sein, als dieselben uns glauben machen wollten; denn Harald blieb Besizer von Schleswig und erkannte nur in Beziehung auf diese Markgrafschaft die Oberhoheit des teutschen Königs an. In seinen, den teutschen Kähnen unzugänglichen Inseln blieb er jedoch unabhängig, wie er es früher schon war. Das Christenthum aber konnte man ihm auch aus eben diesem Grunde nicht mit Gewalt aufdringen, sondern er bekannte sich dazu aus Ueberzeugung.

So wurde aber denn die Macht Ottos I. immer gewaltiger, sein politischer Einfluß immer bedeutender und seine Feinde immer geringer. Das Glück begünstigte alle seine Unternehmungen und es war oft unnöthig, daß er selbst handelte. Andere handelten für ihn. Das Christenthum gewann durch seine siegreichen Waffen an Ausdehnung, neue Bisthümer, wie Braudenburg und Havelberg, wurden errichtet, dem Erzbisthum Hamburg die vom Könige der Dänen errichteten drei Bisthümer in Jütland zugezählt, dadurch immer die Verbindung mit den nordischen Germannen auf's Lebhafteste unterhalten und der Glanz des teutschen Reiches erhöht. Wer sollte glauben, daß jezt troz allen diesen günstigen Verhältnissen die innere Ruhe des teutschen Volkes dennoch getrübt wurde! Nicht alle Keime der Zwietracht waren weder im Innern noch nach Aussen zerstört. So lange an einem Königshofe Weiber einen Einfluß haben, bleibt den Intriquen immer ein fruchtbares Feld angebaut. Gegenwärtig, und das geschah im fünften Zehnttheile des zehnten Jahrhunderts, gegenwärtig dringen die Unruhen aus jenem Lande, wo die Karolinger ihre Kaiserkronen empfangen hatten. Italien war und blieb immer noch der Zankapfel, dessen Anbiß dem teutschen Volke Jahrhunderte voll Bitterkeit bereitete. In jenem schönen Erdstriche, wo der heilige Vater die moralische Gewalt über alle Christen

der Welt zu besizen sich rühmte, herrschte seit langer Zeit Zwietracht und Verderben. Um die Krone der Lombardei kämpfte man dort seit langer Zeit, die Partheien mehrten sich, mit ihnen die Kronkandidaten, und jeder derselben behauptete ein näheres Recht, als der andere, auf den Lombardischen Thron zu haben. Diese Partheien wütheten nicht selten auch in der christlichen Welthauptstadt. Unabhängig von ihnen konnte selten ein Papst gewählt werden, und es war unter solchen politischen Stürmen ein wahres Wunder, daß die Päpste dennoch ein gleiches hierarchisches System fest gehalten haben, wenn auch ihre Würde ihr Entstehen nicht selten blutigen Kämpfen oder gar weiblicher List zu verdanken hatte. Einst übten die Karolinger die Herrschaft auf der Halbinsel, und eine Kaiserkrone ohne diese Herrschaft zu tragen, war unmöglich. Heinrich I. dachte wohl an ihren Glanz, aber der Tod hinderte ihn, denselben zu erreichen. Jezt wollte König Otto I. das vom Vater Versäumte nachholen. Italiener riefen ihn selbst. In jenem Lande war ein Bürgerkrieg zwischen Lothars II. Wittwe und Berengar II., Berengar I. Enkel, ausgebrochen. Günstiger war für Otto keine Gelegenheit, als diese, den italienischen Thron wenigstens zum Reichslehen zu machen. Berengar hatte die Königin Wittwe Adelhaid in ihrem Schlosse Garda gefangen gehalten, woraus sie jedoch nach Canossa entfloh, und den teutschen König um Hilfe bat. Otto zog daher mit den Grossen seines Reiches, worunter auch Heinrich, gegen Berengar. Der König hatte seinem Sohne, dem Schwabenherzoge Ludolf, den Befehl gegeben, einstweilen Oberitalien bis zu seiner Nachkunft von Feinden zu reinigen und zu besezen. Herzog Heinrich jedoch, näher an Italien, und vielleicht selbst nach diesem Lande gierig, war ihm insgeheim zuvorgekommen, und hatte durch seine Bajern, unter Anführung eines vertrauten Grossen, die seinem Neffen bestimmten Pläze schon besezt. Da aber des teutschen Königs Gemalin, Judith oder Edith, vor Kurzem erst gestorben, und Adelhaide eine schöne und geistreiche Dame war; so heurathete Otto dieselbe. Hierauf hielt er mit seiner neuen Ge-

malin seinen feierlichen Einzug in Pavia und ließ sich dort zum Könige der Franken und Longobarden krönen. Erst im folgenden Jahre 952 kehrte der König wieder nach Teutschland zurück.

Bevor noch die Hochzeit vollzogen gewesen war, hatte sich schon Prinz Ludolf mit seinen Schwaben von der Parthei seines Vaters getrennt, und war in seine Heimath nach Allemannien zurückgezogen. Dort verbanden sich mit dem unzufriedenen Sohne noch viele andere unzufriedenen Fürsten Teutschlands, unter andern auch die Nachkommen Arnulfs, gegen den Erzgeiz des Königs und gegen dessen Bruder Heinrich.

Nun wurde Berengar II. auf einen Reichstag im August 952 vorgeladen, um sich dort dem Könige zu unterwerfen, und das Königreich Italien aus Otto's Hand als teutsches Lehen zu empfangen. Berengar kam auf besondere Aufforderung des Herzogs von Lothringen, der mit seinem Heere auf Befehl des Königs in Italien noch stehen geblieben war, und unterwarf sich, wurde jedoch, wie Witichind sagt, nicht glimpflich genug behandelt. Er erhielt zwar Italien als Lehen; aber er kehrte mit neuer Erbitterung gegen den König in sein Land zurück. Konrad, der den Berengar in der Voraussezung einer guten Behandlung nach Augsburg zu gehen bewogen hatte, sah sich ebenfalls beleidigt, und besonders durch den Umstand, daß der König seinem Bruder Heinrich Verona und Aquileja zum Lehen gab, zurückgesezt, und verband sich mit den Verschwornen. Zunächst war ihr Zweck, den ränkesüchtigen Heinrich zu stürzen. An sie hatte sich der jüngere Adel von Franken, Sachsen und Bajern angeschlossen, und nun mußte der König das alte Spiel gegen seine Authorität erneuert sehen.

Im Jahre 953 wollte er die Ostern in Mainz feiern, und erschien daher mit bewaffneter Macht vor den Thoren der Stadt. Allein der schlaue Erzbischof Friedrich von Mainz ließ dem überraschten Otto melden: als König könne er die Ostern in seiner Stadt nicht feiern, wohl aber als Privatmann. Ludolf und Konrad befanden sich auch in Mainz und

erklärten, sie hätten nichts Nachtheiliges gegen Ottos Person im Sinne; aber sobald sie den Herzog Heinrich in ihre Gewalt bekommen könnten; so würden sie dessen Gefangennehmung nicht unterlassen. Otto verließ die Gegend von Mainz mit dem Gedanken, die kühnen Aufrührer gegen seine Oberherrlichkeit dennoch zu beugen. In Lothringen wendete er sich an den Bischof von Mez, um sich hauptsächlich dieser Stadt zu versichern, und durch sie seinen königlichen Einfluß auf das Herzogthum Lothringen gegen Konrad selbst zu behaupten. Nachdem er hier wenigstens in Beziehung auf die Person des Bischofs seinen Zweck erreicht hatte, gieng er nach Sachsen, und fand, wie Witichind sagt, dort allein den verlornen König wieder. Auf seiner Seite waren gegenwärtig also nur Bajern und Sachsen; gegen ihn Italien, Franken, Schwaben und zum Theil noch Lothringen.

Zunächst wurde auf Befehl des Königs ein Reichstag zu Frizlar gehalten, und die Aufrührer Ludolf, Konrad und der Erzbischof Friedrich in die Reichsacht erklärt. Alsdann zog der König mit seinen Getreuen aus Sachsen und einiger Verstärkung durch seinen Bruder Heinrich aus Bajern gegen den Heerd der Verschwörung, die bevestigte Stadt Mainz, die überdieß damals als Reichshauptstadt gegolten hat. Friedrich, die Rache des Königs wohl ahnend, hatte jedoch die noch stärkere Vestung Breisach inne. Zwei Monate hatte die Belagerung schon gewährt, und noch war keine Aussicht vorhanden, daß die starken Mauern brechen würden. Unterhandlungen sollten den Zwist zwischen Vater und Sohn ausgleichen. Schon waren Konrad und Ludolf aus der Stadt gegangen, um sich dem Könige zu unterwerfen. Schon hatten sie sichere Hoffnung, daß Otto verzeihen werde; als der König zur ersten Bedingung einer möglichen Versöhnung die Auslieferung derer verlangte, von welchen er wußte, daß sie die ersten Urheber des Aufruhrs gewesen seien. Zunächst zielte dieses Begehren auf den Erzbischof Friedrich. Das aber wollten und konnten Ludolf und Konrad gemäß ihrer Uebereinkunft mit dem Erzbischofe nicht thun. Zudem langte,

während man unterhandelte, und Herzog Heinrich seinem Neffen in ungeziemendem Tone wegen seines Abfalls vom Vater Vorwürfe machte, die ausserordentliche Nachricht in Mainz an, die Bajern hätten sich zu Gunsten der Arnulfischen Linie gegen die Sache des Königs und gegen den Herzog Heinrich erhoben, und an ihrer Spize stehe der Pfalzgraf Arnulf selbst, der jedoch seine Ansprüche lieber auf Ludolf, als auf Heinrich abtrete.

Als dieses im Lager des Königs bekannt wurde, und Ludolf in der folgenden Nacht, nachdem er die Stadt in den Händen Konrads gelassen hatte, das bajerisch-sächsische Lager durchbrach, um mit den Seinigen dem Arnulf zu Hilfe zu eilen; fiel auch das vor Mainz stehende Heer der Bajern von seinem Herzoge Heinrich ab, und folgte dem kühnen Ludolf. Otto, da er so viele Leute verloren hatte, mußte die Belagerung aufheben und mit seinen getreuen Sachsen nach Bajern ziehen. Allein hier war in einer feierlichen Versammlung zu Regensburg Herzog Heinrich schon seiner Würde entsezt, und sogar sammt seiner Familie als ein eingedrungener Fremdling aus dem Lande verbannt worden. Als daher König Otto vor Regensburg kam, fand er die Thore der Stadt verschlossen, auf dem Lande aber alle Wohnungen verlassen. Die verödeten Hütten hatten seine Soldaten zusammengebrannt. Mehrere Monate lag das königliche Heer vor der Stadt, aber ohne Erfolg. Endlich hob Otto um Weihnachten 953 die Belagerung auf.

Inzwischen hatte der König den treulosen Konrad abgesezt, und dem Erzbischofe von Köln, seinem Bruder Bruno, die Verwaltung des Herzogthums Lothringen übertragen. Konrad zog daher auch gegen den Lezteren zu Feld, und da Bruno einer Schlacht auszuweichen wußte, so blieb der Streit unentschieden. Otto, Heinrich und Bruno, die drei Brüder, bildeten also die eine; Ludolf, Konrad, Friedrich und Arnulf die andere Parthei in Teutschland. Auf Seite der lezteren stand auch noch der Erzbischof von Salzburg und weniger einflußreich Berengar II. in Italien, der mehr, als je, seine Le-

hensnahme in Augsburg verwünschte. Sogar die Ungarn wurden von Ludolf eingeladen, in's Reich zu fallen. Sie kamen wirklich, und plünderten durch Schwaben, Franken und Elsaß und kehrten mit Beute beladen wieder über Italien nach Hause zurück, eben so schnell, als sie gekommen waren.

So war denn die Lage des Königs wirklich höchst traurig. Die Erbitterung gegen ihn war schon so hoch gestiegen, daß selbst der Patriarch von Aquileja meinte, es sei besser, das Land von den Feinden verheeren zu lassen, als auf die Seite des Königs überzutreten. Je tiefer aber die Authorität des Königs fiel, desto höher stieg die Macht seines Sohnes Ludolf. Aber unter allen Bischöfen blieb der Augsburger, Ulrich, dem Könige treu. Unter allen Bischöfen Teutschlands war aber auch Ulrich der Würdigste. Auf seiner Seite standen sein Bruder Theobald und sein Vetter Adalbert. Ludolf mußte also auch auf die Besiegung dieser Feinde denken. Arnulf zog in seinem Namen vor Augsburg, nahm die Stadt ein und ließ sie plündern. Ulrich war inzwischen nach Schwabmünchen geflohen und hatte dieses Schloß ganz für eine Belagerung herstellen lassen. Als er hinlänglich hier gerüstet war, und seinem Bruder aufgetragen hatte, einen Heerhaufen zu sammeln, um die Bajern unvermuthet zu überfallen, ließ er eine bischöfliche Bannbulle über alle seine Unterthanen ergehen, welche in ihrer Treulosigkeit und Empörung gegen den König verharren würden. Arnulf rückte daher vor das veste Schloß, und wurde von dem Heerhaufen Theobalds von Dillingen überrumpelt. Ein höchst blutiges Treffen kostete den Bajern viele Leute, und dennoch wurde Nichts zu ihrem Vortheile entschieden. Während der Zeit war König Otto mit einer neuen Armee nach Bajern gezogen, und Arnulf mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von der Belagerung ablassen und dem Ludolf in Regensburg zu Hilfe eilen. Eine zweite Belagerung dieser Stadt endete zulezt mit einem Waffenstillstande zwischen Vater und Sohn. Zugleich wurde ein Reichstag gehalten, auf welchem die Grossen des Reiches den verheerenden Familienkriegen ein Ziel sezten. Ludolf suchte sich

auf jener Versammlung zu rechtfertigen, indem er vorgab, er sei gezwungen worden, die Waffen zu ergreifen, indem der Vater den Bruder mehr begünstiget habe, als den Sohn, dem er doch schon in einem Testamente die Nachfolge in der Regirung zugesagt hatte. Die Hauptursache dieses lezteren Familienkrieges war aber nur Adelhaid, die Gemalin des Königs; denn Ludolf fürchtete durch eine etwaige Nachkommenschaft von ihr aus seinen Kronansprüchen verdrängt zu werden, was wohl leicht möglich war, da die schöne Stiefmutter erst zwanzig Jahre zählte. Auch Konrad und Friedrich hatten sich bei jenem Reichstage eingefunden, und Beide gaben sich Mühe, den Sohn mit dem Vater auszusöhnen. Allein ihre Bestrebungen blieben umsonst; daher wendeten sie sich auch von seiner Parthei und giengen zu der des Königs über.

Ludolf noch unversöhnlicher, als bisher, warf sich auf's Neue in die Stadt Regensburg. Der Kampf wurde immer erbitterter. Endlich fiel Arnulf in einem Ausfalle, ein Verlust, der für die Sache Ludolfs unersezlich blieb. Ludolf zog hierauf, nachdem neuerdings ein Waffenstillstand geschlossen war, nach Schwaben, um sein Heer zu verstärken. Bei Illerdissen, an der Iller, standen die Heere schlagfertig sich auf's Neue gegenüber, als Bischof Ulrich von Augsburg einen Waffenstillstand vermittelte, und durch seine Klugheit und weise Beredsamkeit es dahin brachte, daß beide Partheien sich entschlossen, der Entscheidung ihrer Angelegenheit auf einem Reichstage zu Fritzlar entgegen zu sehen. Bevor jedoch dieser abgehalten wurde, waren durch die Vermittelung des Bischofs von Chur Vater und Sohn schon versöhnt.

König Otto befand sich nehmlich einmal auf der Jagd, als Ludolf mit bloßen Füßen und dem härenen Bußkleide daher kam, sich dem Vater zu Füßen warf, und ihn um Verzeihung flehte. Der König hatte dieselbe nicht verweigert. Hierauf hielt Otto einen Reichstag zu Mainz. Diese Stadt war durch den Tod des Erzbischofs Friedrich wieder an den König gefallen. Auf jenem Reichstage nun wurden Konrad und Ludolf amnestirt, verloren jedoch ihre herzoglichen Lehen.

Aber Konrad nur für kurze Zeit, denn wir finden ihn bald wieder als Nominal-Herzog der Franken, die ihn sehr liebten. Der König wollte seine Feinde zunächst durch Milde gewinnen. Zum Herzoge von Schwaben ernannte jedoch Otto den Schwiegersohn Herzogs Heinrich, Burkard. Obgleich Arnulf gefallen und Ludolf mit seinem Vater ausgesöhnt war; so endete dennoch der Krieg noch nicht.

Die Grossen Bajerns hielten nehmlich noch immer die Hauptstadt Regensburg besezt, und wollten des Königs Bruder, den Herzog Heinrich, durchaus nicht wieder anerkennen. Die Folge war eine vierte Belagerung der Stadt, welche ihren Fall herbeiführte. Somit war denn auch Bajern wieder in die Hände des Königs gekommen, und Heinrich wurde in sein Herzogthum eingesezt. Das geschah im Juni 954. Eine Reihe von höchst unglücklichen Ereignissen hatte das Gesammtvaterland aus Ursache so langwieriger Familienzwiste gänzlich niedergedrückt. Von Moral und Recht, von einer nüzlichen Verwaltung und gerechten Justizpflege konnte keine Rede sein. Armuth und Elend begegneten dem Wanderer jezt auf allen Schritten. Und wer erzeugte all dieses Gräßliche? Der unbehilfliche Ehrgeiz eines Einzigen, der sich durch eine stets intriguirende Hofparthei leiten ließ. Hätte König Otto nur ein Wenig über die Rechtsverhältnisse und keineswegs machtlosen Einsprüche seiner Grossen nachgedacht; so würde er nie auf den sinnlosen Gedanken gekommen sein, mit Einemmale die Freiheiten des Landes zu vernichten und sich als unabhängiger Herrscher an die Spize stellen zu wollen. Aber leider hat bei ihm die Sucht nach persönlicher Größe die Klugheit und innere Kraft seiner Plane weit überwogen. Um einen unabhängigen Königsthron, eine Despotie in Teutschland zu begründen, dazu gehörte neben dem Wollen auch das Können. Binnen wenigen Jahren kann dasjenige, welches durch Jahrhunderte entstand, nicht, wenigstens nicht ohne Rückfall, eingeworfen werden.

Dadurch, daß Otto durchaus den Bajern seinen übermüthigen Bruder aufdrang, hat er die Nazion mit ihren An-

sprüchen und Gesezen verhöhnt, und verdient in dieser Beziehung ganz unsere Verachtung. Wenn ihm aber nur im Geringsten die bittere Lage des Vaterlandes eine Würdigung abgedrungen hätte; so wäre er jederzeit ein segnender Fürst für das teutsche Volk gewesen. Wer sollte den nicht verachten, der es wagt, mit den Gesezen und Gefühlen eines ganzen Volkes zu spielen! Daß er aber zu schwach war, sein Spiel zu gewinnen, bewiesen die beständigen inneren Kriege, und nun noch der im Jahre 955 wüthend erfolgte Einfall der Ungarn, welcher alle bisherigen Einfälle dieser Barbaren übertraf.

Arnulf I. hatte wohl einst in seinem gerechten Zorne über die Einfälle König Konrads das Beispiel gegeben, man könne selbst mit der barbarischen Macht der Ungarn an den vaterländischen Feinden sich rächen. Das Beispiel war freilich grausam; aber durch die Verhältnisse erzwungen, und wenigstens nicht ungerecht. Einzelne Haufen dieser fürchterlichen Hilfsvölker haben wir während der obigen Bürgerkriege Teutschland wieder verheeren sehen. Wohl wußten die Madscharen, wie man eine innere Trennung in einem grossen Reiche für die Zwecke der Plünderung benüzen könne. Zudem hatten Konrad, Ludolf und Friedrich diese Horden vielleicht selbst eingeladen, um den König mit ihrer Beihilfe gänzlich zu stürzen. Vorläufig hatten sie Raubhorden geschickt, und während diese einen großen Strich von Teutschland und Italien durchgeraubt hatten, war in Pannonien ein fürchterliches Kriegsheer organisirt worden, um durch dasselbe mit einem Schlage den noch übrigen Wohlstand von ganz Teutschland zu vernichten.

Es war im Frühlinge des Jahres 955, als ungarische Gesandte vor dem Könige erschienen, und ihm zu seiner Aussöhnung Glück wünschten, nebenbei aber ihm ihre Freundschaft antrugen. Ihre eigentliche Absicht jedoch war, die Verhältnisse des Landes näher auszukundschaften und seine Militärmacht zu bemessen. Otto hatte damals seinen unruhigen Sohn Ludolf nach Italien gegen Berengar II. geschickt, und dieser nicht ermangelt, die Ungarn heimlich zu einem Einfalle

in Teutschland zu reizen, damit er während dieser Zeit freiere Hände bekomme. Die Ungarn waren ferner von dem Salzburger Erzbischof Herold und dem Patriarchen von Aquileja unabläßig aufgefordert worden, die Macht Otto's zu stürzen. Im Grunde war den Bischöfen insgesammt daran gelegen, das Streben des Königs nach Vergrößerung seiner Unabhängigkeit zu vernichten; denn sie sahen wohl ein, was der Mächtige in Beziehung auf ihre weltlichen Güter für Einsprüche machen könne und werde. Arnulf I. hatte durch seine Klostersäkularisazion ein böses Beispiel gegeben. Ueberdieß waren die Ungarn selbst nicht gewohnt, auf eine einmalige Aufforderung eine zweite folgen zu lassen. Alle diese Umstände zusammen genommen liessen auf eine unglückliche Vergangenheit und Gegenwart eine noch weit grausamere Zukunft fürchten.

Bajern und Allmannien, schon so oft von jenen Barbaren verheert, und gegenwärtig durch beinahe jedes Unglück an den Rand der Verzweiflung gebracht, sollten ihre Saaten wieder den fürchterlichen Räubern Preis geben. Wirklich drang die schauderhafte Nachricht schon durch die zitternden Gaue Bajerns, ein ungarisches Heer von mehr denn Hunderttausend Mann sei gegen die Gränzen des Landes im Anzuge. Es war im Julius des Jahres 955. Das ganze Land stand ihnen offen. Sobald Heinrich wieder zum Besiz der herzoglichen Würde in Bajern gekommen, war auch das sächsische Heer von Regensburg abgezogen, und nun gab's keine Vertheidiger gegen die zahllosen Massen der östlichen Räuber. Ihre schnellen Reiterschaaren hatten in wenigen Tagen ganz Bajern und Schwaben bis zur Rheingränze durchflogen. Die Noth war entsezlich; die Verzweiflung in jedem Auge. Heinrich lag in Regensburg auf dem Krankenbette; sein Bruder, der König aber befand sich in Sachsen. Mit blutdürstigem Stolze sagten die Barbaren von ihrer Macht allenthalben: sie sei so groß, daß ihre Rosse die Seen und Flüsse austrinken und durch ihre Hufe die Städte zertrümmern sollten, und keine Macht der Welt könne sie überwinden, wenn nicht die Erde sie verschlinge, oder der Himmel sie bedecke.

Neben den Ungarn bedrohten auf der anderen Seite auch die Slaven das Land mit ihren Einfällen; kurz die Noth war überall ohne Gränzen. Selbst diejenigen, welche die Ungarn herbeigerufen hatten, kamen in Furcht ob ihrer Menge und ihrer Wuth. Das Haupt der Unzufriedenen in Bajern war aber Berthold, des bei Regensburg gefallenen Arnulfs, Pfalzgrafen von Scheiern, Sohn. Derselbe, in der Hoffnung, doch wieder zum alten Erbe zu gelangen, bot alle Mittel auf, um den Ungarn ihren erwarteten Sieg zu erleichtern. Ihre Hauptmasse stand nun bei Augsburg, am Lech, um diese Stadt unter dem Befehl des ehrwürdigen Bischofs Ulrich zu erobern. Der Bischof erbat schleunige Hilfe vom König. Otto aber hatte nicht ermangelt, überall, wo es nur einigermassen möglich war, den Heerbann aufzubieten. Sachsen und Franken, Schwaben, Bajern und Böhmen zogen wieder versöhnt gegen den gemeinschaftlichen Räuber. Unter den Anführern befand sich auch Konrad von Franken, der kühne, tapfere und zugleich gewandte Feldherr, auf welchen selbst der versöhnte König wieder alle Hoffnung sezte. Als nun die einzelnen Heerhaufen zusammen gekommen waren, ordnete sie der König, und oberhalb Donauwörth, am linken Ufer der Donau, befahl er dem ganzen Heere, sich zur Schlacht zu rüsten.

Es war der 6te August, ein herrlicher Sommertag, als die Armee insgesammt über die Donau gieng, und gegen Augsburg hinaufzog. Der Zug gieng über Umwege bis vor das südwestliche Ende der Stadt. Am nordöstlichen standen die ungarischen Massen. Schnell wurde ein Lager geschlagen und die ganze königliche Armee in acht Haufen getheilt. Die Bajern in drei Schlachthaufen sollten die Ersten in der Schlacht sein. Graf Eberhard von Ebersberg stand an ihrer Spize, der älteste und dem Herzog Heinrich, so wie dem Könige, getreueste Krieger. Der vierte Heerhaufe bestand aus Franken, meistens schwerbewaffneten, aber tüchtigen Reitern, unter dem Befehl ihres Herzogs Konrad, dem ersten Kämpfer seiner Zeit, auf den das ganze Heer wie auf seinen Schuz-

geist blickte, weil derselbe durch oftmalige Siege sein Feldherrntalent und sein Glück erprobt hatte. Den Königshaufen, oder die königliche Legion bildeten die Sachsen als der fünfte Heerhaufe. An ihrer Spize stand der König selbst, und um ihn die Grossen, die edlen Ritter seiner Zeit. Die Schwaben als der sechste und siebente Heerhaufe wurden von ihrem Herzoge Burkard angeführt. Den achten und lezten Heerhaufen formte ein böhmisches Hilfschor von tausend Mann zur Bedeckung des Lagers. Als die ganze Armee eingetheilt und für die Theile Befehlshaber bestimmt waren, wurde auf einem erhöhten Plaze im Lager vom heiligen Ulrich der feierliche Gottesdienst gehalten, dem Könige das Abendmahl gereicht und sodann die ganze Armee vom Bischofe gesegnet. Es war ein rührender Anblick, diese verschiedenen Stämme sich brüderlich umarmen und wechselseitig verzeihen zu sehen. Es war der Morgen des 10ten Augusts im Jahre 955. Am Schlusse der Feierlichkeit gebot der König dem Heere, sich ernst zum Kampfe zu rüsten. Das Reichspanier, der Erzengel Michael, wurde erhoben, und die Heerhaufen verließen das Lager, um am linken Ufer des Lechs, gegen Gunzelen hinauf, dem Feinde entgegen zu rücken. Kaum hatten diese jedoch das Lager verlassen; so stürmten ungarische Reiterschaaren über den Lech unterhalb Augsburg, und im Nu hatten sie die Böhmen aus dem Lager vertrieben und dasselbe eingenommen. Die Schwaben, als die Reserve der Armee, standen den kühnen Siegern gegenüber, wurden aber mit einem großen Verluste zurückgedrängt und gänzlich geschlagen. Daß die Ungarn dem teutschen Heere in den Rücken kamen, hatte Niemand erwartet, und um so plözlicher war die Bestürzung, als man den traurigen Erfolg sah. Alles fieng an, an kommender Rettung zu verzweifeln. Das wußte der König wohl, und sogleich befahl er dem Herzog Konrad, mit seinen neu angeworbenen Franken das Verlorne wieder zu erobern und den Rücken des Heeres vom Feinde zu befreien. Mit fürchterlichem Ungestüm drangen die schwer bewaffneten Reiter Konrads in die Reihen der leichten ungarischen, und der Kampf wurde mörderisch.

Jeder fränkische Hieb, und es stürzte ein Ungar. Endlich nach einem zweistündigen gräßlichen Morden flohen die Barbaren auf allen Seiten und liessen Todte, Gefangene, Beute und Lager in den Händen der trefflichen Sieger. Konrad lieferte noch eine Probe von seinem kriegerischen Talente. Der Rücken des teutschen Heeres war frei, und nun konnte der König mit seinen ermuthigten Schaaren auf die Hauptschlacht denken. Das Hauptheer der Ungarn drang, da jener Haufe theils über den Lech, theils über das westliche Ende der Stadt herum gegen die östliche Seite getrieben war, gegen die ganze Masse vor, um mit einem Schlage die Teutschen zu überwältigen. Otto jedoch ordnet in der größten Schnelle die Armee; reitet durch alle Glieder, ermuntert jeden zum Kampfe; schildert in Kurzem die fürchterliche Wildheit der thierischen Barbaren; nennt jeden Tapfersten bei seinem Namen; ergreift Schild, Schwerdt und Lanze, stellt sich an die Spize der Ermuthigten, und dringt, voraus das Panier des Reiches, gegen den dichtesten Haufen der Feinde. Um ihn die Sachsen; auf dem linken Flügel Konrad, um die Flußseite zu decken; rechts Eberhard mit seinen Bajern. Die wiederbefreiten Schwaben erhalten mit ihrem Burkard den Befehl, die westliche Seite der Stadt zu umgehen, und den Ungarn in den Rücken zu fallen. Nun beginnt fürchterliches Morden. Seit zweihundert Jahren war keine Schlacht so blutig, wie diese. Nichts wird geschont. Alles, was Widerstand leistet, niedergemacht. Die kühnsten Ungarn stürzen. Da öffnen sich auch die Thore der Stadt, und heraus dringt die Besazung, dem schon weichenden Feind entgegen, und auf Seite der Schwaben. Zulezt wird das Mezeln so allgemein, die Wuth der Teutschen so fürchterlich, daß selbst der Lech ganz roth gefärbt von feindlichem und vaterländischem Blute dahin fließt. Die Ungarn weichen. Ihre mittlere Schlachtlinie wird durchbrochen; rechts und links flieht Alles; der König erobert ihr Lager. Da bricht die Nacht an, und kein lebendiger Feind war mehr zu schauen. Alle waren sie in die benachbarten Dörfer geflohen, um sich zu sammeln für den folgenden Tag

zur neuen Schlacht. Gräßlich war der Anblick der Todtenmasse auf dem Felde des Lechs. Endlich gieng die Sonne vom östlichen Himmel empor, und das Treffen begann auf's Neue. Von der Umgegend her stürzte Alles, was Waffen tragen konnte, den einzeln fliehenden Ungarn entgegen. Neu erbittert kämpfte der König im dichtesten Gewühle der Schlacht. Fürchterlich hauste die Rache der Bajern in der Reihe der Erzfeinde. Ueberall hin wurden sie verfolgt; keiner gab sich gefangen. Da öffnete auch Konrad sein Visier, um nach den heissesten Mühen wieder Luft zu erhalten; aber ein feindlicher Pfeil durchschwirrte die Luft, und der Herzog war nicht mehr. Desto erbitterter kämpften auf's Neue seine Franken. Endlich war Alles niedergemezelt; kein Gefangener verschont. Nur einige ungarische Heerführer wurden noch eingeholt, um zwar nicht, wie die anderen, auf dem Schlachtfelde lebendig begraben zu werden; aber um zum Ergözen des Volkes in Regensburg vor dem Ostenthor zu baumeln. Das Morden hatte vom 10ten bis zum Mittag des 12ten August gedauert. Hunderttausend Ungarn, und gegen zwanzigtausend Teutsche lagen in ihrem Blute röchelnd, sterbend und gestorben auf dem Felde der Schlacht, und zum Erstenmale lieferte Otto den Beweis, daß ein teutsches Heer, wenn auch nur halb so groß, wie ein barbarisches aus Nord oder Ost, dasselbe nicht allein zu besiegen, sondern beinahe zu vertilgen vermag.

Als man ringsum keinen Feind mehr erblickte, befahl Otto einen feierlichen Danksagungsgottesdienst in Augsburg zu halten. Das siegende Heer ertheilte ihm den Namen eines Vaters des Vaterlandes, und die Nachwelt wegen dieser Schlacht vielleicht allein den Beinamen „der Grosse.“ Nach der von Bischof Ulrich, der mit vielen anderen Bischöfen auch tapfer gezen den gemeinschaftlichen Feind gekämpft hatte, abgehaltenen Feierlichkeit, begrub derselbe seinen Bruder, den Grafen Theobald und dessen Sohn Reginbald. Der Bischof Michael von Regensburg hatte eben so tapfer mitgefochten, und war schon unter den Todten gelegen, als ein neben ihm liegender Ungar ihn ausziehen wollte. Da ermannte sich aber

der verwundete Bischof und schlug den Raubsüchtigen noch vollends todt. Verwundet auf dem Schlachtfelde lag auch der Bischof Starchant von Eichstädt. Der Leichnam des heldenmüthigen Herzogs Konrad wurde auf königlichen Befehl nach Worms abgeführt und dort feierlich bestattet. So endete denn der fürchterlichste Krieg gegen die östlichen Barbaren, und nimmer haben die Ungarn seit dem Jahre 955 es gewagt, die teutsche Kraft auf dem Felde der Ehre zu verachten. Die Wanderungen von Ost hören auf, und es beginnt einige Zivilisazion wieder zu wurzeln im gemeinsamen Vaterlande.

Auch der königliche Glanz wuchs wieder zur gebührenden Höhe. In ganz Teutschland verehrte man den Sieger am Lechfeld als den Vater des Vaterlandes. Mit Innigkeit wurde der glorreiche König überall aufgenommen, wohin er auch immer kam. Wohl wußte das der auf seine Feinde nicht selten höchst erzürnte Monarch. Durch die völlige Aussöhnung mit seinen Familiengliedern und durch die Ungarnschlacht hatte der Monarch eine Macht und ein Uebergewicht über alle Fürsten des teutschen Reiches, wie früher kein anderer errungen. Jezt erst konnte er als strafender Richter gegen alle jene auftreten, die ihm einst in seiner Ohnmacht Hohn gesprochen, und selbst die Ungarn in's Vaterland gelockt hatten. Die Ersten der Art waren der Sohn des Pfalzgrafen Arnulf, Berthold, dann der Erzbischof von Salzburg, Herald; endlich der Patriarch von Aquileja. Die beiden voraus Genannten hatten für die Zwecke des Arnulfischen, der Leztere für die des Berengarischen Hauses gehandelt. Die Bestrafung derselben übertrug der König seinem in Regensburg krank liegenden Bruder Heinrich, der aus ganz natürlichen Gründen die Ansprüche seiner Pfalzgrafen nicht gelten lassen konnte. Otto selbst reiste zu ihm nach der Hauptstadt, um besonders die nöthigen Vorkehrungen für die Vestigkeit der Regirung seines Bruders zu treffen.

Zu diesem Ende wurde in Regensburg ein Reichstag gehalten, und auf demselben die ganze Arnulfische Familie in

die Acht und der Pfalzgrafenwürde — jedoch auf nicht lange Zeit, verlustig erklärt. Der Patriarch von Aquileja wurde entmaunt und dem Erzbischofe von Salzburg die Augen ausgestochen, ein Beweis, daß der König noch immer eine mächtige Hand über das Schicksal der Bischöfe hatte, und daß Rom seinen Einfluß gegen die ehrwürdigen Brüder und für dieselben noch nicht gänzlich geltend zu machen vermochte. Die Wirren in Italien waren ein grosses Hinderniß. Auf besondere Fürbitte des wirklich sehr frommen Bischofs Ulrich von Augsburg, wurde Berthold von der schon ausgesprochenen Strafe befreit und ihm sogar noch die Titularwürde eines Pfalzgrafen gelassen; eigentlicher Pfalzgraf in Bajern aber wurde der Graf Hartwich vom Chiemgau.

Im Herbste desselben Jahres 955 starb der schon vor der Ungarnschlacht und seitdem ohne Unterlaß krank gewesene Herzog Heinrich, ohne je von den Bajern gewünscht oder geliebt worden zu sein. Die Geschichte dieses Landes hat ihm wegen seiner Unverträglichkeit den Beinamen „der Zänker" gegeben. Nach ihm erhielt sein Sohn Heinrich durch den König das erledigte Herzogthum und noch dazu die Markgrafschaft, welche schon einmal unter Karl dem Grossen die östliche Mark genannt und zuerst vom Markgrafen Gero verwaltet wurde. Der König zog hierauf schnell gegen die an sein Sachsen gränzenden Slaven, welche den Ungarnkrieg benuzt hatten und wieder in Teutschland eingefallen waren. Weit schlug er sie mit Beihilfe des tapferen Sachsenführers Gero zurück. Endlich wäre er von den Barbaren sammt seinem Heere beinahe gefangen worden; allein der listige Gero täuschte die Feinde und diese wurden gänzlich auf's Haupt geschlagen. Ihren Fürsten Steinef wurde durch einen sächsischen Zugführer der Kopf abgehauen und der Slavenkrieg war bis auf Weiteres wieder geendet.

Während desselben war der Sohn und Thronerbe des Königs Ludolf gestorben. Otto I. hatte aber von seiner anderen Gemalin Adelhaid noch einen übrigen Thronerben, Otto II., der bei'm Tode seines Stiefbruders eben ein Jahr alt war.

Somit trat dieser jezt in das Nachfolgerecht ein, das er wahrscheinlich auch erhalten haben würde, wenn Ludolf am Leben geblieben wäre; denn der heftige Charakter dieses Prinzen war nicht dazu geschaffen, die frühere Aussöhnung mit dem Vater aufrichtig bleiben zu lassen. Nach Ottos I. Rückkehr zu den Seinigen begannen oder vielmehr wurden auf's Aeusserste getrieben die Verwirrungen in Italien. Berengar hatte den allerdings rohen Empfang, der ihm von Seite des königlichen Hofes in Augsburg zu Theil geworden war, so wenig vergessen können, als jener, welcher ihm einen besseren versprochen hatte. Die Unabhängigkeit seines Thrones von dem des teutschen Königs hatte er gezwungen anerkannt; sie aber bei'm ersten günstigen Zusammentreffen der Umstände wieder abzustreifen, war die volle Absicht des ehrgeizigen Italieners. Dieses Zusammentreffen fand statt, und Berengar suchte dasselbe für seine wieder zu erringende Unabhängigkeit zu benüzen. Die Familienzwiste im königlichen Hause, die Ungarn- und Slavenkriege waren für den Lombarden Gelegenheiten genug, die Ansprüche eines Königs zurück zu weisen, der nur durch Gewalt der Lehensherr von Italien geworden war und den seine Verhältnisse in eigenem Lande genug beschäftigten. Daß freilich König Otto aus allen Kämpfen siegreich hervor gehen würde, ahnete der ohnehin wenig schlaue Italiener nicht. Als der königliche Prinz Ludolf gestorben war, glaubte er daher, es sei für seine Zwecke wenig mehr zu thun, als die Herrschaft unmittelbar anzusprechen. Eine eiserne Strenge übte er daher gegen seine Bischöfe, und dieses that er um so ungehinderter, als in Rom wenig wirksame Einsprache gegen solche Eingriffe weder in Teutschland noch Italien geschehen konnte, da die dortigen Papstwahlen selbst meistens nur Resultate von Verwirrungen gewesen waren. Die Päpste waren beinahe ohne Ausnahme Kreaturen von Partheien, und ihr Einfluß auf die moralischen Verhältnisse der katholischen Welt ließ ahnen, wie wenig der heilige Vater oft würdig war, diesen ehrenvollen Namen zu tragen.

Damals saß Johann XII. auf dem heiligen Stuhl, ein

Mensch voll moralischer Gebrechen, der eher zu Allem, als zu einem Vorstande einer apostolischen Religion geeignet war. Gegen denselben erhob sich nun eine römische Parthei, an deren Spize Leo VIII. als Gegner und Nebenbuhler stand. In der Angst seines Herzens wußte Johann kein anderes Mittel, seinen Feinden gehörig zu begegnen, als den König von Teutschland nach Italien zu rufen, und ihm bei günstigen Verhältnissen die Kaiserkrone zu versprechen. Otto fand diesen Aufruf zu lockend und für die Ehre seines Hauses zu glänzend, als daß er demselben nicht Folge leisten mochte. Auch einige lombardische Bischöfe sendeten ihre Klagen an den König. Dieser ordnete nun in seinem Reiche vorerst die nöthige Thronfolge und den Reichsheerbann. Zu beiden Zwecken sendete er seine Boten aus, einen Reichstag nach Worms zu berufen. Derselbe kam im Jahre 961 zu Stande. Beschlossen wurde wesentlich der Heerbann für den italienischen Feldzug, und der im siebenden Jahre stehende Prinz Otto II. wurde zum Titularkönige der Teutschen erwählt, zum Nachfolger des Vaters ernannt und in Aachen gekrönt.

Somit sollte die Königswürde beim sächsischen Hause bleiben, und die teutsche Monarchie theilte sich allmählig zwischen den Grundsäzen eines Wahlreiches und eines Erbreiches, wie es der Fall schon bei den Karolingern gewesen war. Die Fürsten von Teutschland hatten demnach von ihrer vielversprechenden Unabhängigkeit und ihrem Einflusse auf die Wahl ihres Königs Vieles verloren; Otto aber erreicht, was am Anfange und in den ersten Jahren seiner Regirung Niemand geahnet hatte. Und, nachdem nun auch die Regirung, wenn auch in weibliche, doch in kluge Hände gegeben war, nachdem Herrmann Billung, der im Slavenkriege durch seine trefflichen kriegerischen Eigenschaften hochberühmte Sachse, die fernere Besorgung der kriegerischen Angelegenheiten seines Vaterlandes, der Erzbischof Wilhelm von Mainz aber die Erziehung des jungen Königs und das Erzkanzleramt übernommen hatten, versammelten sich die teutschen Heerfahnen in Augsburg, und der große Otto zog von da mit ihnen nach Italien. Es war

um Pfingsten des Jahres 961. Glücklich wurde der Zug angetreten und vollendet; die Lombardie glücklich erreicht. Berengar, welcher die teutsche Macht wohl nicht so nahe und so groß geglaubt hatte, konnte sich mit seinem beleidigten Lehensherrn nicht in offenem Felde messen. Er zog seine Häuflein und sich in seine vesten Pläze zurück, deren Einnahme für teutsche Soldaten, welche der Belagerung weniger kundig sein konnten, immer eine Aufgabe blieb, die ungleiche Verhältnisse in offenem Kampfe aufwog. Der König ließ sich jedoch durch selbst gering besezte Vestungen in seinem Siegeslaufe nicht aufhalten; er durchzog als anerkannter Beherrscher die Lombardei, ließ sich in Mailand von dem auf Berengar erbitterten Erzbischof Walpert zum Könige jenes Landes krönen, und nachdem dieses geschehen war, sollte der Zug nach Rom zur Kaiserkrönung führen. In demüthigen Ausdrücken schrieb daher jezt der doppelte König an den heiligen Vater, um ihm seine nahe Ankunft, seinen Schuz und seine Ehrfurcht für den heiligen Stuhl zu melden. Der Papst hatte zwar seine streitigen Dinge in Rom geordnet, die Wuth der Partheien schwieg, und der heilige Stuhl hätte jezt gerne den teutschen König gar nicht in Italien gewußt, um sich gemäß der italienischen Falschheit wieder an Berengar anzuschliessen; allein der nahende Otto mit einem grossen Heere war nicht mehr zurück zu weisen. Er kam, wurde vom wandelbaren Volke der Welthauptstadt jubelnd empfangen, und vom feinen Papst am Lichtmeßtag des Jahres 962 feierlichst zum römischen Kaiser gekrönt. Otto I. hatte also seinen höchsten Zweck erreicht, wenn auch seine Krone mehr schimmerte, als wirklich glänzte.

§. 69.

König Otto I., als römisch-teutscher Kaiser.

Die Kaiserkrönung war vorüber. Der Papst hatte den zum Drittenmale Gekrönten seiner Gnade und seiner treuen Ergebenheit versichert; er hatte feierlich versprochen, nie mit den

Feinden des Kaisers, weder mit Berengar noch mit seiner Parthei gemeinsame Sache gegen das neue Oberhaupt der Lombardei machen zu wollen, und wenn ein heiliger Vater etwas, besonders einem Kaiser oder König verspricht, so muß man aber nicht glauben, daß das Versprechen auch schon gehalten sei. In Italien war die Betrügerei nie eine ganz unbekannte Sache. Kaum hatte der Kaiser Rom verlassen; so war auch das Versprechen des heiligen Vaters schon vergessen. Johann XII. und die Römer schlossen sich an die dem Kaiser feindliche Parthei an, welche Berengars Sohn, Adalbert, zu Stande gebracht hatte. Otto I. erfuhr dieses, in den Augen eines, wenn auch rauhen doch redlichen Teutschen gewiß nicht edle Betragen — um etwas Niederträchtiges mit dem glimpflichsten Ausdruck zu bezeichnen —, als er den Berengar in dem Fort Leonis belagerte. Von einem Papste hatte er solches nicht erwartet, wenn er auch wohl wußte, daß ein italienischer Handschlag kein teutscher sei. Die Belagerung wurde aufgehoben, und der erzürnte Monarch zog zum Zweitenmale vor die treulose Hauptstadt des dreifach Gekrönten. Johann XII., seinem Gewissen gerne gehorchend, war aber schon geflohen. Der Kaiser, wohl wissend, daß er, wenn gleich auch ein dreimal Gekrönter, nicht befugt sei, Päpste zu richten, ließ vorerst die Kläger des heiligen Vaters aufführen. Der Papst war fort; jezt gab es daher Klagen genug. Da war kein Verbrechen, dessen man ihn nicht beschuldigte; kein Vergehen, vom dem er nicht der Urheber gewesen sein sollte. Daß man auch den Beklagten hören müsse, wenn man den Kläger gehört hat, wußte Otto I., und deßhalb leitete er den Prozeß gegen den heiligen Vater auf kluge und gerechte Weise ein. Er berief eine Versammlung von teutschen und italienischen Bischöfen. Diese sollten den Papst hören und dem Römervolke gegenüber ihren heiligen Bruder richten. Die frommen Väter luden daher in den artigsten Aufforderungen den Papst zur Verantwortung. Der Kaiser aber versprach dem Flüchtling seinen besonderen Schuz zur Ankunft und Abreise. Johann XII. jedoch wußte seine päpstliche Unabhängigkeit auf eine bessere

Art zu benuzen. Einer Synode fügt sich ein Papst mit Recht nicht, der sogar behauptet, es gebe keine Macht auf der Welt, die von seinen Handlungen Rechenschaft fordern könne. Statt also den einzelnen Bischöfen auf ihre Einladungen Folge zu leisten, schleuderte er vielmehr den Kirchenbann auf ihre ehrwürdigen Häupter. Diese jedoch liessen sich in ihrem Verfahren nicht irre machen. Die Kläger wurden gehört, Zeugenaussagen auf's Gewissenhafteste gesammelt, auf ihren Grund hin der Papst verurtheilt und — abgesezt. Natürlich kassirte die katholisch-theologische Nachwelt ein solches Urtheil, und wohl mit Recht; denn eine blosse Synode kann nicht richten über denjenigen, der sich den Statthalter Gottes im Himmel und auf Erden nannte, der selbst der Vorstand aller Bischöfe war. Um aber dem einmal ausgesprochenen Urtheile Nachdruck zu verschaffen; wurde von den Richtern und dem römischen Volke ein neuer Papst in der Person Leo VIII. gewählt, und nun glaubte der Kaiser nach Bestätigung dieses heiligen Vaters Alles gethan zu haben, um die Ruhe in der Kirche wieder herzustellen; allein der gute Mann kannte den italienischen Charakter viel zu wenig. Mehrere Truppenhaufen ließ der Kaiser in Rom zurück, um seinen Interessen gegen übelwollende Partheien Nachdruck zu verschaffen. Allein heute den Papst zu verdammen, morgen ihn wieder zu erheben, war Sitte bei'm Volk der neueren Römer; und diese Sitte, diese nazionelle Zweideutigkeit gab sich bald kund.

Johann XII., vertrauend auf seine täglich sich mehrende Parthei, kam sogar während der Anwesenheit des Kaisers nach Rom zurück. Eine neue Synode wird auf's Heimlichste bestellt und Leo VIII. wird seiner Würde verlustig erklärt. Eine Verschwörung bedroht sogar das Leben des Kaisers. Dieselbe wird entdeckt, und die Soldaten Ottos I. kämpfen selbst in den Strassen der Welthauptstadt gegen die sogenannten Empörer. Johann XII. flieht wieder und stirbt auf der Flucht im Jahre 964, ohne den päpstlichen Stuhl mehr allein behauptet zu haben. Nach seinem Tode verstummte aber nicht seine Parthei. Diese wählte einen neuen Papst in der Person

Benedikts V., welcher auch von der römischen Kirche fortan als rechtmässiger Papst anerkannt worden ist.

Der Kaiser war während seiner Wahl nicht in Rom, und das römische Volk hatte seine Abwesenheit benüzt, um den neuen Papst gänzlich zu bestätigen. Der Kaiser erscheint wieder in der Hauptstadt, Benedikt V. soll sich über sein Wahlrecht verantworten, er aber, der Gewalt nachgebend, bekennt, er sei nicht rechtmässiger Papst, folglich wird er abgesezt und gefangen nach Teutschland geführt. Der Erzbischof von Hamburg mußte den Gefangenen in Verwahr nehmen. Das römische Volk aber war wieder mit all diesen Dingen zufrieden. Leo VIII. behielt die päpstliche Würde noch bei. Welchen Einfluß mußte eine solche Verwirrung der Papstwahlen wohl auf die Gemüther der Teutschen haben! Gewiß ist wenig Nuzen für das religiöse Gefühl derselben daraus entstanden.

Der Kaiser sezte nun unter allen diesen Stürmen die Belagerung jener vesten Pläze fort, welche Berengar vertheidigte. Endlich ergab sich dieser an den teutschen Monarchen, und wurde gefangen sammt seiner Familie nach Bamberg abgeführt, wo er 966 starb. Mit seinem Tode waren auch seine und seiner Familie Ansprüche auf Italien gänzlich erloschen. Nachdem aber der Kaiser seinen Zweck erreicht hatte, führte derselbe sein bis zur Unbedeutenheit durch Krieg und Krankheit zusammengeschmolzenes Heer nach Teutschland zurück. Dort fand er die teutschen Nazionen durch die Sorgfalt seiner Vertreter in tiefstem Frieden, nur die Slavenkriege wurden von dem tapferen Herrmann Billung mit höchst günstigen Erfolgen fortgesezt, und der Kaiser konnte jezt mit mehr Muße seine Einwirkungslust in die italienischen Angelegenheiten verfolgen. Doch bevor wir die kaiserliche Macht in ihrer wachsenden Bevestigung betrachten, wollen wir einen kurzen Blick auf die bisherigen Ereignisse werfen, um den kaiserlichen Glanz des sächsischen Hauses offener und verständlicher beschauen zu können.

§. 70.

Rückblick auf das vierte Buch.

Als die Karolinger von der Schaubühne der politischen Ereignisse abgetreten waren, stand das teutsche Volk ohne rechtmässigen Erben seiner Königskrone vor uns. Kein Gesez war da, nach dessen Normen irgend Einer von den Fürsten der teutschen Nazionen das Recht hätte erhalten können, über die Anderen, wenn auch nur als beschränkter Lehensherr, zu regiren. Aber, wo es kein Gesez gab, da gab es doch eine politische Gewalt, die fehlende Gesezе zu schaffen im Stande war, die Reichsversammlung, und sollte auch diese wegen ihrer Unvollständigkeit nicht berechtigt gewesen sein, einen König für das Ganze zu schaffen; so mußte Waffengewalt oder Uebereedung zur Anerkennung des einseitig gewählten Monarchen von Seite jener Fürsten führen, die nicht mitgewählt hatten. Genug! ein König, ein Oberhaupt war nöthig, denn ohne ein solches hätte das teutsche Volk aufgehört, ein Volk zu sein.

Die politische Nothwendigkeit, die in ernsten Augenblicken immer über dem todten Buchstaben des Gesezes steht, sah daher der Erzkanzler des Reiches wohl ein, berief die Fürsten, und diese, wenn auch nur von fränkischen und sächsischen Landen, wählten aber doch für's teutsche Volk einen König. Das fränkische Herzogshaus erhielt den Thron. Konrad I. war glücklich genug, seiner nur durch zwei Nazionen geschaffenen Würde auch bei den Uebrigen Anerkennung zu erwerben. Er war nicht groß, aber für die schwierigsten Verhältnisse des teutschen Reiches stark genug, um nicht zu sinken. Das Glück begünstigte seine Schritte im Innern, die einzelnen Fürsten besorgten ihre Angelegenheiten nach Aussen. Slaven und Ungarn vermehrten zwar ihre Rüstungen, häufiger wurden die Einfälle der Lezteren; allein noch war kein äusserer Krieg Reichssache. Dem allgemeinen Heerbann fehlte die Ordnung, dem ganzen teutschen Kriegswesen die Seele.

Die Verlegenheiten mehrten sich; da erkrankte Konrad, und war genug Feind des Vaterlandes, dem eigenen Bruder

die Krone nicht, sondern Heinrich, dem Sachsen, zu empfehlen. Konrad starb und Heinrich wurde unter gleich ungünstigen Verhältnissen zu seinem Nachfolger gewählt, aber wieder nur von den Franken und Sachsen. Lothringen hatte sich schon unter Konrad I. unabhängig gemacht, Allmannien und Bajern wollten auf's Neue unabhängig bleiben. Allein Heinrich I. war allen seinen Verlegenheiten gewachsen. Mit Schlauheit paarte er Kraft, und mit beiden besiegte er seine Feinde nach Innen und Aussen. Bajern und Allmannien wurden theils durch Güte, theils durch Gewalt zur Anerkennung der königlichen Würde gebracht. Wo die Gewalt nicht ausreichte, wie in Bajern, da gestattete der König einem alten Herzog Vorrechte, die er seinem schwächeren Nachfolger leicht wieder rauben konnte. Den Herzogen sezte er weislich, wie die Karolinger, Pfalzgrafen zur Seite, um den Uebermuth der Ersteren nöthigenfalls zu zähmen und an jedem Hofe einen Vertheidiger königlicher Prärogative zu haben. Die Bischöfe ließ er für die religiösen Interessen des Volkes walten, entfernte aber von ihren Händen die Möglichkeit der Eingriffe auf sein Recht. Seine Absichten waren redlich, durch geistliche oder weltliche Hindernisse wollte er dieselben nicht unredlich gemacht wissen. Dem tief gesunkenen Heerbann gab er eine vortheilhaftere Gestaltung und die Würde des Kriegers heiligte er durch Ehre und Strenge. Veste Pläze wurden erbaut. Stehende Besazungen schüzten ihre Mauern. Magazine wurden angelegt, und der große König verwendete alle Sorgfalt auf die höchste Kraft der Teutschen, auf die Stärke ihres kriegerischen Arms. Leichter wurden die Reiter und Fußgänger bewaffnet, und beide zum Zwecke einer geordneten Schlacht besser organisirt. Nicht mehr durfte die keilförmige Ordnung im teutschen Heerwesen Plaz greifen, dafür entstand die Linie. Sold wurde nur im Kriege denen gereicht, deren fortlaufende Bestimmung der Soldatenstand war.

Durch die zweckmässigere Gestaltung des Heerwesens verschwand die Räuberei durch müssiges Gesindel im Innern. Durch die ehrenvolle Behandlung des Kriegers im Frieden

gieng der König mit gutem Beispiele den übrigen Fürsten des Reiches vor. Offene Pläze wurden nach und nach ummauert, und es war der Grund zu manchen nachher blühenden Städten in Teutschland gelegt. Die Soldaten wurden in der neuen Kriegsschule geübt durch die Kämpfe im Turnier und im Kampfe mit den Slaven, der lange nicht endete. Ein glückliches Treffen gegen die raublustigen Ungarn hatte ihnen einen vorzüglichen Fürsten durch Gefangenschaft geraubt. Seine Freilassung sicherte einen neunjährigen Waffenstillstand mit den Barbaren, eine Zeit, die der König gewissenhaft zur Erkräftigung seines neugeschaffenen Heerwesens benüzte.

Der Waffenstillstand endete; die Ungarn forderten neuen Tribut; König Heinrich entließ die Forderer mit Schimpf und Abscheu. Da kamen die Barbaren, auf's Neue fürchterlich zum Kampfe gerüstet. Sie trafen in sächsischen Landen zuerst auf Vestungen. An ihren Mauern prallten die schnell fliegenden Pfeile leicht ab. Offene Feldschlachten mieden sie; denn ihr Handwerk war Verheerung, Raub und Mord. Da kam der König mit seinen erprobten Schaaren, zwang sie zum Treffen und jagte sie aus dem Vaterlande; ihr erstes Unglück im teutschen Reiche, insofern ein früheres solche Größe, wie dieses, nicht aufzuweisen hatte.

Nachdem Heinrich seinem Vaterlande auf glänzende Weise genügt hatte, wurde er krank. Da ordnete er die Nachfolge im Reiche. Sein Sohn Otto wurde zum Erben der Krone bestimmt. Heinrich starb, und Otto I. bestieg den väterlichen Thron. Alle Fürsten des teutschen Reiches, also fünf Nazionen, hatten ihn gewählt. Die Verhältnisse waren im Innern und Aeusseren höchst günstig, und der allgemeine König wurde feierlichst in Aachen gekrönt und gesalbt. So weit war durch die Bemühungen des Vaters der Glanz des Sohnes gestiegen. Ueberall war Friede, und kaum hieß Otto I. König der Teutschen, so entstand überall Krieg. Niemand hätte geglaubt, daß es höchst schwierig wäre, auf der von dem Finkler betretenen und weit verfolgten Bahn fortzufahren; allein es war schwer. Otto I. mußte bald sehen, wie

sich nach Aussen und Innen Feinde aller Art erhoben. Selbst die in Aachen für die gewaltigen Herzoge bestimmten Erzämter halfen nicht, Zwistigkeiten zu entfernen, die leider von denen am Ersten aufgeregt wurden, die aus natürlichen Gründen die Pflicht hatten, den König in seinen Bestrebungen zu unterstüzen. Wo Weiber an Höfen herrschen, ist es schwer, zu glauben, diejenigen seien auch der Krone würdig, welche sie tragen.

Heinrichs Wittwe, König Ottos Mutter Mathilde, hatte gewünscht, ihrem mittleren Sohne, Heinrich, dem Zänker, die Krone zu verschaffen, welche jezt der weniger geliebte Otto trug. Selbst, nachdem dieser König war, gab sie die Hoffnung nicht auf, ihren Zweck zu erreichen. Sie nährte Partheien, und wo Partheien sind, da herrscht die Zwietracht. Die in den königlichen Verwandten selbst entstandene und eifrig genährte Zwietracht aber wurde auf die teutschen Fürsten übertragen. Ein Aufstand nach dem anderen erfolgte von ihrer Seite. Die Krone wurde stets unsicherer. Diese Aufstände benüzten zulezt noch äussere Feinde, die Slaven, zum Theil auch die Normannen und Ungarn. Unredliche Rathgeber verleiteten den König oft zu Dingen, die die Verwirrungen vergrösserten, statt verminderten. Doch die Vorsehung wachte über die wohl erworbene Krone. Die Fürsten wurden einzeln zur Ruhe gebracht, durch Heirathen oder durch Besezungen von Prinzen aus dem königlichen Hause mit diesem sogar auf's Nächste befreundet, so, daß die teutschen Nazionen gleichsam von dem königlich-sächsischen Familienverein regirt wurden; die Slaven besiegte Herrmann Billung, die Dänen beruhigte König Otto, der Friede ward wieder hergestellt, die Verhältnisse im Innern des Reiches geordnet, die Unruhstifter unschädlich gemacht, dem Heinrich das Herzogthum Bajern verliehen, die Zwietrachtstiftende Königsmutter dadurch zum Schweigen gebracht und nun kamen die Ungarn, unter solchen Verhältnissen aber zu spät. Sie waren gerufen worden von der Arnulfischen Parthei in Bajern. Der Sieg am Lechfelde bei Augsburg bewies ihnen, daß teutsche Tapferkeit immer noch gegen ungarische Raubhorden etwas vermöge.

Otto verlor zwar seinen tapfersten Freund und Ritter, den ehrlichen Frankenherzog, Konrad; allein er selbst erhielt den Namen „Vater des Vaterlandes.“

Ein solcher Sieg war mehr werth, als eine Königskrone. Das wußte Otto, und darum war er auch mit dieser allein nicht mehr zufrieden. Er gab den Bitten der Italiener Gehör, zog gegen Berengar II. zu Felde, holte sich in der Königin Wittwe Adelhaid für seine früh verstorbene Edith eine neue Gattin und zwang den Berengar zur Anerkennung der teutschen Oberhoheit über die Lombardei; als aber der Bezwungene sich den Gesezen eines Vasallen nicht fügen wollte, kam der erzürnte, nunmehr durch sein Glück vollends gekräftigte König, zum Zweitenmale, holte sich die Kaiserkrone in Rom, sezte seinen Krönet, den Papst Johann XII., weil er seinen Interessen untreu wurde, ab, machte einen neuen Papst, nahm dann den Berengar gefangen, schickte ihn nach Bamberg, den Nachfolger Johann XII. aber, Benedikt V., zum Erzbischofe nach Hamburg, und nun kehrte er nach Teutschland zurück, nachdem er in Aachen zum Könige der Teutschen, in Pavia zum Könige der Lombarden und in Rom zum römisch-teutschen Kaiser gekrönt worden war.

Unabhängig liegt jezt das teutsche Vaterland vor uns; die Königskrone ruht schon auf dem Haupte des kaiserlichen Prinzen Otto II., Otto selbst hat sich Erfahrungen aller Art gesammelt, um sie in seinen noch übrigen Jahren zum Wohle des Ganzen zu benüzen. Nur ein Hinderniß thürmt sich von der Ferne empor, Italien, der flammende Heerd der Zwietracht, an dem sich so viele teutsche Herrscher Brandmale holten. Otto hatte durch seine nicht selten eigenmächtige Anschürung das Feuer genährt; wie er nun Herr desselben wird und Herr im Vaterlande bleibt, wollen wir im nächsten Buche hören.

Fünftes Buch.

Teutsche Kaiser aus sächsischem Hause.

Von der Mitte des zehnten bis in die erste Hälfte des eilften Jahrhunderts.

Niemand kann zwei Herren dienen, ohne seine Pflicht gegen den einen oder den anderen zu verfehlen.

Fünftes Buch.

Teutsche Kaiser aus sächsischem Hause.

Von der Mitte des zehnten bis in die erste Hälfte des eilften Jahrhunderts.

955 (962) — 1024.

§. 71.

Einleitung.

Daß Teutschland zur Entwickelung seines inneren Volkslebens einer langen Zeit bedurfte, zeigt die Geschichte seiner Nazionen. Um so wichtiger ist diese Geschichte selbst, besonders dann, wenn sie uns kräftige Anhaltspunkte liefert. Ein solcher war die berühmte Ungarnschlacht, und deswegen haben wir das vierte Buch gleichsam geschlossen mit derselben. Da jedoch mit ihr Ereignisse von wichtiger Bedeutung zusammenhiengen; so erzählten wir am Schlusse der vorgenannten Periode dieselben noch, indem wir in ihnen nur die Folgen jener Schlacht erkannten. Wir sahen den Glanz des sächsischen Hauses erhöht und Otto zum römischen Kaiser gekrönt. Alle Verhältnisse im grossen Reiche der Teutschen sind jezt so ziemlich friedlich, und nun läßt sich mit vieler Ueberwiegung ein neues Buch, eine neue Periode in der vaterländischen Geschichte beginnen, da das königliche Ansehen von Tag zu Tag

einen kräftigeren Charakter annimmt, und der Ruhm des sächsischen Hauses den der anderen Fürsten verdunkelt.

Ein Hauptunterschied aber ergibt sich zwischen dem vierten und fünften Buche darin, daß wir in diesem einen neuen Kampf bemerken, den Kampf der römischen Hierarchie mit den Interessen der teutschen Krone, der um so merkwürdiger in seinem Entstehen ist, als dessen Folgen die moralischen und staatsrechtlichen Verhältnisse in Teutschland, die ersteren ganz, die lezteren zum Theil, später geändert haben. Daß ein solcher Kampf eintreten müsse, war voraus zu sehen, wenn man die politische Lage Italiens, dann die Wahl der Päpste, den wirksamen Einfluß der römischen Volkspartheien und des Adels auf denselben mit der vom heiligen Vater wenigstens in ihrem Entstehen abhängigen Kaiserkrone vergleicht. Eben so wichtig ist aber auch der mindere Einfluß der teutschen Fürsten auf die Wahl ihres Oberhaupts und nicht selten von den ernstlichsten Folgen begleitet. Und so öffnet sich denn auf dem großen Feld der Geschichte unserer Ahnen ein neuer Abschnitt, dessen Bebauer gleich wichtig sind, wie die Art ihrer Bebauung. Die moralischen und politischen Erziehungsperioden des teutschen Volkes lebendig zu zeichnen, ist für den Geschichtschreiber die Hauptaufgabe, ihre Lösung aber auch die schwerste.

§. 72.

Politische Ereignisse unter Kaiser Otto I. bis zu seinem Tode.

Nachdem nun der Kaiser wieder in seiner Heimat war und der Ruhe pflegte; wollten die Verhältnisse in Italien sich immer noch nicht friedlich gestalten. Die Parthei Berengars vergaß ihren Verlust nicht, und sein kräftiger Sohn Adalbert konnte die verlornen Ansprüche des Vaters auf die Krone der Lombarden wieder zu erreichen suchen. Die römischen Edlinge aber konnten unmöglich zugeben, daß ein Teutscher einen Einfluß auf Papstwahlen übe. Ruhe hatte zwar Otto gemacht;

allein nur so lange, als seine Waffen drohten, dauerte sie. Die geliebte Kaiserin Adelhaid wußte ihrem Gemal Reize genug beizubringen, daß er Italien nicht aus den Augen verlor, sie, die sich rühmen konnte, von den Karolingern abzustammen.

Eine Gesandtschaft von Rom half der Sehnsucht nach dem schönen Lande zur That. Papst Leo VIII. war nehmlich 965 gestorben. Ein neuer Papst sollte gewählt werden. Die klügere Parthei in Rom fürchtete aber, wenn man einen solchen wieder ohne den Kaiser wählte, so dürfte dieser auf's Neue vor den Mauern der Römer erscheinen. Die Gesandtschaft erbat sich also die Iniziative zur Wahl vom Kaiser. Dieser wußte jedoch wohl, daß die Befugniß, einen Papst zu wählen, nicht mit seinen Rechten verbunden sei, sondern daß er höchstens nur das Bestätigungsrecht eines neuen heiligen Vaters haben könne, wenn sich die traurigen Ereignisse Roms nicht wiederholen sollten. Er schickte demnach zwei Legaten nach Rom, um die kaiserlichen Interessen bei der neuen Wahl zu vertreten. Diese gieng in aller Ordnung vor sich, und an die Stelle Leos VIII. wurde Johann XIII. vom römischen Adel und dem Volke gewählt, vom Kaiser aber 965 bestätigt. Johann XIII. stand also unter besonderem kaiserlichen Schuz. Diesem vertrauend suchte er sein Uebergewicht über den römischen Adel geltend zu machen. Dieser jedoch, der in seinen meisten Gliedern behauptete, er stamme von altrömischen Patriziern ab, wollte von den einmal errungenen Rechten nicht lassen. Die Folge war ein heftiger Kampf zwischen dem heiligen Vater und seinen adeligen Unterthanen. Johann unterlag diesem Kampfe und floh aus Rom, indem er für seine Interessen den Kaiser zu Hilfe rief. Mit den unzufriedenen Römern aber verband sich Adalbert und die alten Verwirrungen griffen vorläufig in ganz Oberitalien auf's Neue Plaz. Der teutsche Heerbann wurde demnach berufen, und der Allmannenherzog Burkard II. erhielt von Otto den Auftrag, mit seiner Heeresabtheilung nach Italien voraus zu ziehen. Burkard siegte über die rebellische Parthei Adalberts auf allen Punkten; der Kaiser aber kam mit seinem gröſſeren Heere

nach, um die Schuldigen zu richten. Die meisten Anhänger Adelberts wurden gefangen und nach Teutschland gebracht. Der Kaiser aber zieht 966 nach Rom.

Viele der Empörer waren geflohen, und noch ehe Otto in die Stadt gezogen war, hatten die Römer den geflüchteten Papst wieder aufgenommen, und die Ruhe war hergestellt. Um aber nach politischen Grundsäzen diesem wankelmüthigen Volke Furcht vor zukünftigen Unternehmungen gegen den Papst oder gegen die kaiserliche Hoheit einzuflössen, ließ Otto eine strenge Untersuchung über die abwesenden und gegenwärtigen Schuldigen ergehen. Dreizehn von ihnen büßten ihre That mit dem Tode. Hiemit war nun aber der Erzfeind des Kaisers in Italien durchaus nicht unschädlich gemacht. Adalbert war nehmlich nach Unteritalien in das vom griechischen Kaiser Nizephorus abhängige Gebiet geflohen, und hatte für seine Ansprüche auf die lombardische Krone um byzantinische Hilfe nachgesucht. Nun war freilich der griechische Thron selbst wankend genug, um unfähig zu sein, Anderen Hilfe zu leisten. Allein gleichgültig wollte er auch nicht zusehen, wie ein holperiger Sachse sich zum abendländischen Kaiser, zum römischen Imperator machen ließ, Oberitalien eroberte, das päpstliche Exarchat mit neuen Gütern bereicherte und sich seine neue Macht in Italien immer mehr sicherte. Die Herzogthümer Benevent, Salerno und Capua erkannten zwar einst die Oberhoheit Karls des Grossen, aber jezt und schon seit langer Zeit die des griechischen Kaisers.

Nach Unteritalien konnte also Nizephorus dem bedrängten Adalbert Hilfe senden, und nun war allerdings die Frage, wer von den beiden Kaisern das Uebergewicht erhalte. Kaiser Otto wußte die Lage der Dinge wohl, und er suchte auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen. Seine Kaiserkrone sich und seinem Hause zu sichern war sein erster, mit dem griechischen Kaiser freundschaftlich sich zu verbinden, sein zweiter Gedanke. Beide erhielten Leben. Seinen nun vierzehnjährigen Sohn, Otto II., welcher mit dem Vater nach Italien gezogen war, ließ er durch Johann XIII. im Jahre 967 am

Weihnachtsfeste zum Titularkaiser der Römer und Teutschen krönen und sicherte ihm dadurch nur noch mehr die Nachfolge im Reiche, den griechischen Kaiser Nizephorus bat er durch eine feierliche Gesandtschaft um seine Tochter Theophania für den jungen neugekrönten Imperator. Die Gesandtschaft mußte beisezen, daß, wenn der Kaiser dieses Familienbündniß eingehen wolle; so würde Otto I. die Herzogthümer Benevent und Capua, die er bereits mit Gewalt der Waffen erobert hatte, an den griechischen Thron zurück geben. Das Leztere wirkte, und Adalbert sah bald seine ganze Parthei vernichtet. Die Prinzessin Theophania wurde dem jungen Kaiser zugesagt; aber erst unter dem folgenden griechischen Kaiser Johann Zemisces; denn Nizephorus, der die teutsche und päpstliche Gesandtschaft auf die unglimpflichste Weise behandelt hatte, ward im Jahre 969 das Opfer einer Verschwörung, deren Haupt der eben genannte neue Kaiser gewesen ist. Dieser konnte die Theophania mit weniger Stolz gegen die rohen Teutschen an den jungen Otto senden. Theophania erschien wirklich an der italienischen Küste sammt einer prachtvollen orientalischen Aussteuer. Im Triumpfe wurde sie nach Rom geführt und am Osterfeste des Jahres 972 mit Otto II. vermählt und zur künftigen Kaiserin gekrönt.

Der alte Kaiser hatte überdieß noch seine Anerkennung als weström̃ischer Kaiser bewirkt, und in seinen alten Tagen die Freude erlebt, seinem geliebten Otto eine hochfahrende Gemalin zugeführt zu haben; denn Theophania war später mit dem rauhen sächsischen Norden gänzlich unzufrieden, und auch von der Kaiserin Mutter wegen ihrer vielseitigen Prachtansprüche durchaus nicht geliebt. Indessen nahte schon das Jahr 972, und Otto I. war lange genug in Italien gewesen. Als er nach Teutschland zurück kam, lag so mancher seiner Freunde im Grabe, und auch er fühlte, daß seine Stunde nicht ferne sei. Seinem Seelenheile fortan auf denkwürdige Weise nüzlich zu werden, war daher das Geschäft seiner lezten Lebenszeit. An die Kirche machte er der Schenkungen genug. Er errichtete das Erzbisthum Magdeburg und nebenbei noch drei

Suffraganbisthümer, Meissen, Merseburg und Zeiz. Die Religion seiner Väter mit eiserner Strenge zu verbreiten, wo es nöthig war, war einer seiner edelsten Zwecke; denn mit Recht fand er nur in den religiösen Gemüthern Vertrauen auf die Regirung und Ruhe im Lande. Er war glücklich genug, die christliche Religion sogar bis nach Polen verbreitet zu sehen. Das Bisthum Posen, welches vom Herzoge Mizislav zur damaligen Zeit errichtet und dem Magdeburger Erzbisthum zugetheilt wurde, ist Beweis genug dafür. Sogar nach Rußland schickte er Apostel; allein die Russen neigten sich unter ihrer Regentin, der Großfürstin Olga, zur griechischen Religion. Er erhöhte den Glanz der Bischöfe, in der Absicht, auch den seinigen dadurch zu erhöhen. Bischöfe mußten den Kaiser zur Kirche führen und wieder abholen, wobei jedesmal ein großer Zug von übriger höher Geistlichkeit zu finden war. Bischöfe ernannte der Kaiser selbst, und wenn er oft wenig Geld hatte, zeigte er sich zur allerdings schimpflichen Simonie bereit. Manches Bisthum war erkauft. Geld hatte überhaupt Otto I. sehr viel nöthig; denn er liebte die Pracht. Wohl mochte diese der Aermlichkeit und Einfachheit der Teutschen widerstreben; allein der Kaiser hatte sie und ihren Einfluß auf die Gemüther in Italien kennen gelernt und seine Gattin Adelhaid vergaß nicht, diese Kenntniß rege zu halten und zu vermehren. Dazu kam noch die glanzsüchtige Theophania, die gewiß nicht vergaß, den Glanz des byzantinischen Hofes anzupreisen. Daß aber die Weiber einen namhaften Einfluß auf den Kaiser übten, hatte schon die Wittwe Heinrichs I., Mathilde, bewiesen. Zum Glücke wurde unter der Regirung Ottos I. ein Silberbergwerk im Harzgebirge bei Goslar gefunden und dadurch einiger Massen dem Geldmangel gesteuert. Endlich wurde denn der Kaiser auf einer Rundreise in Memleben krank, empfieng den Leib nnd das Blut Christi (also das heilige Sakrament in doppelter Gestalt) und starb am 3ten Mai des Jahres 973 an Altersschwäche, obgleich er erst ein und sechzig Jahre zählte. In der Kathedrale zu Magdeburg, seinem neugegründeten Erzbisthume, wurde er begraben.

§. 73.

IV.

Otto II., König, Kaiser und Nachfolger Ottos I. in Teutschland und Italien.

973 — 983.

Es war am 4ten Mai des Jahres 973 am Morgen, als die am Hofe des verstorbenen Kaisers schon versammelten Grossen dem neuen Beherrscher, Otto II., den Eid der Ergebenheit und Treue schwuren. Otto II. war, wenn auch noch jung, dennoch schon zum Könige und Kaiser der Teutschen neben seinem Vater gekrönt, und es bedurfte daher keiner zweiten Krönung. Otto war ein Jüngling von feurigem Gemüthe, leicht genug an Grundsäzen, um das Böse und Gute gleich rasch zu ergreifen. An einem Hofe geboren, wo die ununterbrochenen Intriguen der Weiber sich in Kleinem und Grossem schon geltend gemacht hatten, war auch er nicht im Stande, dem weiblichen Einflusse zu entgehen.

Je weiter sich die Zeit von Heinrich I. entfernt, desto matter werden auch seine Nachfolger. Keiner erreicht mehr jene Grösse, die von der Nachwelt an dem Finkler so sehr bewundert worden ist. Weder Weib noch Priester durften in das selbstgeschaffene Staatsgetriebe Heinrichs I. ihre Hände mischen, beide im Finstern gar oft schleichende Gewalten treten her bei seinen Nachfolgern thatkräftig auf. Wenn es schon an und für sich zu frühe war, einen Unmündigen in die vielseitigen Bewegungen der grossen Welt zu reissen, den jungen Ehrgeiz durch zwei passive Kronen zu erregen und bei italienischer Glut und Leichtfertigkeit stets thätig zu erhalten; so war es eben auch zu frühe, daß der kaum zwanzigjährige Kaiser längst vermählt, und zwar mit einer Gemalin verbunden war, die Schlauheit genug besaß, den leicht beweglichen Jüngling nach den Formen ihrer Wünsche zu modeln. Neben der mit orientalischem Stolze ausgerüsteten Theophania stand aber eine zweite Frau, deren Verstand und Scharfsinn, deren weise geregelten Erfahrungen in der politischen Welt sie nicht unthätig sein liessen, die Kaiserin Mutter Adelheid. Ihr konnte

Bayerische Staatsbibliothek München

es leicht gelingen, bei dem noch zarten Alter ihrer Schwiegertochter, immer noch mehr Einfluß auf den kaiserlichen Sohn zu äussern, als der Theophania, die in der Welt des Hofes doch nicht alle beweglichen Körper kennen konnte. Neben diesen Weibern aber stand der junge Kaiser ohne selbst gefühlte vieldeutige Erfahrung, ohne Grundsäze in der Regirung; aber dennoch verständig genug, seine Krone keinem Weibe zu Füssen zu legen.

Jeder sieht wohl, daß die Elemente der Ruhe und des Krieges sich bald wieder eben so stark an dem sächsischen Hofe entwickeln können, wie sie sich schon unter Otto I. entwickelt hatten. Auch der Sohn kann möglicher Weise dort anfangen müssen, nicht, wo der Vater endete; sondern wo auch er anfing. Allerdings hätten den jungen Monarchen seine Talente befähiget, dem teutschen Reiche mit dem gehörigen Nachdrucke den Frieden fortan zu verleihen und auf seinem vesten Grunde die inneren politischen Verhältnisse zu regeln, kurz das lockere Gebäude der noch immer schwankenden germannischen Verfassung zu bevestigen. Nichts weiter gehörte dazu, als besonnene Mässigung und leidenschaftloses Handeln. Allein Otto II. war zu sehr thatendurstig, um ein vorzüglicher Freund des Friedens bleiben zu können. Er war zu frühzeitig schon sein eigener Herr geworden, um jezt fähig zu sein, den gediegenen Rathschlägen einer großherzigen und weisen Adelheid oder den erprobten Erfahrungen verständiger Räthe sein Ohr zu leihen.

Selbstständig wollte er handeln, ohne zu bedenken, daß die Selbstständigkeit eines in der Geschichte glänzenden Fürsten sich eben nur auf die Gediegenheit und den Einfluß vernünftiger Räthe stüzt. Daher kam es auch, daß seine Geschichtschreiber durchaus nicht mit ihm zufrieden sind, und Ditmar weiß gar manchen geheimen Tadel auf vorsichtige Weise über die rasche Unbesonnenheit und das selbstsüchtige Betragen des jungen Monarchen auszusprechen. Es ist so leicht für ein gekröntes Haupt, auf diese oder jene rechtswidrige Art, seinen Völkern und der Gerechtigkeit überhaupt wehe zu

thun, daß es schwer ist, einen stets gerechten Szepter zu handhaben. Otto II. wäre übrigens fähig gewesen, das Leztere zu thun; aber seine Jugend riß ihn gerne zu dem Ersteren fort; darum verdient er wohl Nachsicht, aber keine Verzeihung. Wie er bei reiferem Alter werde, ist leicht zu enträthseln. Der unüberlegte Eigensinn wird durch Erfahrungen zu spät abgestreift, und ein leidenschaftliches Gemüth ist nicht schwer am Gängelbande zu führen. Man muß ihm schmeicheln, wenn man dasselbe beherrschen will. Die Weiber thaten das Leztere, Männer das Erstere.

§. 74.

Politische Ereignisse unter Otto II.

Es war nun einmal im teutschen Reiche Sitte, daß, wenn ein neuer König auf den Thron des Gesammtvaterlandes stieg, nicht alle Fürsten ihre Abhängigkeit von diesem Throne aussprechen wollten. Darum hatten die vorhergegangenen Könige sich Mühe gegeben, ihre Dynastie auch auf die Herzogstühle des teutschen Reiches auszubreiten, und in der That hatte schon Otto I. diesen seinen Zweck größtentheils erreicht. Die teutschen Nazionen waren so ziemlich eine grosse Völkerfamilie geworden, da ihre Fürsten aus einem und demselben Hause stammten. Sachsenherzog war Bernhard, der Bruder des gegenwärtigen Kaisers; in Allmannien regirte Otto, der Enkel des verstorbenen Kaisers und der Neffe des jezigen; in Bajern regirte Heinrich, der Sohn Heinrichs des Zänkers, den wir so oft als Nebenbuhler seines Bruders, Kaisers Otto I., auftreten sahen. Eben diese Nebenbuhlerschaft vererbte sich aber auch auf Heinrich Hezilo, oder vielmehr auf die Judith, von der man sagte, daß sie dem Freisinger Bischof Abraham zu viel Ergebenheit geschenkt habe. Genug, der Zweck, die Reichsherzoge aus dem kaiserlichen Hause zu nehmen, wurde zwar erreicht, aber nicht der andere, durch sie den Frieden des Reiches und den Glanz der

Krone zu erhalten. Kaum saß daher der neue Kaiser auf seinem väterlichen Stuhle, so rührte sich, wie früher, in Bajern dieselbe Widersezlichkeit.

Der Herzog Heinrich war nehmlich an dem sächsischen Hofe erzogen worden, und hatte durch Erfahrung kennen gelernt, daß möglicher Weise auch der herzogliche Stamm aus Bajern berechtigt sein könnte, die Krone zu tragen, statt der älteren sächsischen Linie, und die politisch-intriguirende Großmutter Mathilde hatte nicht vergessen, dem Enkel dieselben herrschsüchtigen Grundsäze einzuprägen, die sie einst dem Sohne eingeprägt hatte. Die alte Verschwörung erwachte wieder, und der Kaiser sah sich gezwungen, den Herzog von Bajern vor ein Fürstengericht zu laden, da derselbe sich weigern wollte, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Heinrich kam, wurde verurtheilt, von dem Kaiser begnadigt, aber in Verwahrsam nach Ingelheim gegeben. Schon ging man damit um, einen neuen Herzog über Bajern zu sezen und dem Heinrich irgend ein anderes Reichsgut zur Entschädigung zu verleihen. Da entkam dieser seiner Haft und floh nach Regensburg zurück. Dort wurde er vom Freisinger Bischof Abraham, wie einst sein Vater, zum unabhängigen Könige der Bajern gesalbt und gekrönt.

Der ohnehin dem Sachsen nie aufrichtig ergebene Herzog Boleslav von Böhmen erkannte seinen Nachbar als König an, die Pfalzgrafen von Wittelsbach traten durch die Aufreizungen der Judith auf seine Seite, und Heinrich Minor, ein Babenberger und Besizer ansehnlicher Güter, unterstüzte das wichtige Unternehmen. Auch der Bischof von Augsburg hatte sich von dem Schwabenherzog Otto losgerissen und seine Besizungen unter bajerischen Schuz gestellt. Der grosse Schritt war gethan. Zurück konnte und wollte man nicht mehr. Der Kaiser sezte daher im Jahre 977 den Herzog von Bajern ab und übergab an seiner Stelle dem Herzoge von Allmannien Otto das erledigte Herzogthum, wie einst Konrad von Franken schon zwei herzogliche Würden zusammen besessen hatte. Somit war der Krieg, den der junge Kaiser so sehr liebte,

ausgebrochen. Allein die scheinbar bedeutende Macht des geächteten Herzogs verminderte sich bei'm Herannahen der allmannischen Truppen auf ungehoffte Art. Die Bajern verliessen seine Parthei, der Exherzog und zugleich Exkönig mußte sein Heil in der Flucht nach Böhmen suchen, der Bischof Abraham floh in's Gebirg, und das ganze Unternehmen, kaum begonnen, war schon gescheitert. Auch der Kaiser zog mit einem Heere gegen Böhmen. Dort wurde der Sieg nochmals errungen, und Heinrich hatte Nichts übrig, als sich dem großmüthigen Sieger zu ergeben. Nach Utrecht führte man ihn in die Gefangenschaft. Das Herzogthum behielt Otto von Schwaben.

Während aber dieser Krieg im Herzen des Reiches geführt wurde, waren auch, wahrscheinlich durch Heinrich aufgereizt, die Dänen in Sachsen eingefallen. Schon 975 nahmen sie die Gränzvestungen in Schleßwig weg, und der herbeigeeilte Kaiser wurde durch die Uebermacht zurück gedrängt. Endlich siegt er aber doch über sie und legt eine Gränzvestung an, um vor ferneren Ueberfällen sicher zu sein. So wurden zwei Kriege vollendet, aber der Keim zu anderen war noch nicht zerstört. Man wußte im Inland und Ausland, daß der kaiserliche Hof Elemente der Gährung und Zwietracht genug in sich trage, und daß diese Elemente zum Nachtheile für den Glanz der teutschen Krone allerdings zu benüzen wären. Der König von Frankreich wollte kleinere Zwistigkeiten, die in Lothringen zwischen den wirklichen und den zu diesem Herzogthume berechtigten Herren ausgebrochen waren, benüzen. Er kam mit einem Heere, eroberte Lothringen und kehrte den Reichsadler, am Pallaste in Aachen, gegen Frankreich, um anzuzeigen, daß Lothringen nun der französischen Krone unterworfen sei. Da nahte aber Otto II. von Bajern her, wo der Krieg schon beendigt war, jagte die Franzosen aus dem Lande und verfolgte sie bis Paris. Ein für den siegreichen Monarchen rühmlicher Friede flößte ferneren Feinden Hochachtung vor dem teutschen Kaiser ein.

So wurde denn durch die rasche Thatkraft Ottos die Ruhe

in Teutschland wieder hergestellt, die Ansprüche auswärtiger Feinde zum Schweigen gebracht, und der junge Kaiser hatte binnen sieben Jahren bewiesen, daß er die Waffen gut zu führen im Stande sei. Da entwickelten sich neue Unruhen in Italien. Rom war gewöhnlich der Schauplaz unanständiger Empörungen; denn bei jeder Papstwahl glaubte sich die eine oder die andere Parthei in ihren Rechten verlezt. Diesmal hatte man sogar einen Papst, Benedikt VI., ermordet. Die mordende Parthei des Creszenzius, eines in vorzüglichem Ansehen stehenden Patriziers, hatte an seine Stelle Benedikt VII. gesezt. Die Anhänger des Kaisers aber vertrieben diesen durch ein Verbrechen erhobenen Papst wieder und sezten einen andern, unter gleichem Namen, an dessen Stelle.

Otto hatte eben seine Kriege in Teutschland geendet, als ihn die Italiener zu Hilfe riefen. Jedoch war die Ruhe in Rom schon wieder hergestellt. Aber nicht so war's an dem kaiserlichen Hofe. Das Weiberregiment hatte dort, durch Begünstigung Ottos I., so sehr um sich gegriffen, daß Adelheid, die Großmutter des Kaisers, es sehr übel aufnahm, wenn er bei kleineren Gelegenheiten ihr seinen Gehorsam durchaus versagte. Auch konnte sie den schon sehr fühlbaren Einfluß der Theophania nicht gleichgültig ertragen. Sie verließ also den Hof und ging zu Konrad nach Burgund, ohne jedoch, wie Mathilde ihrem Sohne, ihrem Kaiser in auswärtigen Staaten Feinde zu erregen.

Der junge Kaiser übergab somit seiner Tante, der Aebtissin von Quedlinburg, die Regirungsgeschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit und zog nun nach Italien, seine Gemalin Theophania mit. Ihr vertraute der Monarch seinen Plan, auf den Grund ihrer eigenen Ansprüche hin, Unteritalien den Händen der Griechen vollends zu entreissen und die Herrschaft der Teutschen bis an die Meerenge von Sizilien auszudehnen. Hätte er der schlauen und leichtfertigen Griechin sein Vertrauen nicht geschenkt, er hätte vielleicht länger gelebt, wenigstens bewies die den teutschen Interessen sehr wenig ergebene Kaiserin, daß ihr der Sieg der Sarazenen über das kaiser-

liche Heer später recht wohl gefiel; denn eben die Sarazenen waren aus Afrika von dem morgenländischen Kaiser zu Hilfe gegen die Teutschen nach Italien gerufen worden. Genug, Otto zog nach Rom und wendete sich von dort aus gegen die Sarazenen. Diese lauerten ihm von einem Hinterhalte auf, brachen plözlich hervor und die ganze teutsch-italienische Armee, beinahe ein vollständiger Heerbann, wurde zerstreut. Der Kaiser selbst rettete sich durch Schwimmen.

Einen solchen Schlag hatte freilich der junge Monarch nicht erwartet, vielmehr hatte er geglaubt, die schwerbewaffneten Teutschen würden mit den leichten Afrikanern bald fertig werden. Die Schlacht bei Basantello, am 13ten Juli 983, hatte ihn vom Gegentheile überzeugt. Der Herzog Udo von Franken war gefallen, mit ihm viele der ersten Anführer, in Lucca starb bald darauf, am 18ten Oktober 982, Otto, Herzog von Schwaben und Bajern, und der Kaiser trug den Keim des Todes mit sich nach Rom, wie so viele vor ihm und nach ihm. In Italien gedeihen die Teutschen nicht, desto besser die Italiener in Teutschland. Da der Kaiser fühlte, daß seine Tage gezählt seien, berief er seine Mutter Adelheid und ihren Bruder, den König Konrad von Burgund, nach Pavia. Dort söhnten sie sich unter schmerzlichen Thränen aus.

§. 75.

Otto II. Tod.

Da lag er nun, der Kaiser, mit allen Entwürfen, ohne Hoffnung zur Rettung, ohne Aussicht für die Ruhe des Reiches nach seinem Tode. Der Erzbischof Willichis von Mainz hat seinen dreijährigen Sohn zur Pflege und Erziehung. Wie schwankend die Krone auf dem Haupte eines Kindes ruhe, wußte er. Und noch trug dieses Kind nicht einmal eine solche Krone. Niemand hatte den nahen Tod des Kaisers geahnet. Er zählte erst neunundzwanzig Jahre. Noch waren die Grossen des Reiches nicht versammelt worden, um dem

Kinde, als dem Nachfolger des kaiserlichen Vaters zu huldigen. Aber in Utrecht lebte noch der Herzog von Bajern, Heinrich, der Sprosse der jüngeren sächsischen Linie. Daß er Ansprüche auf die teutsche Königswürde geltend machen würde, wußte Jedermann.

Das waren trübe Aussichten für die Ruhe des Reiches und des kranken Kaisers. Italien konnte er nimmer verlassen. Die Krankheit hatte auf drohende Art zugenommen. Otto von Schwaben und Bajern war überdies noch gestorben. Die beiden Herzogthümer waren noch unbesezt. Sollte man sie dem gefangenen Heinrich geben? Wer konnte wissen, ob er nicht eben durch diese wieder erhaltene Macht die alten Umtriebe auf's Neue beginnen würde? Sollte man sie trennen und zweien Herzogen verleihen? Wer war aber zu dieser Würde fähig? Wer wird die Interessen des kaiserlichen Sohnes aufrecht erhalten? Ohnehin war man in Teutschland nicht gar gut für den Kaiser gestimmt. Er hatte den Klerus nicht allein hintangesezt, sondern auch durch früher ausgesprochene Spottreden beleidigt.

Bisher war man gewohnt gewesen, auf bischöflichen Stühlen nur Männer von Adel zu sehen. Der junge Kaiser aber hatte den Willichis, von unansehlicher Geburt nur, weil er Talent und Kenntnisse, unbedeutende und in wenigen Betracht der damaligen Zeit kommende Vorzüge, besaß, zum Erzbischofe von Mainz erhoben. Nicht allein, daß er keine Schenkungen an die Kirche machte, er profanirte auch sogar ihr Ansehen dadurch, daß er die pomphaften Feierlichkeiten, von denen sich sein Vater immer hatte umgeben lassen, abschaffte. Wohl war nach teutschen Gesezen bei Erledigung eines Bisthums volle Wahlfreiheit gegeben; allein da der erzbischöfliche Stuhl von Magdeburg leer geworden war, hatte er durch Umtriebe allerlei Art seinen Einfluß auf die Wahl geäussert und das Erzbisthum war mit einem kaiserlichen Günstling besezt worden. Das sind einzelne Beispiele, die uns Ditmar aufbehalten hat. Mehrere andere lebten im Munde des in seinen Rechten angegriffenen Klerus und des an diesem

hängenden Volkes. Was konnte daher der sterbende Monarch von dieser Seite Gutes erwarten? Aber nicht allein hatte er seine Unabhängigkeit gegen den Klerus ausgesprochen, auch der Adel war von dem nach Despotismus verlangenden Kaiser beschränkt worden. Man erzählte sich sogar, daß ihm in gewissen Fällen selbst kein Gesez zu ehrwürdig gewesen sei, um es zu umgehen, wenn es sich um die Aufrechthaltung seines Eigensinnes handelte. Kurz alle diese Umstände liessen von Seite des ganzen teutschen Volkes keine für den dreijährigen Nachfolger günstige Zukunft hoffen. Der Kaiser mochte zu spät manche selbstsüchtige und viele Interessen beleidigende Handlung bereuen; ihm lag aber an den Interessen seines einzigen Sohnes, und darum berief er schnell einen Reichstag nach Verona. Dort wurde das Herzogthum Schwaben an Konrad, den Sohn des in der Ungarnschlacht gefallenen Frankenherzogs, Bajern aber an den bisherigen Gegner des Kaisers, den Babenberger Heinrich, Hezilo genannt, verliehen.

An Konrad gewann der Kaiser einen innigen Freund, an Hezilo einen mächtigen Gegner für seinen noch immer gefangenen Neffen Heinrich, wenn er es wagen sollte, Ansprüche auf die Königskrone und auf sein nun zweimal verlornes Herzogthum zu erheben. Ferner wurde bestimmt, Otto III., das dreijährige Kind, sollte in Aachen durch den dem Hofe treu ergebenen Erzbischof Willichis sogleich zum Könige der Teutschen ausgerufen, gesalbt und gekrönt werden. Der mit den Wenden, während des italienischen Feldzuges, ausgebrochene Krieg war durch den Bruder des Kaisers, den Sachsenherzog Bernhard, glücklich beendet worden. Ursache dieses Krieges war der nordsächsische Markgraf Theodorich durch seine Erpressungen und sein barsches Benehmen gegen die Slaven gewesen. Aus Verzweiflung hatten sich diese empört und Havelberg, Brandenburg und Hamburg so schleunig weggenommen und verheert, daß Theodorich mit seinen Besazungen kaum schnell genug entkommen konnte. So schnell als die Wenden in Sachsen eingefallen waren, waren auch die Obotriten gekommen. Der Fürst Mistui dieser Lezteren hatte es gewagt,

die Tochter des Sachsenherzogs zur Gemalin zu verlangen; allein Bernhard ließ dem Bittsteller antworten, daß er seine Tochter keinem Hunde, so nannte man die Slaven, zur Ehe geben werde. Mistui ließ entgegnen, daß ein Hund, wie er, auch Kräfte genug habe, um zu beissen.

Seine Drohung wurde erfüllt und Hamburg in Asche legt, die ganze Gegend aber mit Feuer und Schwerdt verheert. Auch die Dänen waren mit den Slaven wieder heraus gebrochen. Bernhard schlug sie mit bedeutendem Verluste wieder zurück. So war denn in Teutschland wieder Ruhe, Ruhe nach Innen und Aussen; aber nur eine künstliche. In Italien drohten die Sarazenen, in Teutschland die Wenden; im Innern die Anhänger des gefangenen Heinrichs und die vielen Feinde des kaiserlichen Hofes. Unter solchen Verhältnissen starb der Kaiser, am 7ten Dezember 983, als Opfer von Italiens entnervender Luft. Sein Testament theilte des Verstorbenen Schäze in vier Theile. Einen sollte die Kirche, auf die er jezt zu spät dachte, den anderen die Armen, den dritten seine Tante Mathilde, die weise Reichsverweserin, den vierten seine Dienstleute erhalten. Dadurch konnte er gewiß sein, sich manchen unverhoffren neuen Freund erworben zu haben. Der Kaiser war schon todt, aber die Nachricht seines Todes in Teutschland nicht bekannt, als der Erzbischof Willichis von Mainz den dreijährigen Otto III. zum Könige und Nachfolger Ottos II. in Aachen salbte und krönte. Niemand konnte jezt an die Fortsezung des italienischen Krieges mehr denken; denn zuerst mußte die vormundschaftliche Regirung geordnet und ein Fürstentag berufen werden, um alle Rechtsverhältnisse, in Beziehung auf den minderjährigen Kaiser, vest zu sezen und seine Anerkennung allgemein zu bewirken. Uebrigens konnte es für Teutschland nur Unglück sein, daß ein Kind seinen Thron zu einer Zeit bestieg, wo mehr als gewöhnliche Männer dazu gehörten, das lockere Ganze im Innern zusammen zu halten und demselben nach Aussen Achtung zu verschaffen.

§. 76.

V.

Otto III., König in Teutschland und römischer Kaiser.

983 — 1002.

Erfreuliche Aussichten für eine ruhige Regirung des Reiches waren also jezt eben so wenig vorhanden, als früher unter Ludwig, dem Kinde. Es war sogar kein Gesez da, welches etwas über die Vormundschaft eines unmündigen Monarchen bestimmt hätte. Zwar hatte die Aebtissin Mathilde bisher die Regirung mit einer selbst erfahrne Staatsmänner überraschenden Kraft geführt; allein Mathilde war schon sehr alt, und eine Weiberregirung für teutsche Männer blieb denn doch immer etwas Mackelhaftes. Zudem waren mehrere Frauen vorhanden, die sich zur Vormundschaft berechtigt hielten, und jede derselben war fähig, ihre scheinbaren oder wirklichen Rechte mit gemessenen Gründen zu unterstüzen. Das waren die Auspizien, unter denen der den sächsischen Interessen sehr ergebene Erzbischof von Mainz den unmündigen Otto III. in Aachen krönte und der Erzbischof von Ravenna denselben salbte. Beide waren zu diesem Geschäfte deswegen vom verstorbenen Kaiser beauftragt worden, weil sie bei jener feierlichen Handlung gleichsam die teutsche und longobardische Welt vertreten sollten.

Otto war nun gekrönt, und wurde zur ferneren Erziehung dem Erzbischofe Warin von Köln übergeben. Die Regirung sollte die Mutter des gekrönten Kindes, unter Beiziehung der Großmutter Adelheid und der Tante Mathilde, fortführen, obgleich Theophaniens Ruf im Vaterlande nicht auf's Vortheilhafteste sich gestaltet hatte. Kaum war jedoch die Krönung vorüber, und kaum hatte die Weiberregirung begonnen, so trat der schon frühere Nebenbuhler der älteren sächsischen Linie jezt wieder als Vertheidiger alter Ansprüche hervor. Heinrich wurde nehmlich vom Bischofe Poppo in Utrecht seiner Haft entlassen, und der befreite schon in Regensburg vom

Bischofe Abraham gekrönte Prinz sprach nicht allein die Vormundschaft über den kleinen Otto, sondern auch die Königswürde vor ihm an. Polen und Böhmen erkannten ihn sogleich als solchen; auch Bischof Poppo huldigte, und sein Beispiel vermochte manchen Grossen zu derselben Huldigung. Selbst der Erzbischof Warin von Köln, in dessen Händen sich der kleine König befand, war dem Heinrich bei Verfolgung seiner Ansprüche nicht abgeneigt. Heinrich forderte von ihm die Abtretung der vormundschaftlichen = und Erziehungsrechte; Warin gab sie. Er lieferte den König an seinen Vetter aus, in der Meinung, Heinrich strebe nicht nach der schon dem Kinde verliehenen Krone; allein er that's dennoch. Desto hefriger wurde sein Gegner, der Erzbischof Willichis. Mehrere Unzufriedene verbinden sich mit diesem. Endlich schliessen sich die meisten Grossen dem Bunde an. Heinrich war zu stolz, um seinen Gegnern List und Staatsklugheit entgegen zu sezen. Er behandelte sie mit Verachtung. Ein verachteter Gegner ist aber oft gefährlicher, als ein gefürchteter.

Zwei Grosse, welche früher Heinrichs Feinde, bei Gelegenheit seiner Absezung vom bajerischen Herzogthume, gewesen waren, kamen jezt und baten um Verzeihung. Der stolze Fürst im Gefühl seiner Rache verzieh nicht. Auch diese beiden verbanden sich daher mit den Unzufriedenen. Bald hörte man überall wohl verbreiteten Tadel über den Charakter des Kronprätendenten aussprechen. Es hieß: Heinrich sei zu stolz, um der Krone würdig zu sein, zu übermüthig und unklug, um dieselbe zu verdienen und besize zu wenig rechtliche Ansprüche auf den teutschen Thron. Die Verschwörung wuchs, ein Heer wurde organisirt, der Erzbischof Willichis bot alle seine Dienstleute auf, auch der dem kaiserlichen Kinde innig ergebene Konrad von Schwaben nahte mit seinen Schaaren der sächsischen Gränze, der Herzog Hezilo von Bajern war ohnehin der Natur der Sache nach den Interessen des königlichen Kindes ergeben, viele sächsische Grosse standen auf Ottos III. Seite, der ganze Hof war für Otto; solche Feinde konnte Heinrich nun nicht mit leeren Worten, nicht einmal

mit den Waffen besiegen. Er erkannte seine Schwäche und ließ von seinen Forderungen ab. Hätte er es nicht gethan; Niemand würde sie erfüllt haben. Er schlug daher den Weg der Unterhandlungen ein. Wenn man ihm das Herzogthum Bajern wieder ausfolgen lasse, wolle er den kleinen König ausliefern und die vormundschaftliche Regirung der Kaiserin Theophania anerkennen. Man gab ihm die Zusicherung, Bajern zu erhalten. Der jezige Herzog Hezilo ließ sich geneigt finden, gegen Abtretung von Kärnten und Steiermark, Bajern an seinen vormaligen Herrn wieder zu übergeben. Demnach wurden jene beiden Länder zu einem Herzogthume erhoben und Hezilo nahm davon, von Bajern aber Heinrich Besiz. Der König wurde seiner Mutter übergeben, und so war der Familienfriede wieder hergestellt.

Das geschah im Jahre 984. Bald darauf wurde ein Reichstag nach Quedlinburg gerufen, und dort erschienen alle Herzoge und die meisten bedeutenden Grossen des Vaterlandes, um ihrem kleinen Könige insgesammt zu huldigen und dadurch allen künftigen Beeinträchtigungen seiner Würde gleichsam auf gesezliche Art zu begegnen. Und nun begann die Erziehung des Königs und die Regirung seines Landes durch seine Mutter und Großmutter. Theophania hatte ihren üblen Ruf in Teutschland verloren, und durch kluges Benehmen gegen die Grossen des Reiches auch ihre Hochachtung sich wieder erworben; folglich ertrug man ihre Regirung gerne. Manche Zwistigkeiten zwischen Mutter und Schwiegertochter abgerechnet verflossen auch die unmündigen Jahre des Königs auf ruhige Art. Gediegene Lehrer unterrichteten ihn in allen einem Regenten nothwendigen Kenntnissen. Unter ihnen befand sich der gelehrte Gerbert, der seine Kenntnisse bei den Arabern in Spanien geholt hatte, und besonders tüchtig in der Mathematik bewandert war. Dieser brachte es jezt bis zur Zauberei nach den beschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen, und durch den Einfluß seines Zöglings später bis zum Papste, als Silvester II. In Magdeburg hatte er nehmlich eine Sonnenuhr errichtet, und daher sagte die kurzsichtige Welt, der erfinderi-

sche Astronom sei ein Schwarzkünstler. Der Bischof Bernhard unterrichtete den jungen Monarchen in der lateinischen Sprache und der berühmte Schulmeister Othrich in anderen nüzlichen Dingen. Derselbe lebte in der Residenzstadt Magdeburg und dirigirte eine sogenannte gelehrte Schule, aus welcher mancher treffliche Mann hervorgegangen ist. Der Graf Haiko besorgte die ritterlichen Uebungen mit dem Könige und in der Politik wurde der kleine Monarch durch öftere Zuziehung zu den Staatsrathssizungen unterrichtet.

Bei allen diesen weltlichen Beschäftigungen vergassen die Regentinen nicht, ihrer kleinen König auch mit der Religion bekannt zu machen und vorzüglich seinen Sinn für Schenkungen zu wecken, die von seinem Vater bekanntlich um viel weniger geübt worden waren. Dafür wurde aber den andächtigen Weibern vom Klerus der Himmel auch um so gewisser versichert, und man vergaß nicht, jede Freigebigkeit gegen Klöster und Bisthümer mit einer gemessenen Anzahl heiliger Messen und sonstiger gottesdienstlichen Uebungen zu belohnen. Allenthalben wurden aber auch Kirchen und Klöster gegründet, eben so emsig Apostel gegen die heidnischen Slaven abgesandt. So nahm denn der junge König an Kenntnissen aller Art und an religiöser Tüchtigkeit zu. Die Regirung wurde unter seinen Namen ohne Unterbrechung fortgeführt, manche Verbesserungen im Reiche bezweckt und viel Lobenswerthes erreicht. Die Großtante von Quedlinburg hatte natürlich mit ihrem klugen und durch viele Erfahrungen gediegenen Rathe auch hie und da die Hand im Spiele.

Alles ging daher gut, besser, als man es je erwartet hatte. Kleine Kriege wurden zwar immer noch mit den benachbarten Slaven geführt. Allein sie hatten den Zweck, die kriegerischen Sachsen in beständiger Kriegsübung zu erhalten. Muthwilliger Weise wurde der Kampf oft erregt, einmal nur deswegen, um den sechsjährigen König mit in's Feld nehmen zu können und ihm den Waffendienst auch im Grossen zu zeigen. Aber auch die Slaven brachen öfters gegen Sachsen aus, wütheten, wie die flüchtigen Ungarn einst gewüthet hat-

ten, und kehrten, ohne einen Feind gesehen zu haben, wieder in ihr Land zurück.

Das thaten besonders gerne die Obotriten, ein sehr tapferes, geschicktes und freiheitliches Volk. Neben diesen standen im besonderen Rufe ausgebreiteten Handels die Retharier. Ihre Hauptstadt Rethre hatte ihnen diesen Namen gegeben. Sie waren Heiden und verehrten den in einer goldenen Bildsäule sizenden und mit Pupur bekleideten Gözen Redigast. Troz ihres Heidenthums sollen sie aber dennoch oft mehr Tugenden besessen haben, als die christlichen Sachsen. Mit vorzüglichem Ruhme ausgerüstet waren die Leutiker. Adam von Bremen nennt ihre Hauptstadt Julinum, die gröβte Stadt von ganz Europa, was natürlich übertrieben ist. Nehmen wir nur davon, was uns wahrscheinlicher wird, eine gegen die sächsischen Städte umfangreichere Grösse, so haben wir genug, um einen Volksstamm in seiner inneren Kraft zu bewundern, den die Teutschen einen sklavischen zu nennen beliebten. Handel und Wandel soll unter den Leutikern auf überraschende Weise geblühet haben. Selbst bis nach Griechenland sollen ihre Produkte gekommen sein. Auch Sachsen hätten nach Julinum kommen dürfen, jedoch sei ihnen untersagt gewesen, vom Christenthume zu sprechen. An reinen Sitten, an Gastfreundschaft und überraschenden Kenntnissen im Kriege und Frieden, sagt Adam von Bremen, hätten sie die Christen selbst übertroffen. Glauben wir das Alles nur zur Hälfte, so haben wir genug Ursache, die Leutiker zu bewundern.

Mit solchen Gegnern war denn freilich wenig Aussicht zum Frieden; denn sie waren auch im Stande, ihre Unabhängigkeit mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Es war im Jahre 985, als ein solcher Slavenkrieg wieder geführt wurde und bei welcher Gelegenheit die Sachsen ihren kleinen Otto mit in's Feld nahmen. Auch Herzog Heinrich von Bajern, der nun ganz auf Seite des sächsischen Hofes war, machte mit seinem Aufgebot diesen Krieg mit. Mit wechselseitigem Glücke wurde, wie jedesmal, gekämpft; die Gränzen

blieben bei'm Alten und die Slaven liessen sich ungern zu Christen machen. Nach diesem Kriege reiste Theophania nach Italien, um dort ihrem geliebten Sohne für die künftige Kaiserwürde Bahn zu brechen. Nach ihrer Zurückkunft starb sie 991, in der Blüthe ihrer Jahre. Italiens Boden hatte auch unter ihren Füssen geschwankt.

Sieben volle Jahre hatte sie die vormundschaftliche Regirung geführt und mit ihrem Tode war das Triumfeminat erloschen. Die Zügel der Gewalt ergriff jezt die teutschere Adelheid. Otto war bei'm Tode seiner Mutter zehn Jahre alt, aber durch ihre feineren Lehren und nachsichtige Erziehung reif genug, die rohen Teutschen den feineren Italienern nachzusezen und zu wissen, daß ihm Niemand, also auch seine Großmutter nicht, befehlen könne. Zusehends erwachte daher in dem kleinen Starrkopfe die Sehnsucht nach dem üppigen Rom. So wuchs denn der kleine König allmählig der Reife seiner Jahre unter nicht ganz vortheilhaften Auspizien für die Zukunft entgegen. Zwölf Jahre waren seit seines Vaters Tode verflossen. Grosses war noch Nichts vollführt worden. Bald trat er in das sechzehnte Lebensjahr ein. Jezt ergriff er daher das Ruder des Staates mit eigener Hand.

§. 77.

Der italienische Feldzug, die Kaiserkrönung, die teutsche Reise, der zweite Zug nach Italien und Ottos III. frühzeitiger Tod.

Der römische Adel hatte mit seinen Umtrieben bei den Papstwahlen nicht geendet. Noch immer hatte Creszenzius, der mächtige Patrizier, einen grossen Anhang und die Freiheit des heiligen Vaters wurde oft bis zur Erniedrigung seiner Würde beschränkt. Eben saß Johann XV. auf dem päpstlichen Stuhle, als Otto die Zügel der Regirung ergriffen hatte. Auch ihm waren von der Creszenzischen Parthei Schranken gesezt worden. Schon Theophania hatte sich Mühe gege-

ben, die wieder beginnenden Unruhen zu dämpfen. Ihr war's unmöglich. Jezt nahm der Papst seine Zuflucht zum teutschen Könige und lud ihn nach Rom ein.

Mit vieler Kraft ordnet dieser auf den Fall seiner Abwesenheit vom teutschen Reiche die Verweserschaft und zieht im Frühlinge des Jahres 996 über die Alpen. In Pavia ließ er sich zum Könige der Longobarden krönen und brach nun gegen Rom auf. Bereits in Ravenna erhielt er die Nachricht vom Tode des Papstes, der ihn eingeladen hatte. Um bei dieser Gelegenheit auch seinen Einfluß auf die künftige Papstwahl geltend zu machen, schickte der König seinen Vetter Bruno, den Sohn des Otto, Markgrafen von Verona, nach Rom, ließ die Förmlichkeit einer Papstwahl vornehmen, und Bruno wurde, unter dem Namen Gregor V., zum heiligen Vater erwählt. Sein Vater Otto war zugleich Herzog von Kärnten und Steiermark gewesen.

So kam denn ein Teutscher auf den päpstlichen Stuhl und man glaubte, er werde die Interessen des Kaisers in Italien wohl vertreten. Die kurzsichtigen Ahnen hatten noch nicht gelernt, daß, wenn man die Römer im Zaume halten wolle, es nöthig sei, stets ein gerüstetes Heer auf ihren Gauen zu pflegen. König Otto hielt, bald nach der geschehenen Papstwahl, seinen feierlichen Einzug in der ehemaligen Welthauptstadt und ließ sich dort, am Osterfeste 996, zum römischen Kaiser krönen. Da war des Jubels kein Ende. Der Kaiser wollte sich dem neuen Papste dadurch gefällig erzeigen, daß er den Creszenzius aus Rom verbannen ließ; allein Gregor V. besaß ein versöhnliches Gemüth und erbat sich von seinem kaiserlichen Oheim für den undankbaren und intriguanten Patrizier Verzeihung. Bald fühlte er die Nothwendigkeit, daß ein teutscher Papst in Rom nicht die teutsche Gutmüthigkeit behalten dürfe, wenn er sich als Papst längere Zeit behaupten wolle. Der Kaiser verließ nehmlich bald wieder Italien, um gegen die Slaven, die seine Abwesenheit und die Abwesenheit des teutschen Heeres benuzt hatten und in Sachsen eingefallen waren, zu Felde zu ziehen. Kaum war er aber in Teutsch-

land angekommen; so brachen auch die Unruhen in Rom wieder aus. Die Römer waren wie die Slaven, muthig und treulos, wenn der Kaiser ging, muthlos und voll scheinbarer Treue, wenn er kam.

Creszenzius trug die Rache noch immer im Herzen. In der Hoffnung, der Monarch werde sobald nicht nach Rom zurück kehren, verband er sich mit dem schlauen und undankbaren Calabresen Johannes. Dieser war vormals Hofkaplan der Kaiserin Mutter Theophania gewesen, und durch ihre Güte Bischof von Piacenza geworden. Ihn hatte vor Kurzem der junge Kaiser nach Konstantinopel gesendet, um dort für ihn eine Braut, in der Person der Prinzessin Helena, zu werben. Statt seinen Auftrag redlich zu erfüllen, hatte er insgeheim mit dem byzantinischen Hofe Verbindungen angeknüpft, welche seiner Sendung schnurstracks entgegen waren. Er wollte nehmlich das morgenländische Kaiserthum auch wieder für Rom geltend machen. Der griechische Hof beschenkte ihn für diese Niederträchtigkeit mit grossen Summen, und mit diesen kam er jezt nach Italien zurück. Dort wurde er natürlich von der wieder erwachten Parthei des Creszenzius auf's Beßte empfangen.

Mit dem Gelde wurde diese dem teutschen Papste feindliche Parthei immer stärker gemacht, und plözlich trat der kühne Patrizier mit seinem ganzen Anhange zum offenen Kampfe hervor. Gregor V., eben so schnell von dem römischen Volke verlassen, als dasselbe ihm jubelnd gehuldiget hatte, floh aus der Stadt und rief den Kaiser um Hilfe an. Die Gefahr war drohend, Otto III. natürlich erbittert. Eben so schnell, als er Italien verlassen hatte, kehrte er dahin zurück. Der Slavenkrieg wurde einzelnen Tapferen zur Führung überlassen, ein nochmaliges Aufgebot erging durch ganz Teutschland und die Italiener sahen im Jahre 998 noch mehr teutsche Soldaten, als sie bei'm ersten Heereszuge des jungen Kaisers gesehen hatten.

Solches hatte freilich der treulose Creszenzius nicht gehofft, als er seinen Freund Johannes, dieses Namens XVI.,

in Rom zum Papste und Gegenpapste hatte krönen lassen. Wie Gregor V., so floh jezt Johann XVI. Unterwegs hol-ten ihn aber einige kaiserlich gesinnte Römer ein und verstüm-melten ihn auf eine ächt barbarische Weise. Sie schnitten ihm nehmlich die Nase ab, rissen ihm die Zunge aus und be-raubten ihn der Augen. Der Unglückliche starb unter diesen Martern. Creszenzius floh aber nicht. Das wandelbare Rö-mervolk empörte sich zwar, weil es die Rache des Kaisers fürchtete, gegen ihn und nahm Gregor V. jubelnd wieder in seine Mitte; allein der kühne Patrizier schloß sich in die En-gelsburg. Da kam der Kaiser. Ekkard, Markgraf von Meis-sen, hatte den Creszenzius in der genannten Burg belagert, dieselbe erobert, den tollkühnen Rebellen gefangen und dem Kriegsgerichte überliefert. Mit zwölf seiner Genossen wurde er geköpft und an den Füssen aufgehängt, um ein warnendes Beispiel, wie man den Verrath bestrafe, an ihm zu geben. Um den Römern aber alle Lust zu neuem Aufruhr zu neh-men, blieb der Kaiser vorläufig in ihrer Stadt.

Nach dem ersten Jahre seines Dortseins, während in Teutschland die Verweserschaft immer noch in weiblichen Hän-den lag, starb Gregor V. An seine Stelle ließ der Kaiser ohne Weiters seinen ehemaligen Lehrer, nunmehrigen Erzbi-schof von Ravenna, Gerbert, zum Papste, als Silvester II., wählen, obgleich ihn die kurzsichtigen Ahnen seiner Kenntnisse wegen der Zauberei verdächtig gehalten hatten. Viel Gutes konnte man von ihm hoffen.

Unter solchen Ereignissen nahte denn das Jahr 999 und in demselben der lezte Dezember. Ganz Teutschland war in banger Erwartung dieses Tages. Der Eremit Bernhard von Thüringen hatte nehmlich geprediget, daß nach der geheimen Offenbarung des Johannes und wegen der Gottlosigkeit der Menschen der jüngste Tag nahe sei, ja er hatte sogar ver-kündigt, der 31igste Dezember des Jahres 999 sei auch der lezte Tag der Welt, und dem frommen Eremiten glaubten die Teutschen auf's Wort. Schrecken und Angst überwältigte alle Gemüther. Jeder bestellte sein Haus, so gut er konnte. Hau-

del und Gewerbe stockten; denn Niemand wollte über den jüngsten Tag hinaus mehr Geschäfte machen. Wer aber die Prophezeihung des Eremiten in Zweifel sezte, wurde als Freigeist verschrieen, und so erwarteten denn unsere erschreckten Ahnen den fürchterlichen Tag. Er brach an. Man verließ allenthalben die Wohnungen, um unter freiem Himmel nicht so leicht erschlagen zu werden. Zittern durchbebte alle Glieder, und Mancher getraute sich kaum zu athmen, als die Glocke die zwölfte Stunde der Mitternacht verkündete. Die Welt blieb stehen, und die Teutschen konnten wieder froh nach Hause gehen.

So ängstlich, als seine Teutschen, war aber der Kaiser in Rom nicht. Dort war die Leichtgläubigkeit nicht wie bei uns Sitte. Der junge Monarch ließ sich das italienische Leben recht wohl schmecken. Seine Mutter Theophania hatte ihm manchen orientalischen Begriff von einem vollkommenen Hofleben beigebracht. Auch der neue Papst hatte nicht vergessen, dem jungen Kaiser manche Sucht nach Glanz und Hofpracht beizubringen. Otto aber hatte solchen Lehren stets ein geneigtes Ohr geliehen. Obgleich er ein Feind des griechischen Hofes war, so wurde er doch ein Freund seiner Sitten. Wie in Konstantinopel, so ließ er sich auch seine Tafel in Rom bestellen. Die teutsche Offenheit und etwas derbe Gemüthlichkeit wurde ihm von Tag zu Tag unerträglicher. Bisher war es immer Sitte gewesen, daß der Kaiser mit seinen Grossen an ein und demselben Tische aß, jezt ließ er sich einen eigenen, vor der übrigen Tafel erhöhten Tisch fertigen und, als wenn er Niemanden traue, stets eine Wache mit gezogenem Schwerdte hinter sich stehen. Vornehme Römer begleiteten den verweichlichten Jüngling bei jedem Spaziergange.

Ueberall wurde von Roms ehemaligem Glanze gesprochen und Otto III. gab nicht undeutlich kund, daß es ihm sehr darum zu thun sei, das alte Rom wieder herzustellen und dasselbe zum Size für den weströmischen Kaiser zu machen. Durch diese und ähnliche Reden erbitterte er jedoch die Teutschen.

Diese sahen sich immer mehr hinter den stolzen Römern und wurden darüber ihrem eigenen Monarchen gram. Ungerne sahen sie sich in Rom vest gehalten. Die Zeit des Kriegsdienstes war für das Heer, welches der Kaiser mitgebracht hatte, abgelaufen. Dasselbe begehrte nach Hause. Otto III. aber mochte sich, troz allen italienischen Schmeicheleien, ohne eine teutsche Armee dennoch nicht ganz sicher in Rom fühlen, und beschloß deshalb, nachdem alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, in's Vaterland wieder zurück zu kehren. Auch waren die beiden Reichsverweserinen, die Großtante Mathilde und die Großmutter Adelheid, gestorben und dieser doppelte Todesfall forderte ganz besonders die Anwesenheit des Monarchen am Size der Regirung. Die Rückreise wurde somit im Jahre 1000 beschlossen.

Um aber auch den Römern einen Begriff über Teutschland beizubringen, nahm er einige derselben mit heraus. Diese brachte er über die Tyroler Berghöhen nach Bajern, führte sie nach Regensburg, hierauf durch Thüringen nach Sachsen. Seine Absicht war, das Grab seines heiligen Freundes, des Bischofs von Gnesen, Adalberts, zu besuchen. Dieser war erst vor drei Jahren zu den Preussen gegangen und hatte ihnen das Evangelium predigen wollen. Allein sie wollten nichts vom Christenthume wissen und ermordeten den kühnen Apostel. Der Herzog von Polen, Boleslav, erkaufte sich den Leichnam des Märtyrers und ließ ihn in Gnesen beisezen. Kaum war dies geschehen, so erzählte man sich allerlei Wunder, die am Grabe des nun offenbar heiligen Mannes vorgefallen sein sollten. Ganz Teutschland wiederhallte vom Rufe des heiligen Adalbert. Auch nach Rom war die fromme Sage erklungen. Die Wallfahrten zum Grabe des Heiligen mehrten sich. Grosse Summen gewann dadurch der Herzog von Polen.

Auch der Kaiser hatte den Entschluß gefaßt, das wunderthätige Grab seines Freundes zu besuchen. Begleitet von vielen vornehmen Teutschen und Römern kam er nach Gnesen. Hier begegnete ihm Boleslav und erbat sich vom jun-

gen Monarchen die Erlaubniß, das bisherige Stift Gnesen zum Erzbisthume erheben zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt, und der Bruder des heiligen Adalbert, Radino, wurde unter dem Namen Gaudenzius zum ersten Erzbischofe von Gnesen gemacht. Der Kaiser schloß damals mit dem Herzoge von Polen ein Freundschaftsbündniß, um seiner Hilfe bei Unterjochung der zwischen beiden gegen Norden gelegenen Slaven sicher zu sein. Und nun kehrte er aus Gnesen, wo er seine Andacht jedesmal barfuß verrichtet hatte, wieder nach Sachsen zurück, reichlich beschenkt vom Boleslav und seiner Freundschaft gänzlich versichert.

Nachdem in Quedlinburg das heilige Osterfest gefeiert worden war, berief er eine Reichsversammlung nach Aachen. Bei dieser Gelegenheit wollte er seinen römischen Begleitern auch die alte Residenzstadt und das Grab Karls des Grossen zeigen. Wirklich ließ der Kaiser das ehrwürdige Grab öffnen, was man ihm später durchaus nicht verzeihen konnte. Er nahm sogar dem Leichname das goldene Kreuz, das derselbe schon seit beinahe zweihundert Jahren getragen hatte, und hing es sich selbst um, ein unvorsichtiges Vergehen gegen die Heiligkeit der Gräber.

So hatten denn die mitgebrachten Römer Teutschland in beinahe allen seinen Gauen gesehen; aber dennoch Italien annehmlicher gefunden, daher auch wohl nicht unterlassen, dem Kaiser fortan ihren Geschmack beizubringen. Der oben genannte Reichstag bestimmte die Verweserschaft der Regirung während der Abwesenheit des Kaisers, und Otto III. kehrte nach Bestimmung derselben wieder nach Italien zurück. Im Januar 1001 kam er nach Rom, wohin er eine Synode berufen hatte, um manche schon eingerissenen kirchlichen Gebrechen zu heilen. Während dieser Synode empörten sich die Bürger der Bergveste Tivoli. Der Kaiser gebrauchte alle denkbaren Belagerungsmittel der damaligen Zeit, um sich die empörte Stadt zu unterwerfen. Die Römer, welche ohnehin schon längst auf die stolze Nebenbuhlerin erzürnt waren, wie ihre Ahnen ehemals auf Carthago, forderten die Vernichtung

von Tivoli. Die Belagerung führte aber zu keinem Zweck. Endlich bewirkte der Kaiser die Uebergabe der Vestung durch geistliche Vermittelung. Aber Tivoli blieb vest, wie es war. Diese Schonung empörte die Römer. Auch sie erregten daher einen Aufstand und suchten den Kaiser in seinem eigenen Palaste zu ermorden. Dies gelang ihnen nicht. Aber bei dieser Gelegenheit soll der junge Monarch eine gar rührsame Rede vom Thurme aus an das unten revoltirende Volk gehalten haben, in welcher er also anhub: „Habe ich nicht euretwegen, ihr Römer, mein Vaterland und meine Verwandten verlassen? Aus Liebe zu euch habe ich meine Sachsen und meine Teutschen, also gleichsam mein eigenes Blut von mir geworfen, Euch habe ich in die entferntesten Theile meines grossen Reiches geführt, um euch den Ruhm eines römischen Kaisers zu zeigen, und jezt empört ihr euch gegen denselben?“

Die Römer besassen aber damals keine so weichen Seelen, daß sie gerührt worden wären; erst die Gewalt der Waffen konnte ihnen die wahrhaft unteutsche Rede begreiflich machen. Der Herzog Heinrich von Bajern und der Markgraf von Tuszien waren im Stande, ihren Monarchen zu retten und den Aufruhr vollkommen zu bändigen. Allein der Kaiser wollte an der italienischen Treulosigkeit eine warnende Rache nehmen. Dazu reichten aber seine wenigen Truppen nicht aus. Daher schrieb er in'sgeheim nach Teutschland, das er so muthwillig von sich gestossen hatte, und bat um neue Truppensendungen. Wohl mußte er zu Bitten schon seine Zuflucht nehmen, denn mit dem wirksamen Befehlen war's aus, seit unsere Ahnen wußten, daß es dem lebsüchtigen Monarchen in dem giftigen Gebrause römischer Leidenschaft besser gefalle, als auf dem vesten Boden zwar roher aber doch ehrlicher Teutschen.

Das mochte der junge und leichtsinnige Otto auch wohl wissen, und daher im Innersten seiner Seele gar manchen Schritt bereuen, der ihm so viele wesentliche Nachtheile gebracht hatte. In Italien fürchtete er das immer bereite Gift, in Teutschland Empörungen gegen seine Herrschaft. Die Teut-

schen hatten ohnehin dem Jünglinge und Kinde gar Manches verziehen, was sie dem jungen Manne nicht mehr verzeihen wollten. Alle diese Umstände nagten an der ohnehin durch entnervende Gelüste kranken Seele. Otto III. zählte zwar erst zwei und zwanzig Jahre; aber er wurde dennoch krank. Es befiel ihn der Friesel. Andere sagen, seine getäuschte Buhlerin, die schöne Wittwe des ermordeten Creszenzius, habe ihm Gift gegeben. Dem sei, wie ihm wolle, Ditmar sagt, die Pusteln seien an ihm ausgebrochen, und an dieser Krankheit starb Otto III., am 24ten Jäner 1002, im Kastell der nicht weit von Rom gelegenen Stadt Paterno und wurde nach Aachen begraben. Es war gut, daß er frühzeitig starb. Sein Tod ersparte ihm vielleicht ein trauriges Leben. Im Grunde hatte er theils Nichts zum Beßten seiner Völker leisten können, zum Theil leistete er's auch nicht, als er gekomnt hatte.

§. 78.

VI.

Heinrich II., auch der Heilige genannt, König und Kaiser.

1002 — 1024.

Mit dem Tode Otto III. war die ältere sächsische Linie männlicherseits erloschen. In ihre Rechte konnte jezt die jüngere treten. Von derselben aber lebte Heinrich, Herzog von Bajern, der Sohn jenes Heinrichs, welcher von Poppo in Utrecht einst gefangen gehalten worden war, und der gegenwärtige Herzog reiste eben aus Italien, als der Kaiser starb. Mehrere Tage wurde sein Tod verheimlicht, weil man einen Aufruhr jener Völker fürchtete und die Teutschen zu schwach waren, einem solchen zu steuern. In aller Stille sammelte daher Herzog Heinrich die wenigen Truppen und zog in's Vaterland. Nach ihm die Leiche des verstorbenen Monarchen. Oft wurden die Abziehenden von den erbitterten Italienern angefallen und erst in Verona endete der verderbliche Kampf. Die Longobarden, nachdem sie die bestimmte Nachricht von

dem Tode des Kaisers erhalten hatten und die Teutschen wieder aus ihrem Lande abziehen sahen, erwählten sich sogleich einen neuen König in der Person des Arduin von Yvrea, eines Enkels von Berengar, der in der Gefangenschaft in Bamberg gestorben war.

Mit Mißvergnügen hatten sie die Periode der drei Ottone hindurch ohnehin schon die teutsche Regirung ertragen, denn die italienischen Feldzüge kosteten ihnen viel, darum wählten sie sich nach dem Aussterben der älteren sächsischen Linie einen Regenten aus eigener Mitte. Niemand war noch am teutschen Ruder, und die wenigen Soldaten in Italien waren nicht im Stande, die Wahl zu hindern. Niemand wollte sie auch hindern; denn Herzog Heinrich durfte sich glücklich schäzen, mit heiler Haut über die Gebirge in's Vaterland zu entkommen. Kaum war er aber dort angelangt; so knüpfte er Verbindungen mit dem Erzbischof Willichis von Mainz an, der einst der heftigste Gegner seines Vaters, aber aus Gründen seltener Dankbarkeit für die ältere sächsische Linie, gewesen war. Diesen brachte er jezt ganz auf seine Seite. Willichis versprach ihm die teutsche Krone. Derselbe warb für den Zweck des neuen Kronbewerbers Anhänger, und bald sprach man in ganz Teutschland von den alleinigen Rechten des Bajernherzogs auf den erledigten Thron, obwohl Heinrich Nebenbuhler hatte.

Herzog Otto von Kärnten stammte weiblicherseits von der älteren sächsischen Linie ab, der mächtige Markgraf von Meissen wollte, eben weil er mächtig war, auch Kronansprüche geltend machen, eben so schmeichelte sich auch der Herzog Herrmann von Schwaben mit der königlichen Würde. Insofern Teutschland freilich ein eigentliches Wahlreich gewesen wäre, hätte Jeder von den Genannten Ansprüche auf die Krone machen können; allein das Wahlrecht war bereits zum Erbrechte geworden. Auf diesen Grund hin, und um allen folgenden Zwistigkeiten zuvor zu kommen, salbte und krönte der Mainzer Erzbischof seinen Klienten Heinrich, am 6ten Juni 1002, zum Könige der Teutschen als Heinrich II. Auf seiner Seite

war Böhmen, Bajern, Kärnten und viele Stämme am Rhein. Andere konnten mit Gewalt der Waffen oder mit Güte für die Anerkennung der neuen Würde in seiner Person gezwungen werden. Darunter gehörte besonders der Herzog Herrmann von Schwaben. Dieser hatte seinen Heerbann aufgeboten, um dem Kronkandidaten bei Worms den Uebergang über den Rhein zu wehren, da derselbe nach Aachen ziehen und sich dort hatte krönen lassen wollen. Allein der schlaue Erzbischof von Mainz wußte den Unterschied der Krönungsorte zu beseitigen und nahm die Krönung selbst in Mainz ohne weitere Schwierigkeiten vor.

Nachdem der Hauptzweck so vorläufig erfüllt war, ließ der neue König den Nebenbuhler Herrmann am Rhein stehen und zog verwüstend durch Schwaben nach Sachsen, um seine Anerkennung vorerst bei'm Herzoge Bernhard sich zu sichern. Nachdem er in einer feierlichen Versammlung die Rechte und Privilegien der Sachsen aufrecht zu halten versprochen hatte; wurde er auch von den Sachsen als König anerkannt und alle, auch der Herzog von Böhmen, welcher bei dieser Versammlung erschienen war, leisteten ihm den Eid der Treue; doch mußte er dem Lezteren die den Polen von den Böhmen weggenommene Lausiz überlassen. Auch der Markgraf von Meissen, der Bruder des vom Siegfried tückisch ermordeten Ekkards, unterwarf sich dem neuen Monarchen, nachdem er von demselben die erledigte Markgrafschaft zum Lehen erhalten hatte.

Hierauf zog der König nach Duisburg, wohin er die Grossen von Lothringen geladen hatte. Auch von ihnen wurde er nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten anerkannt, nach Aachen geführt und dort als König der Teutschen feierlichst auf den Stuhl Karls des Grossen gesezt. Das geschah am 8ten September 1002. Hierauf blieb also nur noch ein Gegner, nehmlich der Herzog von Schwaben, übrig. Allein dieser, von allen anderen Fürsten verlassen, konnte den Krieg gegen die nun allseitigen Feinde nicht fortsezen. Er sandte deshalb Friedensboten an König Heinrich. Der Friede wurde

geschlossen und am 1ten Oktober desselben Jahres empfing Herzog Herrmann sein Herzogthum aus den Händen des nun anerkannten Königs zu Lehen. So kam Heinrich II. auf den Thron von Teutschland. Berechtigt war er allerdings dazu; allein wohl möchte Otto von Kärnten als Sprosse der älteren Linie auch nicht ganz ohne rechtlichen Anspruch auf die erledigte Krone gewesen sein. Sonderbar ist's, daß jedes Volk einzeln, wenn auch der Form nach wählte, und alle zulezt der Wahl Einzelner beitraten. Dabei wurden übrigens die Wahlbedingungen nicht vergessen. In Sachsen mußte der König die bisherigen Rechte und Freiheiten versichern, den Tribut an Schweinen erlassen, den Böhmen mußte er die Lausiz überlassen, dem Bruder des erschlagenen Markgrafen von Meissen mußte er, im Falle der Anerkennung, die erledigte Markgrafschaft verleihen, kurz er mußte, wenn er anerkannt werden wollte, Manches von seinen Vorrechten an die Grossen seines Reiches fahren lassen, ein Umstand, der offenbar seinen Grund in der langen Vormundschaft und Abwesenheit des vorigen Kaisers hatte.

Die beständige Weiberregierung war natürlich nicht stark genug gewesen, um den Einsprüchen mächtiger Grossen zu begegnen, darum wird auch der Glanz der königlichen Krone allmählig dunkler, was er besonders unter den beiden ersten Ottonen nicht gewesen war. Blicken wir nun in Teutschland herum; so finden wir bei'm Antritte der Regirung allerdings Friede, und hätte die ewige Sucht nach der lombardischen Königs- und nach der römischen Kaiserkrone die teutschen Könige nicht lüstern gemacht, der Friede hätte lange bleiben, und unter seiner Aegide hätten die teutschen Nazionen an innerer Kraft und Bildung fortwährend wachsen können. So aber hauste auch fortan in den teutschen Königsherzen das verderbliche Streben nach zwei Kronen, die dem teutschen Reiche nur Unheil gebracht haben. Auch Heinrich II. wollte Italien wieder sehen, obgleich er aus eigener Erfahrung wußte, daß man dort die Teutschen verachte, daß man ihnen einen ewigen Krieg bereite und nur jedesmal den günstigen Au-

genblick erspähe, sie im Rücken anzugreifen und meuchlings zu besiegen. Die Leidenschaft der Menschen, die Sucht nach Glanz und Grösse kennt aber keine Gränzen.

§. 79.

Politische Ereignisse unter Heinrich II., Könige und Kaiser.

Unruhen drohen von allen Seiten. Italien hat sich losgerissen, die Böhmen erheben ihre den Teutschen nie treu ergebenen Häupter, das Herzogthum Bajern ist erledigt, der König will dasselbe an denjenigen, dem er es in der Noth versprochen hat, nicht geben, in Lothringen brechen Unruhen aus, die Slaven werden kriegerischer, es zeigen sich die Normannen, und allen diesen Verhältnissen soll der fromme König gewachsen sein, er, der sich gegen seine Gemalin eine ewige Keuschheit vorbehielt, der so fromm war, daß man ihn den Vater der Mönche nannte, ja der sogar selbst ein Mönch geworden, und als solcher nur auf Befehl seines Abtes die Regirungsgeschäfte seines Reiches fortführte; Heinrich, der auf einem Fusse von Jugend auf hinkte, der von der heftigsten Kolik zu leiden hatte, der sogar epileptisch war und dabei auch noch von Steinschmerzen geplagt wurde. Leicht mochte es ihm bei solchen Gebrechlichkeiten sein, eine ewig jungfräuliche Ehe zu geloben und lieber den Wunsch zu nähren, ein Mönch, als ein Kaiser zu sein.

Aber dieser Heinrich war jezt Oberherr von Teutschland, und sollte Oberherr auch von Italien werden. Daß bei allen seinen Handlungen die Religion eine Hauptrolle spielte, über welche er die Politik gar oft vergaß, ist natürlich zu erwarten. Daß seine Gemalin Kunigunde keinen geringen Einfluß auf das frömmelnde Gemüth des Königs hatte, ist leicht begreiflich. Zwar wollten manche dem Kaiser ergebene und auf den Einfluß der Kaiserin eifersüchtige Hofleute manchen

Rittersmann bei der frommen Kunigunde im Halbdunkel bemerkt haben. Die Sage kam vor den Kaiser, und der auf die Tugend seiner Gemalin stolze Monarch konnte nicht umhin, der Angeklagten zur Sühne ihrer Unschuld, die sie behauptete, die Feuerprobe zu bestimmen; aber Kunigunde hielt diese Probe aus, und Niemand wagte mehr, von jenem Ritter zu sprechen. Desto mehr sprach der Klerus von seinen Schenkungen, die er durch die fromme Güte der jungfräulichen Kaiserin empfangen hatte. Ein solches Ehepaar, wie der heilige Heinrich und die heilige Kunigunde, blieb freilich selten. Die Bamberger verehren heute noch Beide als ihre Schuzpatrone.

Und nun wollen wir auch auf das politische Wirken des frommen Fürsten übergehen, nachdem wir einen Blick auf seinen Charakter und seine Umgebungen geworfen haben. Dadurch, daß Heinrich König geworden war, hatte er die Herzogswürde von Bajern verloren; denn ein teutscher König durfte nicht auch zugleich Herzog sein, wenn er die Herzoge in'sgesammt gegen sich haben wollte. In einer und derselben Person ließ sich der Lehensherr und Vasall nicht vereinigen. Nun hatte aber der König dem Markgrafen von Schweinfurt, den er wegen seiner Besizungen im Schweinfurtischen, Bambergischen, Bayreuthischen und in der oberen Pfalz sehr zu fürchten hatte, das Herzogthum Bajern als Wahlbedingung versprochen. Die Wahl und Anerkennung war vorüber, und nun begehrte der allenthalben wegen seiner Rechtlichkeit verehrte Markgraf die Erfüllung des königlichen Versprechens. Die Erfüllung lag in des Königs Hand, aber er gewährte sie nicht.

Der Markgraf wurde mit der Aeusserung abgefertiget, daß das Herzogthum Bajern nur mit Zuziehung seiner Landstände verliehen werden könne, diese aber werde der König später versammeln und ihnen dann nothwendiger und rechtlicher Weise anheim stellen, ob sie den Markgrafen wählen wollten, oder nicht.

Rund herausgesagt war diese Antwort eine Lüge, durch

die man den Bittsteller nur hinhalten wollte. Heinrich bewies später recht gut, daß dieselbe eine Lüge war. Im Hintergrunde stand nehmlich die Kaiserin und wollte ihren Bruder Heinrich, den Grafen von Luxemburg, zum Herzoge von Bajern gemacht wissen. Der getäuschte Markgraf von Schweinfurt fing daher an, des Königs geheimer Gegner zu werden. Dies bewirkte er durch seine vorerst heimliche Verbindung mit dem Herzoge von Polen und Böhmen, der sich das leztere Land durch ein Verbrechen zugeeignet hatte. Dieser Verbindung schlossen sich noch an der Bruder des Königs Bruno, dann der Markgraf Ernst von Oesterreich.

Wie der eigene Bruder Feind seines Monarchen wurde, hören wir. Der fromme Heinrich wollte nehmlich durchaus, daß sein Bruder zur grösseren Ehre Gottes in den geistlichen Stand trete, da es ihm als einem weltlichen Monarchen nicht möglich war, dieses zu thun. Bruno hatte nun zu diesem Stande wenig Lust, ja sogar eine Abneigung gegen denselben. Er hoffte von der nun erweiterten Gewalt seines königlichen Bruders das Herzogthum Bajern als Lehen zu erhalten und bei der jungfräulichen Ehe des Monarchen mit seiner Kunigunde vielleicht einst selbst Erbe der Krone zu werden. Der König blieb jedoch bei seinem Willen und Bruno mußte in den geistlichen Stand treten. So kam es, daß sich der zu einem ehrwürdigen Stande Gezwungene auch gerne auf die Seite der königlichen Feinde schlug, weil er in seinem Bruder auch nur seinen Feind erblickte.

Das Bündniß war nun geschlossen, und im Vertrauen auf dasselbe sagte sich der Doppelherzog von Böhmen und Polen auch von seiner Abhängigkeit los. Um aber offene Feindseligkeiten gegen den König zu beginnen, mußte man noch einige Zeit abwarten, bis die Verbindung mehr erstarkte. Diese Zeit aber wurde gerufen durch die Verhältnisse in Italien. Die Longobarden bereuten bald ihre Königswahl, besonders die Geistlichen, denen Arduin heftig zusezte. Er war überhaupt der Mann nicht, die stets unruhige Lombardei friedlich zu regiren, weil die Städtefreiheit dort grösser war, als

in Teutschland, demnach auch der König beschränkter wurde in Ausübung seiner Gewalten. Schon damals bereiteten sich die Republiken in dem Lande der Zwietracht vor. Arduin wollte nun seine neu errungene Königswürde unabhängig herstellen, dem geistlichen Einflusse bei politischen Dingen durchaus begegnen und machte sich dadurch die Bischöfe des Landes zu seinen ersten Feinden. Diese schickten daher Gesandte an König Heinrich, er möge sich die lombardische Krone holen. Dies that er nun nicht; aber er schickte Hilfe. Otto von Kärnten fiel mit seinen Reisigen in das Veronesische Gebiet, wurde aber durch Arduin zurück getrieben.

Der König Heinrich zog, während dieses vorfiel, nach Sitte aller teutschen Könige, im Lande herum, um dasselbe kennen zu lernen und die Ergebenheit kleinerer Fürsten sich zu versichern. Die Hauptabsicht des Monarchen bei dieser Reise war aber eigentlich religiöser Natur. Er wollte alle heiligen Reliquien seines Landes an Ort und Stelle verehren, um seine Sünden, denen er so gerne alles Uebel zuschrieb, was im Reiche geschah, abzubüssen. Der Markgraf von Schweinfurt mit seinen Verbündeten konnte, während der fromme König Wallfahrten machte, desto offener seine Heere ausrüsten, um sie in der oberen Pfalz mit den Truppen des Böhmenherzogs zu vereinigen und alsdann den Krieg offen zu beginnen, um das versprochene Herzogthum Bajern sich mit Gewalt zu sichern, da er dasselbe in Güte noch immer nicht erhalten hatte. Allein nicht alle Wünsche des Menschen gehen in Erfüllung.

Als der König von den Bewegungen seiner Feinde hörte, bot er schnell einen Heerbann auf, und zog gegen den aufrührerischen Markgrafen in die obere Pfalz. Ueberall siegen des Königs tapfere Fähnchen, und der rebellische Markgraf sucht die Gnade des Monarchen und seine Verzeihung zu erhalten. Er erhält sie und bleibt, was er war. Heinrich II. verzieh gerne; denn Verzeihung gebot ihm sein Christenthum. Sein Bruder Bruno flieht zu den Ungarn, deren König Stephan damals Christ geworden war und die Schwester des teutschen

Königs, die Gisela, geheirathet hatte, folglich der Schwager des Bruno geworden war. Bruno erlangt 1004 die Gnade seines Bruders und wird Bischof von Augsburg, muß also ein Geistlicher bleiben.

In dem genannten Jahre verlieh König Heinrich, um seinem Bruder und dem Markgrafen Heinrich alle Hoffnung auf das erledigte Bajern zu nehmen, dieses Herzogthum an seinen Schwager, den Grafen von Luxemburg, Heinrich. So hatte denn die fromme Kaiserin ihren Zweck erreicht und die Ruhe war im Reiche wieder hergestellt. Nur Böhmen und Polen wollten sich der teutschen Oberherrlichkeit noch nicht fügen. Doch, so lange Heinrich über den gesammten Heerbann, wie jezt, zu gebieten hatte, wagte auch Boleslav keinen offenen Einfall in die teutsche Monarchie, und Heinrich konnte den Bitten der lombardischen Bischöfe, sie von ihrem Könige Arduin zu befreien, nachgeben. Nachdem er seine jungfräuliche Gemalin dem Erzbischofe von Magdeburg, seinem Liebling Tagino, übergeben hatte, zog er daher mit einem Heere über die Alpen. Es war im oben schon genannten Jahre. Mit leichter Mühe werden die Engpässe von Oberitalien erobert und der teutsche König auch zum Könige der Lombarden in Pavia gekrönt. Jubelnd hatte ihm hier das Volk gehuldiget. Da aber die teutschen Soldaten sich manche Unannehmlichkeiten gegen die Einwohner dieser Residenz erlaubten; so brach bald nach der feierlichen Krönung ein Aufruhr gegen den Gekrönten aus, der jedoch durch die Ermordung mehrerer tausend Bürger wieder gedämpft wurde. Allein König Heinrich mochte den rebellischen Lombarden weniger Zutrauen schenken, als seine Vorgänger, und zog daher wieder nach Teutschland zurück, um den Slaven, die seine Abwesenheit benüzt hatten, ein Heer entgegen zu führen.

Boleslav war nehmlich in Verbindung mit den benachbarten Wenden in Sachsen eingefallen. Schnell eilt der König herbei, schlägt die Truppen des Rebellen zurück und dringt bis nach Polen. Da sich aber hier die Feinde auf unvermuthete Weise versammelt und ihre ganze Streitmacht entwickelt

hatten, wendet Heinrich sich schleunig gegen Böhmen, zieht in Prag ein und verleiht das Herzogthum an den vom Boleslav vertriebenen Prinzen Jaromir. Aber in Polen hauset noch immer Boleslav und erwartet nur den günstigen Zeitpunkt, wenn sich der teutsche Heerbann auflöset, um wieder die Offensive zu ergreifen. Allein Heinrich wollte seinen Feind mit der gesammten teutschen Macht angreifen, um den Krieg mit einem Schlage zu enden. Deßhalb schrieb er einen allgemeinen Heerbann auf das Jahr 1005 aus, und mit dieser Masse dringt er bis Posen vor, wo sich der Herzog unterwirft. Der Friede wird mit ihm geschlossen und Boleslav bleibt Herzog von Polen. Die Nothwendigkeit hatte den kühnen Rebellen zur Unterwerfung gezwungen. Aufrichtig war also auch dieselbe nicht. Kam eine günstigere Gelegenheit wieder, so ließ sich auch ein neuer Einfall machen. So dachte der besiegte aber nicht unterworfene Feind.

Auf einer anderen Seite hatte man den Polenkrieg zum Nachtheile der Teutschen benüzt. Deswegen waren vielleicht auch die Bedingungen des Friedens von Posen so billig für den besiegten Feind. Graf Balduin von Flandern hatte nehmlich die Stadt Valenciennes weggenommen, um sein Gebiet an der Schelde zu vergrössern. Der König eilte jedoch schnell genug im Jahre 1006 herbei und zwang den übermüthigen, bisher von Teutschland unabhängigen Grafen, zur Abhängigkeit. Flandern wurde ein teutsches Lehen, aber die schon eroberte Stadt Valenciennes bleibt in den Händen des neuen Vasallen.

So wurde jedoch Teutschland wieder der Ruhe zurück gegeben; der fromme König aber begann seine Wallfahrten auf's Neue. Vester wurde täglich in seiner Seele der Entschluß, dem Getümmel der Welt, die ihm wenig Fröhliches bot, zu entsagen, und den geistlichen Stand zu ergreifen. In Straßburg, erzählt der Chroniker, habe ihm die Ordnung und Regel der Domherren so wohl gefallen, daß er ihr Bruder werden und sich zur Haltung derselben Regel bequemen wollte, indem er sah, daß auch die Domherren aus hohen Grafen

und freien Männern bestanden. Jedoch benahm man dem Könige hier seinen unköniglichen Entschluß. Ueberall sezte man seinem Begehren gründliche Hindernisse entgegen. Endlich in Verdün ließ er sich durchaus nicht mehr zurückweisen. Alle möglichen Gründe wurden aufgeboten, seinen Entschluß wanken zu machen. Alles half Nichts. Heinrich wollte seine Krone niederlegen und als Mönch ein gottseliges Leben führen und enden. Der heilige Richard, welcher in jenem Kloster Abt war, sah nun wohl ein, daß der König unbeweglich bei seinem Entschlusse verharre. Er nahm ihn daher zum Mönche an. Heinrich schwört die Klostergelübde und wird zwar nicht als Priester, aber doch als Bruder in die Mönchsliste von Verdün eingeschrieben.

Als die Feierlichkeit der Aufnahme vorüber war und der König Gehorsam seinem Abte gelobt hatte, sprach dieser: Nun wollen wir aber, daß ihr, unser Bruder, wieder die Verwaltung des von Gott euch anvertrauten Reiches übernehmet und das Wohl desselben nach aller Kraft befördert. Heinrich hatte Gehorsam gelobt und mußte daher dem Abte gehorchen. Er gehorchte wirklich, und blieb König und Mönch zugleich, ein sonderbares Doppelwesen. Daß er von nun an lediglich den Interessen der Kirche und ihrer Mitglieder zugethan war, läßt sich denken. Unter keinem Könige hatte sich der Klerus mehrerer Schenkungen zu erfreuen, besonders die Klöster, als unter Heinrich, dem Heiligen. Auf der anderen Seite gab er sich aber auch alle Mühe, in jenen Klöstern, wo der Reichthum ein üppigeres Leben geschaffen hatte, dasselbe mehr an die strengen Ordensregeln, nach denen er selbst sehr genau lebte, zu fügen.

Selten erreichte er seinen Zweck, weil ihm die Mittel fehlten, mit Strenge, die er ohnehin sehr ungern gebrauchte, einzuschreiten. Sein liebster Gedanke war aber die Gründung eines Bisthums. Durch dasselbe wollte er gewissermassen allen seinen geistlichen Bestrebungen die Krone aufsezen und sich den Himmel erwerben. Gerne hatte er sich in Bamberg, wo die alte Veste der Babenberger lag, aufgehalten und Bam-

berg sollte auch der Siz des neuen Bisthums werden. Die Aufgabe war aber insoferne höchst schwierig zu lösen, weil Bamberg zwischen den Diözesen Würzburg und Eichstädt lag und kein Raum für eine neue Diözese übrig blieb. Im Herbste des Jahres 1006 hielt er jedoch eine Synode in Frankfurt und gab den versammelten Vätern unter vielen Thränen seinen Entschluß kund. Bamberg war des Königs Eigenthum und konnte als solches seiner Verfügung allerdings hingegeben bleiben, ohne daß dabei die Rechte benachbarter Diözesen beeinträchtigt werden durften. Aber Bamberg allein reichte zur Unterhaltung eines Domkapitels und zur Begründung einer anständigen Diözese nicht aus, und der König wünschte doch ein vollkommenes Werk zu bauen, das an Vestigkeit und Reichthum keinem andern hintanstehen sollte. Hindernisse geringerer Art konnten leicht beseitiget werden, aber grössere aus dem Wege zu räumen, war der König auf eigene Gefahr hin nicht im Stande. Deßhalb hatte er die Frankfurter Synode berufen. Der am Meisten dabei betheiligte Bischof von Würzburg, zu dessen Diözese selbst Bamberg gehörte, und die noch weit darüber hinaus reichte, war aber nicht erschienen. Die frommen Väter versprachen jedoch dem sie fußfällig bittenden Könige ihren Beistand und begannen wirklich die Unterhandlungen mit den Bischöfen von Würzburg und Eichstädt. Beide liessen sich nach reichlichen Entschädigungen manchen Abbruch gefallen und im Jahre 1007 war das neue Bisthum Bamberg fundirt. Sein Reichthum ragte bald über die Reichthümer anderer Hochstifte empor und im ganzen Reiche lagen seine Besizungen zerstreut. Eine prächtige Domkirche erhob sich neben dem kaiserlichen Palaste und, weil die Stadt keine Mauern hatte, zog die fromme Kaiserin einen Seidenfaden um dieselbe. Dieser sollte sie für immer gegen feindliche Anfälle schüzen. Die Zukunft bewies noch oft, daß der Seidenfaden einer Heiligen die Stelle einer Stadtmauer nicht vertreten kann. Heinrich II. hatte aber so seinen Lieblingswunsch erreicht und konnte nun ungestörter weltlichen Sorgen nachhängen.

Da brach in der kaiserlichen Familie selbst ein Zwist aus. Der Erzbischof von Trier war nehmlich gestorben und das dortige Domkapitel hatte einstimmig zum neuen Erzbischofe den Bruder der Königin Kunigunde, den Adalbert, gewählt. Die Wahl unterlag nur noch der königlichen Bestätigung. Niemand zweifelte an dem Erfolg. Unerwartet kam daher die Verweigerung derselben. Hier drang die fromme Kunigunde nicht durch. Der königliche Mönch hielt sich streng an die kanonischen Sazungen, und diese erlaubten dem dreiundzwanzigjährigen Adalbert nicht, Bischof, ja nicht einmal Priester zu werden. Daher ernannte der König, troz dem Widerstreben seiner jungfräulichen Gemalin und seines herzoglichen Schwagers, den Propst von Mainz, Megingaud, zum Erzbischofe von Trier.

Diese eigenmächtige Ernennung war aber eben so unkanonisch, als das Alter des Erwählten, im Grunde noch weniger den Grundsäzen der freien Bischofswahlen gemäß. Jedoch hier erhielt die Konsequenz des königlichen Mönches ohnedieß manchen Stoß. Schon manche Wahl war durch seinen Einfluß auf Lieblinge von ihm gefallen, bei anderen hatte er die Wahl selbst ganz ausser Acht gesezt. Dieß that er also auch im obigen Falle. Allein die Parthei des zum Erzbischofe einstimmig erwählten Adalbert stüzte sich auf die Königin und ihre beiden Brüder, den Herzog Heinrich von Bajern und den Bischof Bruno von Augsburg, und versagte dem Megingaud den Eintritt in Trier. Zuerst protestirte man mit Worten und das Resultat war, daß der König durch mehrere Bischöfe den Adalbert zum erzbischöflichen Amte für untauglich erklären ließ. Das half Nichts. Da kamen die Waffen.

Herzog Heinrich von Bajern, von dem der König glaubte, er meine es mit seiner Parthei redlich, zog mit seinem Heerbann gegen Trier. Die Parthei des Adalbert ergab sich. Der König verzieh, wie jedesmal, und zog ab. Der Streit ging von Neuem los. Der Herzog Heinrich hatte sie zu diesem Schritte ermuthigt. Zu spät erfährt der König von den Umtrieben seines Schwagers. Erbitterung über desselben Treu-

losigkeit erfaßt seine Seele und der Kbnig sezt den Herzog von seiner bisherigen Würde ab und thut ihn in den Bann, ohne jedoch das erledigte Herzogthum Bajern wieder zu besezen, da die Stände jenes Landes zu einer Herzogswahl nicht zu bewegen waren. Trozend dem königlichen Zorne, blieb aber Adelbert dennoch wirklicher Erzbischof von Trier und Megingaud besaß diesen Namen, ohne die damit verbundene Würde je behaupten zu können.

Selbst nach Megingauds Tode gab König Heinrich nicht nach und sezte den Poppo als neuen Erzbischof ein. Allein Adelbert herrschte immer noch in Trier und nur durch seine freiwillige Entsagung nach fünf Jahren bewirkte er den Frieden, der doch nur durch unrechtmässige Eingriffe in die Freiheit einer Bischofswahl und durch den Eigensinn eines zwischen geistlichen und weltlichen Dingen zwitterartigen Königs gefährdet worden war. Auch der verbannte Herzog Heinrich wurde wieder in seine Würde eingesezt. Die Königin hatte auch für ihn die königliche Gnade wieder gewonnen. Die Ursache, welche Heinrich II. hinderte, den geistlichen Streit in Beziehung auf das Erzbisthum Trier schleunigst zu endigen, waren Kunigunde und Boleslav. Jene schuf indirekte, dieser direkte Hindernisse. Der Friede von Posen war die Frucht des Zwanges gewesen; daher wurde er auch bald wieder gebrochen.

Kaum waren die Teutschen nach Hause gegangen; so kam Boleslav mit neuen Truppen und fiel in die sächsischen Lande ein. Jaromir war gestorben und Heinrich hatte den Böhmen einen neuen Herzog, in der Person des Adalrich, gegeben. Boleslav war aber früher und zwar zuerst Herzog von Böhmen gewesen und gab daher seine Ansprüche auf dieses Land nie auf. Der Krieg wurde demnach jedes Jahr erneuert. Der König verzeiht dem schlauen Feinde öfters, nie will die Verzeihung Früchte tragen. Endlich macht der russische Fürst von Kiew Rüstungen, um in Polen einzufallen. Vorne und im Rücken angegriffen, sieht Boleslav die Nachtheile des für ihn ungleichen Kampfes und bittet im Jahre 1013 den erstaunten

König plözlich um Frieden, unter der Bedingung, daß er sogar ein Dienstmann des Königs werden und bleiben wolle. Der König gesteht den Frieden zu und Boleslav wird ein treuer Vasall Heinrichs. Seine Treue dauerte aber nur so lange, als er die teutsche Hilfe nöthig hatte, um in Verein derselben mit seinen Truppen den Jarislav zu überwältigen. Die gutmüthigen Teutschen gaben ihm Hilfe, der Großfürst von Kiew wurde besiegt und Boleslav hatte seine Vasallenpflicht gleich wieder vergessen. Im Hintergrunde stand immer noch die Parthei des von seinem Herzogthume vertriebenen Heinrichs. Dieser reizte den Boleslav so lange zum erneuten Kampfe, als seine Verbannung dauerte. Daher kam auch der eigentliche Friede mit den übermüthigen Rebellen erst dann zu Stande, als dem verbannten Herzoge die Gewißheit wurde, wieder in seine Würde eingesezt zu werden, und als Boleslav sah, daß Jarislav immer wieder in sein Reich fiel, sobald er selbst es wagte, in Sachsen einzufallen.

Wie Ditmar sich äussert, war aber der Friede nicht zum Vortheile des teutschen Reiches ausgefallen; denn Boleslav blieb, was er war. Als jener aber im Jahre 1018 geschlossen wurde, war Heinrich II. schon seit 4 Jahren zum römisch-teutschen Kaiser gekrönt. Durch den ersten lombardischen Feldzug hatte Heinrich wenige Vortheile über seinen italienischen Nebenbuhler Arduin erreicht. Der König war abgezogen und Arduin war wieder gekommen. Die unruhigen Bischöfe wurden gezüchtiget, und Heinrich hatte zu Hause genug zu thun, eine scheinbare Ruhe zu erhalten. Italien konnte seine Sorge nicht sehr in Anspruch nehmen. Aber auch in Rom zeigte sich das alte Uebel fortan. Die dortigen Papstwahlen trugen meistens den Unfrieden mit sich. Patrizier und Klerus standen sich in ihren wechselseitigen Ansprüchen oft schroff gegenüber. Defters wurde zur Krönung der König nach Rom eingeladen. Er kam nicht. Dem frommen Monarchen, der sich lieber ein beschauliches als ein rauschendes öffentliches Leben gewünscht hatte, lag wenig an einer Kaiserkrone, die nicht allein für Teutschland so oft schon unfruchtbar

bar gewesen war, sondern sogar böse Früchte nicht selten getragen hatte.

Endlich gehorchte der fromme König dennoch den Einladungen Papstes Benedikts VIII. Das war im Jahre 1014. Ein Heerbann wird aufgeboten und Heinrich zieht mit demselben in die Lombardei. König Arduin vertheidigt sich in seinen Vestungen. Besiegt wird er nicht. Er läßt jedoch dem Könige sagen, daß er seine Krone niederlegen wolle, wenn man ihn mit einer angemessenen Entschädigung beehre. Heinrich will von Entschädigungen nichts hören. Er zieht nach Rom. Arduin hindert weislich seinen Zug nicht. Er weiß, daß Italien den Teutschen nicht lange zusagen kann und hofft auf ihren baldigen Rückweg. König Heinrich erscheint vor der päpstlichen Hauptstadt. Auf's Feierlichste wird er empfangen, und am 14ten Februar 1014 mit angemessenem Pompe sammt seiner jungfräulichen Gemalin in der Peterskirche gekrönt.

Von nun an ist also der teutsche König römischer Kaiser geworden. Vor dem Hauptportal der prächtigen Kirche hatte ihn schon der heilige Vater gefragt, ob er ein treuer Beschüzer und Vertheidiger der römischen Kirche sein wollte, und Heinrich hatte mit zerknirschter Seele Ja gesagt. Die Kaiserkrönung war demnach auch ohne Anstand erfolgt. Nach derselben sezte sich der Kaiser zu Gericht und entschied nach römischen Gesezen einige Rechtsfälle, um dadurch gleichsam zu beweisen, daß er der Oberherr von Rom sei; eine blosse Form, die wenig innere Bedeutung hatte, da die Römer nach dem jedesmaligen Abzug eines Kaisers dennoch thaten, was sie wollten.

Einige Tage hielt sich der Monarch noch in der päpstlichen Hauptstadt auf, da entstand unter dem Volke ein Aufruhr, der wieder durch die etwas derben Ansprüche der teutschen Soldaten, wie früher schon in Pavia, erregt worden war. Der Kaiser zieht daher schnell nach Teutschland zurück und hinterläßt den Italienern das Andenken an seine Schwäche. Arduin, der seine Hoffnungen dadurch eher erfüllt sah,

als er glaubte, kam also wieder aus seinen Schlupfwinkeln hervor und hauſete auf eine Art, die natürlich ſelbſt bei ſeinen Landsleuten Widerſtand finden mußte. Endlich wurde auch ihm der beſtändige Kampf, ohne das gehoffte Reſultat dadurch zu erreichen, zum Eckel. Er endete denſelben, ging in ein Kloſter und ſtarb ſchon im erſten Jahre nach dem Abzuge der Teutſchen.

So verfloſſen denn in Teutſchland die Jahre unter ſteten Kämpfen. Kam der Böhme nicht; ſo ſtörte dort ein hochmüthiger Graf den Landfrieden, hier widerſezte man ſich den königlichen Befehlen. Allein Heinrich II. war als einer der frömmſten Könige dennoch geehrt und der Teutſche fand ſich geſchmeichelt durch den Kaiſertitel ſeines Monarchen, wenn er auch wohl wußte, daß derſelbe wenig Früchte brachte. Zwar war Heinrich ſeit dem Abgange des Arduin im unbeſtrittenen Beſize der lombardiſchen Krone; allein die Lombarden regirten ſich, mit Ausnahme einer formellen Anerkennung teutſcher Oberherrlichkeit, ſelbſt. Es erwuchſen die Städte in Oberitalien zu blühenden Freiſtädten, aus denen die nachmaligen Republiken entſtanden, die der teutſchen Oberherrlichkeit auch den lezten Schimmer ihrer Gewalt nahmen. Uebrigens war der Zug zur Kaiſerkrönung noch nicht der lezte in Heinrichs Leben.

Im Jahre 1020 kam der heilige Vater Benedikt ſogar nach Bamberg, um den Kaiſer zu beſuchen. Auf's Prächtigſte wurde jener aufgenommen und bewirthet. Die Haupturſache jener Reiſe war aber eine neue Einladung an die Teutſchen, nochmal nach Rom zu ziehen; denn die griechiſche Macht in Unteritalien und die unausgeſezten Neckereien der Sarazenen ſchienen ſelbſt der päpſtlichen Hauptſtadt gefährlich zu werden. Im Jahre 1022 unternimmt der Kaiſer wirklich einen zweiten Zug und dringt unaufhaltſam in Unteritalien vor. Jeder Widerſtand wird beſiegt und die alten Verhältniſſe werden durch glänzende Frieden mit den einzelnen unter griechiſcher Oberherrlichkeit ſtehenden Fürſten vermittelt; den Normannen wird ein kleines Stück Land in Campanien angewieſen und der glorreiche Rückzug nach Rom bewerkſtelligt. Hier

brachen aber wieder Händel unter den Teutschen und Römern aus. Der Tod manches römischen Rebellen war die Folge. Der Kaiser aber zieht unter Verwünschungen der Italiener und nach grossen Verlusten, die sein Heer durch Krankheit betrafen, wieder heim. Die Unstetigkeit des teutschen Heerbanns war Ursache, daß Italien nie ein bleibender Besiz für den Kaiser werden konnte. Ein stehendes Heer gab es nicht. Sobald der Herbst kam, eilte der teutsche Soldat seiner Heimat gerne zu, um dort zu überwintern.

Die Idee Heinrichs, des Finklers, stehende Besazungen zu errichten, hatte im Feudalwesen, das in Teutschland und Italien mehr, als je, herrschend war, keinen Eingang gefunden. Daher kam es, daß die alten Unruhen immer auf's Neue hervorbrachen, wenn der teutsche Soldat mit seinen derben Forderungen abgezogen war. Kaum war Heinrich von seinem ersten Zug in's Vaterland zurück gekommen; so ergaben sich neue Unruhen in dem nachbarlichen Königreiche Burgund. Schon 1016 hatte König Rudolf durch einen geheimen Vertrag dem teutschen Kaiser auf den Fall seines (des Rudolfs) Todes die Nachfolge in Burgund zugesichert. Da aber jeder Nachfolger seine gültige Herrschaft nur aus den Händen der Stände holen konnte, diese aber zur Schliessung jenes Vertrages nicht beigezogen waren; so erkannten dieselben den Vertrag auch nicht an. König Rudolf war zwar der Oheim des teutschen Kaisers; allein Odo von Champagne war mit Rudolf durch seine Mutter in demselben Grade verwandt, wie Heinrich II. und war auch noch ein Eingeborner. Die Burgunder aber hatten keine grosse Lust, ihr Vaterland der Unabhängigkeit zu berauben und dasselbe unter teutschen Szepter zu stellen, wornach die Teutschen schon gar oft gestrebt hatten. Durch diesen Umstand bildeten sich Partheien und der Bürgerkrieg war die Loosung.

Heinrich II. sammelte sich immer mehr Anhänger und zog selbst gegen die ihm feindliche Parthei zu Felde. Sie wurde besiegt, König Rudolf kommt nach Mainz, übergibt seinem kaiserlichen Neffen Krone und Szepter und macht ihn

dadurch zum neuen Könige in Burgund. Das geschah im März des Jahres 1018, als eben auch der Friede mit dem Polenherzoge geschlossen ward. Allein diese neue Titulatur hatte wenig Werth. Der Aufruhr in Burgund war lange noch nicht unterdrückt. Heinrich führte zwar neue Truppen dahin, sie richteten jedoch wenig aus; denn er konnte ihnen keine Verstärkungen zuführen, da er eben den zweiten italienischen Feldzug unternommen hatte. Die Sache blieb daher bei'm Alten. Burgund erkannte die teutsche Oberherrlichkeit nicht an und der Neffe starb noch vor dem Oheim Rudolf.

Kaiser Heinrich II. starb zu Grona, am 13ten Juli 1024, an Erschöpfung seiner Kräfte. In der von ihm gestifteten Domkirche zu Bamberg wurde er begraben. Heinrich II. und seine Gemalin sind später von dem dankbaren Papste heilig gesprochen worden und werden von den Bambergern jezt noch als Stadt- und Landpatrone verehrt. Es ist nicht zu läugnen, daß Heinrich, troz seiner mangelhaften Gesundheit, dennoch ein nicht selten tüchtiger Regent war, mit gleichem Rechte ist aber auch zu sagen, daß Heinrich eher zum geistlichen Stande, als zu dem eines römischen Kaisers Beruf hatte. Dem sei, wie ihm wolle, Heinrich war dennoch oft mehr als ein anderer der Gebieter über die Fürsten des teutschen Reiches und genoß die Hochachtung seiner meisten Zeitgenossen. Sein frommer Hang zu Schenkungen und zu Einflüssen auf die religiösen Verhältnisse seines Vaterlandes sicherte ihm auch die Ergebenheit des größten Theiles vom Klerus. Er konnte daher oft Machtsprüche gegen weltliche Grosse ohne Kampf geltend machen. Seine Willkühr in Besezung der Herzogthümer sahen wir. Wie hier, so machte er es auch bei den Grafen. Benefizien ertheilte oder nahm er nach Laune. Niemand wagte es, ihm Einsprüche zu thun, so lange ähnliche Machtsprüche selten waren. Als sie aber häufiger wurden, fragte man entweder nichts nach ihnen, oder man begegnete ihnen mit Gewalt.

Daher kamen viele innere Zwistigkeiten, die den Landfrieden auf empfindliche Weise störten. Sobald der König wag-

te, die Besizungen eines Grossen an einen andern zu verleihen, entstand nicht selten offener Krieg zwischen dem alten und neuen Besizer und der König mußte zusehen, wie seine Machtsprüche zur Verheerung und zum Elende führten. Statt der Machtsprüche mußte der Monarch seine Zuflucht zu Vermittelungen nehmen und an Authorität zulezt verlieren. Bei Privathändeln stand ihm der Heerbann ohnehin nicht zu Gebot und mit seinem eigenen Korps von Milites reichte er in wenigen Fällen ganz aus. Dadurch aber wurde er gezwungen, von solchen Händeln, die er denn doch ursprünglich selbst erregt hatte, Umgang zu nehmen. Häufig waren Mord- und Todtschlag zwischen Gegnern solcher Art. Einige Fälle von Herausforderungen kommen auch schon vor.

So wurde Ditmar, der Bruder des Sachsenherzogs Bernhard, im Zweikampfe, selbst in Gegenwart des Kaisers, getödtet, ein Beweis, daß die Herausforderung selbst nur in Folge richterlichen Urtheiles vorgenommen wurde. Uebrigens fanden solche Zweikämpfe selten statt; denn man stritt sich gewöhnlich, ohne vorhergegangenes Urtheil, nach Sitte des Faustrechtes und ohne Unterschied zwischen Geistlichen und Weltlichen. Raub und Mord waren daher keine seltene Sache. Einem Gegner suchte man heimlich und öffentlich zu schaden und die Moralität des Volkes fiel immer mehr, statt zu steigen. Heinrich wurde nun freilich gezwungen ein Landfriedensgesez zu erlassen; allein dasselbe wurde in den wenigsten Fällen und da nur dort gehalten, wo der Kaiser dem Gesеze auch die Gewalt beizufügen vermochte.

Der Bischof von Worms und der Abt von Lorsch trieben das Unwesen lange Zeit fort, bis der König endlich ein entscheidendes Manifest erließ. Dasselbe sagt unter Anderem: „wir haben vernommen, daß der Bischof von Worms und der Abt von Lorsch eine vieljährige verderbliche Feindschaft gegen einander hegen, und dadurch zwischen beiden häufiger Mord und Todtschlag entstanden ist. Nachdem wir nun den Rath unserer Getreuen über diesen Streit eingeholt haben, so haben wir beschlossen, daß unser zu diesem Zwecke abgeord-

nete Kammerbote, mit Beiziehung der Advokaten beider feindlichen Partheien, das bestehende Uebel gänzlich vernichte. Demnach befehlen wir, daß dem Anführer einer bewaffneten Rotte, der in das Land des Anderen einfällt, mordet und plündert, Brand anlegt und verheert, die beiden Backen mit glühenden Eisen gebrandmarkt werden sollen und seine Untergebenen sollen Haut und Haar verlieren."

Die Advokaten wurden freilich für die Vollziehung dieses im Jahre 1023 erlassenen Befehles verbindlich gemacht; allein ihnen mußte ja an einer wirksamen Entscheidung des eigentliches Streites weit mehr liegen, als an einer eigenmächtig gemachten Drohung, die überdies noch eine Strafe gebot, welche die eine Parthei an der anderen vollziehen sollte. Der Streit dauerte also bei kurzen Unterbrechungen fort; denn der fromme Kaiser hatte nie gewagt, die Person eines Priesters selbst, die doch zunächst der Grund des verheerenden Kampfes war, zu bestrafen. Daß sein Ansehen tief gesunken sei, wußte der Monarch wohl und er beklagte sich deßhalb gegen seine Umgebung oft auf bittere Art. Die eigentliche Ursache des Uebels erkannte er freilich nicht, weil dieselbe in ihm selbst gelegen war.

Was mußten die Grossen von ihrem Kaiser halten, als sie wußten, daß derselbe in Verdün sich zum Mönchsbruder hatte machen lassen? Welche Begriffe von dem Monarchen und seinen Regirungstalenten mußten aber besonders die weltlichen Grossen hegen, als sie sahen, daß derselbe das eigentliche Königsgut an Priester, so zu sagen, verschleuderte. Da gab es keinen Bischof, keinen Abt, bei dem der Kaiser nicht eingekehrt und wo er nicht zu seinem grösseren Seelenheile Schenkungen hinterlassen hätte. Zulezt nahm aber die Unersättlichkeit der kirchlichen Vorstände so sehr zu, daß der Monarch beinahe Nichts mehr zum Schenken hatte. Daher gebührte dem frommen Heinrich auch mit Recht der Beinamen Mönchsvater; denn keiner hat für die Kirche mehr geleistet, als er, und er hatte es sich zur besonderen Aufgabe seines Lebens gemacht, alles Mögliche derselben zu schenken, in der

Ueberzeugung, daß er nur dadurch sich sein Seelenheil in der anderen Welt sichern könne. In diesem einträglichen Glauben bestärkte der kluge Klerus natürlich gerne den gemüthskranken König und seine Kunigunde.

So sagte ihm der Bischof von Paderborn bei Gelegenheit einer wiederholten Bitte um neue Schenkungen, er sei ein glücklicher Monarch; denn er könne sich für irdisches Gut die ewige Seligkeit eintauschen, und die Bitte wurde erhört. Wo ein solcher Glaube in einem fürstlichen Gemüthe wurzelt, kann natürlich von einer durchgreifenden Regirung nicht die Rede sein. Uebrigens verband der König bei seinen Schenkungen mit der frommen auch eine politische Absicht. Die Kirche oder vielmehr ihre Vorsteher wollte er sich durch ertheilte Reichthümer zu Kriegsdiensten mehr verbindlich machen, weil er wohl wußte, daß die Weltlichen nicht immer gerne seinen Fahnen folgten. Allein er bedachte dabei seine Nachfolger nicht, er bedachte nicht, daß die Hierarchie eben so gut und noch besser, als die weltlichen Vasallen, das Kronansehen gefährden könnte. Sein politischer Scharfsinn in diesem Betreff ermangelte daher durchgehends einer gediegenen Kombinazion.

Heinrich war und blieb als Regent einseitig und schwach. Unter allen früheren Königen hat keiner der Hierarchie mehr Vorschub geleistet, als Heinrich II. und seine Gemalin, die heilige Kunigunde. Es war kein günstiges Verhängniß, daß dieser sächsische Sprosse auf den teutschen Thron kam, und im Grunde war beinahe nur seine Schwäche Ursache seines Bleibens auf demselben. Schwäche war der durchgreifende Zug aller seiner Handlungen; darum weiß auch die Geschichte ihm nichts zu danken, was dem Vaterlande oder selbst seiner Krone zum Vortheile gewesen wäre. Er beförderte die Uebel, welche nach ihm auf gewaltsame Weise über unser Vaterland hereingebrochen sind. Hätte Teutschland nur drei solche Könige gehabt; so hätte es wenig weltliche Fürsten mehr gegeben.

§. 80.

Rückblick auf das fünfte Buch.

So strömen denn die Wogen der Zeit immer ferner von ihrer fluthenden Quelle, die teutsche Geschichte wird immer älter und das teutsche Volk schreitet immer langsamer vorwärts, als hätte ein unheilvolles Geschick eiserne Fesseln an seine Füsse geschmiedet. Es gibt Leute, welche behaupten, das Mittelalter trage einen sehr ehrwürdigen Charakter an sich, als wenn die Unwissenheit, der Eigennuz und die Schwäche, der Aberglaube und die Rohheit je einen Anspruch auf Ehrwürdigkeit gehabt hätten. Da liegt es vor uns das Vaterland, gekettet an eine zwitterartige Freiheit, an das Feudalwesen, wie der Stein des Anstosses an das Leben des Menschen; gekettet an eine eigennüzige Hierarchie, deren Unersättlichkeit über Jahrhunderte hinwegschritt. Es ist denn doch die schönste Aufgabe aller Staaten, vorwärts zu schreiten auf der Bahn des Besseren, auf dem Wege der Vervollkommnung; denn diese Aufgabe hat der allweise Schöpfer seinem ganzen Universum eingehaucht: und nun, wie ist diese Aufgabe bis Jezt gelöset worden? Sind die Teutschen des eilften Jahrhunderts besser, in moralischer und politischer Beziehung vollkommener geworden, als sie es waren im ersten Jahrhundert? Klingt denn wirklich die Sage von der Großartigkeit des teutschen Volkes so schön, als uns unvorsichtige Vaterlandseiferer ausposaunen? Das ganze Buch der unpartheiischen Menschengeschichte liegt vor uns aufgeschlagen; seine Blätter erzählen uns von dem großartigen Welthandel der Phönizier, von der majestätischen Philosophie der Aegypter, von der nie übertroffenen allseitigen moralischen und politischen Grösse der Griechen und Römer, und nun vergleichen wir die bisherige Geschichte unserer Ahnen mit den Ereignissen solcher hochberühmten Nazionen und rufen: das teutsche Volk ist großartig!

Die Geschichte eines an grossen Anlagen reichen Volkes soll kein Kinderspiel sein, sonst müssen wir glauben, die Spieler gehören auch unter die Klasse der Unmündigen. Mündig

sind die Teutschen bis Jezt noch nicht. Es dehnt sich noch die alte Verwirrung über die teutschen Gauen aus; die alte Zwietracht, genährt durch eine bastardische Gesezlichkeit, haust noch im Vaterlande; der Aberglaube streckt seine schwarzen Fittige noch immer über die selbst klügeren Häupter des Volkes; noch immer ist die teutsche Krone ein Geschenk des Glückes, der Macht oder des Zufalls; Italien ergözt sich noch immer an den Neckereien kräftiger Slaven gegen plumpe Germannen und lacht sich in's Fäustchen, wenn ein titelsüchtiger König nach Rom geht und sich eine Kaiserkrone holt, um bald wieder heim zu gehen, oder das junge Leben so bald, als möglich, zu verlieren.

Wir haben sie gesehen, die sächsischen Monarchen, einige mit dem beßten Willen, aber gehindert durch eine auf allen Wegen beschränkende Verfassung, die redlichsten Absichten durchzuführen. Die Natur säugt das Kind; den niederen Menschen beherrscht der Despot; den höheren leitet ein väterlicher Monarch; der Höchste sich selbst. Dieser Saz ist eine unabweisliche Nothwendigkeit im Staatsleben, eine Nothwendigkeit, die man, wenn man sie nicht fühlen will, doch wegen ihres praktischen Werthes anerkennen muß. Sich selbst zu leiten, die Freiheit in ihrer ganzen Ausdehnung zu handhaben, dazu standen die Teutschen viel zu tief. Und doch sagt man, sie seien frei gewesen. Ein Monarch ließ sich aus ihrer Mitte bei einer halb barbarischen halb zivilisirten Verfassung nicht denken. Für sie gehörte eine unumschränkte Herrschaft, eine einheitliche kraftvolle Regirung, die bei selbst wenig gutem Willen für das Beßte der teutschen Nazionen mehr Ersprießliches geleistet haben würde, als alle die glänzenden Königs- oder Kaisertitel, die in der That zu nichts Weiterem fruchteten, als dem vielköpfigen Volke einen einzigen Namen zu geben.

Die teutsche Verfassung war weder ein Republikanismus noch ein Monarchismus. Es gab wohl einen König, aber seine Macht war eine geliehene; er hing von den geistlichen und weltlichen Herren des Reiches eben so gut ab, als wie

sie von ihm. Wollte er selbstständig regiren, so hätte er die Grossen gegen sich gehabt; regirte er unselbstständig, so lief er Gefahr, seine Krone zu verlieren. So schwankte der königliche Kahn immer zwischen Sein und Nichtsein, zwischen einem Provisorium und Definitivum, zwischen Wahrheit und Lüge. Tausend Herren gab's und Einer beschränkte den Anderen in Ausübung seiner Rechte.

Nicht genug aber, daß dieses lose Hin- und Herschwanken in Teutschland allein genährt wurde, nicht genug, daß die teutsche Staatsverfassung den Keim der Volkszwietracht allenthalben in sich trug, man suchte auch Italien mit in den Reichsverband insoferne aufzunehmen, als der teutsch-römische Kaiser zugleich auch König der Lombarden sein wollte, nur um die Verwirrung zu vermehren und zulezt einen hierarchischen Einfluß von Rom herüber zu holen, der nicht selten alle Kronheiligkeit teutscher Könige profanirte. Sonderbar, aus dem Feudalwesen entwickelte sich in Italien der unreife Republikanismus und aus diesem wieder der Monarchismus, aus dem Feudalwesen der Teutschen allein der Monarchismus. Keine Verfassung gibt es, die verderblicher auf die Einheit, Selbstständigkeit und Zivilisirung eines Staates wirken konnte, als das Feudalwesen mit seiner Heerbannsverfassung. Das Feudalwesen war ein den alten germannischen Zeiten abgedrungenes, mit Romanismus, Frömmelei und modernisirten Ideen nothdürftig ernährtes und geschmücktes Kind, welches dem Mächtigeren die Freiheit gab, dem Niederen sie raubte.

Eine solche Verfassung, wo jeder Herr zunächst nur seinen Vortheil sucht, kann für die moralischen Eigenschaften eines Volkes nur verderblich sein. Freilich ist das teutsche Volk auch in der vorerzählten sächsischen Periode fortgeschritten, hat seinen Werth unter den Völkern der Erde erhöht, aber nur seinen politischen; denn von moralischen Kenntnissen, von höherer Sittlichung treffen wir auch nicht die geringste Spur. Da stehen sie die Ottone, gereizt von Ehrgeiz und Machthaberei, beschränkt und befehdet von ihren eigenen Familienmitgliedern, stolz auf ihre Ahnen, strebend nach thö-

richter Grösse, ohne Rücksicht darauf, ob diese Grösse auch ihren Völkern nüzlich sei, oder nicht.

Otto I. begann seine Regirung nicht dort, wo der Vater endete; sondern wo derselbe anfing; gehaßt von seinem Bruder, geneckt von seinen Fürsten, lebend in steten Kriegen oder auf italienischen Feldzügen. Otto II., eine Puppe, mit welcher die Weiber ihr Spiel trieben; Otto III., ein Kind, das nie anfing, mündig zu werden, und zulezt Heinrich der Heilige, der Mönchsvater, der seine Regirung über seinem Seelenheile vergaß. Wie sehr vermißt man jezt einen Karl den Grossen, mit seiner schlauen Politik, oder einen Heinrich, den Finkler, mit seiner gediegenen Seelengrösse, die allen Partheien das Gewicht der Gerechtigkeit entgegen zu halten vermochte! Wohl sah der Finkler ein, daß die teutsche Feudalverfassung allen großartigen Fortschritten des Volkes nach Innen und Aussen in den Weg trete, daß das Institut des Heerbanns für die Vertheidigung des Vaterlandes gegen äussere Feinde keine vollkommene Maaßregel sei. Daß er dieses wohl wußte, zeigen seine gediegenen Plane, seine scharfsinnige Politik, die der Habsucht geistlicher und weltlicher Stände nur so viel gab, als durchaus nöthig war, um ihrer furchtsamen Ergebenheit versichert zu sein.

Obgleich aber die sächsische Periode so Vieles zu wünschen übrig läßt, wenn wir einen allgemeinen Maaßstab an die Bildungsgeschichte des teutschen Volkes anlegen; so können wir doch nicht umhin, auch auf so manches Gute zurückzuschauen, welches durch die Bemühungen einzelner Regenten aus Witichindischem Stamme erzeugt worden ist. Ein grosser Plan lag, mit Ausnahme Heinrichs, des jungfräulichen Gatten, allen Ottonen vor der Seele; dieser Plan war die Erreichung einer Erbmonarchie. Nur durch eine Erbmonarchie konnte sich in der Folge auch eine unabhängige Königsmürde bilden, und diese that dem teutschen Volke sehr noth. Wozu auch die Herzoge? Sie hinderten in tausend Fällen die Einheit des Regimentes und schadeten dem Ganzen mehr, als sie nüzten.

Das Glück begünstigte unter den drei Ottonen jenen Plan, aber mit dem Aussterben der älteren sächsischen Linie trat wieder das Wahlrecht der einzelnen Nazionen hervor, welches wieder Alles in die Zeit Konrads I. zurück versezte. Es tritt das Wahlrecht sogar bei einzelnen Nazionen, in Beziehung auf ihre Herzoge, wieder ein und wir stehen am Schlusse des vorerzählten Zeitraums in derselben unangenehmen Lage für die Gesammtinteressen des Volkes, wie wir in derselben nach dem Tode des lezten Karolingers standen. Alles ist wieder provisorisch und wir sehen auch recht gut ein, daß dieses Provisorium nach Umständen länger, als wir hoffen, bleiben werde. Eine absolute Erbmonarchie zu erreichen, ist in einer alle königliche Gewalt beschränkenden Feudalverfassung eine schwierige Aufgabe.

Nicht genug aber, daß die teutschen Könige sich von ihren eigenen Herzogen abhängig sehen mußten; Heinrich II. versprach sogar vor seiner Kaiserkrönung dem Papste, ihm und seinen Nachfolgern in allen Stücken getreu sein zu wollen. So lange freilich diese Treue sich nur auf geistliche Dinge bezieht, was wohl Heinrich zunächst nur vor Augen gehabt haben konnte, ist dagegen wenig einzuwenden. Allein die Päpste haben dieses Versprechen später auch in weltlichen Dingen hervorgesucht und dasselbe feudalisirt. Ich will dem Papste in allen Stücken treu sein, hieß bald: ich bin der Vasall des Papstes, und eine solche Interpretazion konnte dem römisch-teutschen Kaiser nur gefährlich sein. Gefährlich für den Umfang und die freie Bewegung seiner Macht waren aber auch die übertriebenen Schenkungen an die Kirche. Hierin gefielen sich besonders die im vorstehenden Buche bezeichneten Kaiser. Sie bedachten eben, weil sie nicht nach einem sicheren Erbrechte regirten, nicht, daß in der Folge die materielle Macht nur in die Hände der Hierarchie komme, und daß diese dieselbe zum Untergange der weltlichen Herrschaft benüzen könnte, um in Teutschland gewissermassen eine profane Theokratie zu begründen, bei welcher nur die Religion des Volkes sich verschlimmerte, statt verbesserte.

Der Hauptzweck, die weltliche Gewalt durch eine erweiterte geistliche zu beschränken, wurde demnoch nicht erreicht, und wo er erreicht worden ist, hat er dem Königthume keine guten Früchte gebracht. Die Herzoge waren durch die von Heinrich, dem Finkler, wieder eingeführten Pfalzgrafen ohnehin genug beschränkt und eine weitere Beschränkung derselben wurde gar oft nur den Königen selbst gefährlich; denn wie das Reichsgut überhaupt, so wurde dasselbe auch in den Herzogthümern gar oft vermindert, die Kirchen bereichert, die Grafen aber arm gemacht. Daher kam es auch, daß beim Heerbann sogar die Bischöfe und Aebte, obgleich es sich mit dem Christenthume nicht verträgt, Heeresfolge leisten mußten, und dadurch die von Karl, dem Grossen, eingeführte Exemzion der Geistlichen vom Kriegsdienste aufhörte.

Daß solcher Umstand nicht auf's Vortheilhafteste für die Frömmigkeit des Volkes gewirkt habe, ist klar; denn es sieht nicht gut aus, weder in diesem noch jenem Jahrhundert, wenn die Apostel des Friedens das Schwert in ihren Händen tragen und neben dem unblutigen Opfer auch ein blutiges verrichten. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß auch der Klerus rühmliches Wirken im Reiche gehabt habe. Die oft, besonders unter Heinrich II., abgehaltenen Synoden trugen das Ihrige zur Verbesserung der Gesezgebung, des Landfriedens und der Sittlichung des Volkes bei. Troz aller Bemühungen konnten sie aber freilich dem tief gewurzelten Uebel der Unmoralität nicht steuern, weil selbst die Grossen sich nicht entblödeten, der Leidenschaftsgöttin zu huldigen.

So waren das Concubinat und die Entführungen nicht selten. Nicht selten waren auch unerlaubte Ehen. Mit vieler Sorgfalt vermehrte man die Festtage, die Verehrung der Heiligen wurde besonders mit grossem Wucher gepflegt. Wallfahrten hat besonders Heinrich II. sehr geliebt. Der Einfluß der Priester auf die heimlichen Sünder wurde durch die Ohrenbeichte oft auf wohlthätige Weise vermehrt. Was dem Richter als Verbrechen wegen Furcht vor Strafe nicht vertraut werden konnte, vertraute man dem schweigsamen Beichtstuhle

an. Durch die Gerichtstage und Wallfahrten wurde Handel und Wandel belebter, als je. Daher vermehrten sich auch die Reliquien der Heiligen. Man holte sie durch theuere Summen oft aus Italien, um durch ihre Wunderthätigkeit einträgliche Märkte oder Messen zu bekommen. Die Städte gewannen im voranstehenden Zeitraum an Umfang und Wohlhabenheit und der Grund zu dem später einflußreichen Bürgerthum war gelegt. Der Residenzen wurden immer mehrere, die Herren nahmen zu; die Freiheit des Volkes ab. Zwar wurden, besonders in Sachsen, Unterrichtsanstalten gegründet und die teutsche Sprache gelehrt; aber das Versäumte war nicht mehr einzubringen. An dem ganzen Staatsgebäude nagte der Wurm des Interesses und der Habsucht. Und doch ist es nicht untergegangen. So läutert die Vorsehung die Völker zur Wahrheit, wenn sie dieselbe auch viele Jahrhunderte hindurch kennen zu lernen nicht im Stande sind.

Sechstes Buch.

Teutsche Kaiser aus fränkischem Hause.

Von 1024 — 1125.

Wüthend kam ein Orkan am Gebirg' her!
Die Esche, die Tann' und Eiche brach,
Und mit Felsen stürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt' des Gebirgs.

Sechstes Buch.

Teutsche Kaiser aus fränkischem Hause.

Von 1024 — 1125.

§. 81.

Einleitung.

Der Zweck der teutschen Könige war bisher, ihre Macht in ihren Familien erblich zu machen. Diesen Zweck zu erreichen, besezte man die teutschen Herzogthümer theils mit Mitgliedern der königlichen Familie, theils zog man sie durch Heirathen in die Verwandtschaft mit dem Königshause. Um dem Königshause selbst aber mehr Glanz zu verleihen, wollten die Vorsteher desselben ihren Einfluß auf Italien auch nicht fahren lassen, und Otto III. hat sich offen darüber ausgesprochen, daß es seine Absicht sei, das weström̃ische Kaiserthum nicht blos dem Namen, sondern der That nach herzustellen. Wir untersuchen nicht, ob dieser Gedanke chimärisch war oder nicht, aber er hat viel Unheil über Teutschland gebracht. Der Kaiser hatte immer an dem Papste einen gewichtigen Gegner, sobald es jenem einfiel, seine Herrschaft in Rom über diesen zu stellen. Ein solcher Kampf, wie er von der hierarchischen Gewalt gegen die weltliche nur immer geführt zu werden vermag, wird nun bald beginnen. Heinrichs II. Ausspruch: dem

Papste und seinen Nachfolgern in allen Stücken treu sein zu wollen, wird lockender für Rom. Es fehlt nur noch ein Gregor VII., und die Katastrophe ist herbeigeführt. Freundlicher sah es auch nicht im Innern des Vaterlandes aus. Nach dem Tode Heinrichs II. war auch die jüngere Linie der Sachsen verschwunden. Die Verhältnisse sind dieselben, wie nach Ludwig dem Kinde. Nur ist das Wahlrecht der Fürsten gesezlicher, da dasselbe schon mehrmal, wenn auch nicht immer seiner vollen Bedeutung gemäß, in Ausübung kam. In loser Verbindung mit der teutschen Oberherrlichkeit stehen noch immer die slavischen Stämme. Mächtiger, als je, ist die geistliche Gewalt. Das Sittenverderbniß ist eher im Zunehmen, als im Abnehmen. Das Volk ist lenksam, lenksamer für die Hierarchie, als für die Fürsten. Und nun wollen wir die Ereignisse der folgenden Periode kennen lernen. Ereignisse, deren Folgen noch im neunzehnten Jahrhundert bedeutend sind, und es vielleicht noch weit länger bleiben werden.

§. 82.

VII.

Konrad II., Kaiser.

1024 — 1039.

Heinrich II. war kinderlos gestorben. Das Erbrecht seiner Dynastie war erloschen. An die Stelle desselben trat die Wahl. Niemand unter den Fürsten von Teutschland konnte ausschliessend Anspruch auf die teutsche Krone machen. Jeder glaubte, derselben würdig zu sein. Wenn die teutschen Fürsten ihre Unabhängigkeit ganz behaupten wollten; so bedurften sie keines Königs. Wollten sie weniger unabhängig sein, aber die Existenz der Gesammtwürde des Reiches nach Aussen zunächst nicht gefährden, so war ihnen ein König nöthig. Die bisherige Verfassung, das Feudalwesen forderte ihn. Der neue König durfte aber nicht zugleich ein mächtiges Herzog-

thum besizen und dasselbe als König beibehalten; denn dadurch konnte seine Hausmacht für die grossen Vasallen gefährlich werden.

Blicken wir im teutschen Reiche umher; so finden wir neun Herzogthümer, die theils im vesten, theils im leichteren Verbande mit der Centralregirung bisher standen. Es sind Polen, Böhmen, Sachsen, Bajern, Kärnten, Schwaben, Niederlothringen, Franken und Oberlothringen. Polen war slavisches Land und begriff die Striche zwischen der Weichsel, Warthe und Oder. Nicht vest war seine Abhängigkeit vom teutschen Reiche. Die beständigen Slavenkriege haben das kaum entstandene Band bei kurzen Unterbrechungen wieder zerrissen. Böhmen mit Einfluß von Mähren, welch lezteres manchmal selbstständige Fürsten hatte, zahlte einen geringen Tribut an den Kaiser. Boleslav hat bewiesen, daß er auch einem solchen Oberherrn durch List und Gewalt Widerstand zu leisten vermöge. Einen Slaven wollten die Teutschen gewiß nicht zu ihrem Könige nehmen. Sachsen hatte bisher dem teutschen Throne einige tüchtige Könige gegeben; aber der Herzog dieses Landes besaß grosse Freiheiten, ein tapferes und ergebenes Volk. Sachsen um eine Königswürde umzutauschen war keine gar sehr lockende Aufgabe. Neben Sachsen bestand die Markgrafschaft Meissen. In seinem Verbande lag das frühere Herzogthum Thüringen, die beide wohl nicht ihre Wünsche bis zum teutschen Königsthron erheben werden. Bajern ist das bedeutendste Herzogthum in dem teutschen Vaterlande. Die Luxemburger verwalten dasselbe. Daß der Herzog dieses Landes als Kronkandidat auftrete, ist klar. Nur möchte er neben der Königswürde auch die herzogliche Fahne beibehalten und diese zwei Dinge würden ihn für die anderen Fürsten zu mächtig machen. Ein König ohne Land ist aber immer noch nicht so viel werth, als ein König mit Land, oder selbst ein Herzog mit demselben.

Kärnten ist ein abgelegenes slavisches Herzogthum, welches allerdings auch Ansprüche auf die Königswürde machen kann, da seine politische Bedeutung von geringer Natur, seine

Herzoge aber mit der sächsischen Dynastie weiblicherseits verwandt sind. Unter den Kronbewerbern kann aus gewichtigen Gründen auch Schwaben sein. Allein die Herzoge waren im Innern noch zu unabhängig, um neben der ersten auch die zweite Würde erhalten zu können. Nieder- und Oberlothringen, mit Einschluß von Friesland, hatten die Königswürde nie besessen und man wollte doch gerne wieder auf ein Haus die Wahl lenken, welches schon einmal zum teutschen Throne erhoben gewesen war. Franken war aber ein solches Haus. Dieses Herzogthum, früher das wichtigste im Vaterlande, war durch die Schenkungen der Könige an die Kirche in politischer Beziehung schon so tief herabgekommen, daß es den Namen eines Herzogthums beinahe nicht verdiente. Schon seit Konrad, dem Otto I. Lothringen zur herzoglichen Verwaltung überlassen hatte und den Titel Herzog von Franken lieh, war es gesunken. In seine Landestheile hatten sich Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte getheilt und dadurch die Macht des Herzogs bis zur beschämendsten Tiefe erniedrigt. Konrad I. war einmal aus fränkischem Hause gewesen; jezt hieß der fränkische Herzog wieder Konrad. Daß die Wahl auf ihn falle, ist sehr möglich. In politischer Beziehung ist er den übrigen Fürsten unschädlich, und daß er es bleibe, konnte man strenge Wahlbedingungen fordern.

Also ein König sollte wieder gewählt werden. Selbst die kleineren Fürsten mußten wegen ihrer Furcht vor den grösseren ein Oberhaupt sehr wünscheu. Auch die Kirche sehnte sich nach neuen Schenkungen. Nur war man über den Gegenstand, über die Person der Wahl nicht einig. Vorerst wurden daher in diesem Betreffe Briefe zwischen kleinen und grossen Fürsten gewechselt. Eine Menge Boten durchzogen das Land. In jedem Herzogthume wurden Berathungen gehalten, Vorschläge gemacht und verworfen. Die Sachsen mochten wohl ihren Herzog Benno zum Könige gemacht wissen; allein Benno stand für seine Person wegen der Abhängigkeit von seinen Grossen weder bei diesen noch bei den anderen Fürsten in vorzüglicher Achtung. Der Herzog von Bajern, Heinrich, war für die Königswürde zu

alt, der Herzog von Schwaben, Ernst, noch zu jung, weil derselbe unter Vormundschaft stand.

Unter Allen war der Würdigste Konrad von Franken, der Aeltere. Er war ein Enkel der Tochter Kaiser Ottos I. und sein Großvater war Konrad gewesen, jener tapfere Krieger, der in der Ungarnschlacht gefallen war. Der Enkel leitete seine Ahnen bis zu Karl dem Grossen und noch weiter hinauf. Sein Geschlecht nannte man das salische oder die Waiblinger. Konrad war als Mensch und Fürst gleich gerühmt. Die geistlichen Fürsten, deren Länder in seinem Herzogthume lagen, begünstigten seine Ansprüche auf den Königsthron und warben seiner Parthei Anhänger. Allein es gab zwei Konrade. Beide waren Brüderkinder. Beide waren Herren in Franken. Der Eine und jüngere führte den Titel Herzog, der Andere und ältere den eines Grafen. Auf den älteren dachte man zunächst; aber auch der jüngere hatte seine Anhänger. Mochte die Wahl auf diesen oder jenen fallen, so schien ein Krieg vor der Thüre zu sein. Das erschwerte die Wahl selbst.

Alle Fürsten waren einverstanden, einen von ihnen zu wählen und versammelten sich deshalb unter ihren Schaaren in der Nähe von Mainz. Bei Kamb lagerten sie rechts und links des Rheins. Zunächst berathschlagte man, wie ein Bürgerkrieg nach vollzogener Wahl zu verhüten sei. Da trat Konrad, der Aeltere, zum Erstaunen aller Anwesenden hervor, ging auf den Jüngeren zu, umarmte ihn, gab ihm den Kuß des Friedens und bat ihn, die Wahl frei vor sich gehen zu lassen, und wenn sie vollzogen sei, den Gewählten anzuerkennen. Der Jüngere, durch eine solche Freundlichkeit überrascht, versprichts, und die Heere jauchzen Beiden ihren Beifall zu. Der Erzbischof Aribo von Mainz, als Erzkanzler, ließ nun sogleich zur Wahl schreiten, um die günstige Stimmung für seinen Kandidaten, den älteren Konrad, zu benüzen. Einstimmig wird dieser zum Könige gewählt. Selbst Konrad, der Jüngere, gibt dem Vetter seine Stimme, da er von dem schnellen Vorfalle sich überrascht sieht. Die Kaiserin Wittwe liefert die Reichsinsignien aus, die Fürsten schwören den Eid der

Treue, der Erzbischof Aribo krönt und salbt den neuen König und die teutschen Völker ziehen wieder in die Heimat, nachdem sie den König Konrad nach kriegerischer Sitte jener Zeit auf ihre Schilder gehoben und dem Volke gezeigt hatten. Der neue König war vermählt mit einer burgundischen Prinzessin Gisela, diese aber war ehemals verheirathet gewesen an den Herzog Ernst von Allmannien. Gisela und ihr Gemal waren jedoch im vierten Grade verwandt. Eine solche Ehe war nach kanonischen Sazungen verboten. Schon Kaiser Heinrich II. hatte oftmals seinen Aerger über das ehliche Band des stolzen Grafen Konrad von Franken mit der Gisela ausgesprochen, die Geistlichkeit hatte sogar den Kirchenbann über dasselbe hergedonnert; allein unser Kuno fragte nach allen dem Nichts. Er liebte seine Gemalin, sie ihn, und diese Liebe ließ ihn alle Hindernisse, die man seinem Hausfrieden in den Weg legen wollte, überschauen und verachten. Im ganzen teutschen Reiche hatte Kuno keinen Herrn, als Gott. Der König besaß in ihm keinen Vasallen, sondern er sah in dem Grafen einen stolzen Fürsten, der seine Ahnen weiter hinauf zählte, als der König, und dessen Güter insgesammt Allodialgüter waren, also keine Vasallenpflicht, folglich auch kein Abhängigkeitsverhältniß vom Monarchen auf sich haftend hatten.

Kuno war ein freier Mann, zufrieden mit dem Wenigen, was er besaß, wohlthätig gegen seine Untergebenen, verträglich und freundlich gegen seine Nachbarn, daher auch von Allen geliebt und von seinen Feinden gefürchtet. Ein solcher Mann nur konnte ein König werden. Zum Vasallen war er nicht geboren. Jezt lastete aber auf diesem Könige der Kirchenbann. Er sollte seine geliebte Gisela verstossen, weil er keine Dispenz zu seiner Verehlichung sich erholt hatte. Ein König, wie Konrad II., weiß auch das Versäumte wieder einzubringen. Der Kirchenbann wird mit Hilfe einiger Versprechungen an die strengen Väter gelöset und auch des Königs Gemalin Gisela wird vom Erzbischofe Pilegrin von Köln gekrönt. Unter den Frauen ihrer Zeit stand sie durch Klugheit und Tugend, wie ihr Gatte unter den Männern, oben

an. Als eine ächt teutsche Hausfrau wußte sie ihrem Gatten das Leben angenehm zu machen, und durch verständigen Rath manchen wohlthätigen Einfluß auf desselben Gemüth zu üben und zu behaupten.

So stand denn wieder an der Spize der Regirung, welche vom Tode Kaiser Heinrichs II. die Kaiserin Wittwe Kunigunde und ihr Bruder Heinrich von Bajern geführt hatten, ein kraftvoller Fürst, von dem das müde Vaterland Erholung und Gedeihen hoffen konnte. Konrad verband mit einer klug berechnenden Politik Verstand und wohlthätige Erfahrung. Er hatte die losen Verhältnisse der Kleinen und Grossen unter Heinrich II. wohl bemerkt, er wußte genau, daß der Landfriede durch eine schwache Regirung gefährdet worden sei; daß man aber diesem Frieden zunächst auf die Beine helfen müsse, sah er als seine erste Aufgabe an.

Um alle Reichsvasallen und sonstige freie Leute mit seinem hohen Amte zu versöhnen, hatte er schon vor seiner Krönung eine allgemeine Amnestie oder Vergessenheit des Vergangenen ausgesprochen. Diese Amnestie erstreckte sich auch auf seine früheren persönlichen Feinde geistlichen und weltlichen Amtes. Ferner hatte er sich anheischig gemacht, keinem der königlichen Milites das von seinem Großvater auf ihn gekommene Lehen zu entziehen, wie es bisher ganz ohne alle Politik der Fall gewesen war. Durch diese kräftige Wahlbedingung wird der Besiz eines Lehens fortan gesichert und erblich, dadurch aber viele Begünstigung auch für die Erblichkeit der Königswürde erworben. Zudem erwarb ihm diese Maaßregel auch noch die besondere Anhänglichkeit der dabei Betheiligten. Der Geistlichkeit wußte er sich, wenn auch nicht durch Schenkungen, nach Maaß seiner Vorfahren, doch auf andere Art gefällig zu erzeigen. Er begünstigte ihren heilsamen Einfluß auf die Berathung der Reichsangelegenheiten, oder theilte sparsame Gaben an sie aus, die eben deswegen immer den Reiz der Neuheit behielten. Konrad war mit einem Worte der rechte Mann für den teutschen Thron und nun wollen wir sehen,

wie sich die Ereignisse unter seiner funfzehnjährigen Regirung gestalteten.

§. 83.

Politische Ereignisse unter Kaiser Konrads II. Regirung.

Es war immer eine zweckmässige Sitte für jeden teutschen König, in den einzelnen Provinzen des Reiches herum zu reisen, dieselben kennen zu lernen, ihre Bedürfnisse zu erspähen, sich mit denselben bekannt zu machen und auf diese Weise sich Erfahrungen im Kleinen zu sammeln, um sie im Grossen anwenden zu können. Daher hatte ein teutscher König keine bestimmte Residenz. Er hielt sich bald auf dieser oder jener Burg, bald in dieser oder jener Stadt auf. Auch König Konrad II. machte nach dem Antritte seiner Regirung eine solche Reise. Sogar bis an die slavische Gränze ist er gekommen. Bajern und Schwaben hat er besucht. In Aachen hat er sich auf den Königsstuhl gesezt. Wo er hingekommen war, ließ er sich huldigen, nahm den Eid der Treue an, und nun ist die Reise vollendet.

Konrad sieht sich auch veranlaßt, den auswärtigen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zu schenken. Zwar stand es vorläufig noch mit den inneren Verhältnissen nicht auf's Beste; aber Konrad war eben troz aller Charaktergrösse auch nicht dazu geschaffen, dem wichtigen Reiz nach der lombardischen Königs- und römischen Kaiserkrone den gehörigen Widerstand entgegen zu sezen. Es war ja der Erzbischof von Mailand nach Konstanz gekommen, hatte dem Könige gehuldiget, und ihn eingeladen, so schnell, als möglich, nach der Lombardei zu ziehen, um sich dieses Reich wieder zu unterwerfen und die Krone desselben zu holen. Die erste Geschäftsreise war vollendet; der König bot im Jahre 1025 den Heerbann zu einem italienischen Zuge für das kommende Jahr auf. Die Schaaren sammelten sich und Konrad zog ohne den geringsten Widerstand in Mailand ein, der Erzbischof Heribert krönte

ihn zum Könige der Longobarden und der König rückt weiter gegen die eigentliche Residenz der Lombardei, Pavia. Hier sind ihm die Thore verschlossen. Die Bürger dieser Stadt weigern sich, die von ihnen zerstörte Königsburg wieder aufzubauen. Sie wollen keinen teutschen König mehr. Nach Frankreich haben sie sich gewendet, um den Herzog von Aquitanien zum Fürsten zu erhalten. Der König, Vater des Herzogs, will von dem treulosen Volke nichts wissen. Sie wollen sich daher selbst regiren. Aber viele Bischöfe des Landes, welche bei dieser Anarchie von ihren Gütern verloren, mißbilligten ein solches Treiben und warfen sich daher gerne in die Arme des teutschen Königs. Pavia ließ sich dadurch nicht schrecken; es verweigerte den Teutschen die Aufnahme. Konrad belagert daher die trozigen Bürger. Die Belagerung dauert ein Jahr. Während dieser Zeit zieht der Monarch nach Rom. Die Römer empfangen auch ihn mit Jubel.

Am Osterfeste des Jahres 1027 wird vom Papste die feierliche Kaiserkrönung vollzogen. Auch Gisela erhält die Kaiserkrone. Der neue Kaiser ist guten Muthes und denkt sich in den Italienern nichts Arges. Da bricht in der Hauptstadt ein Aufruhr aus. Die Teutschen rücken in geschlossenen Gliedern gegen die Empörer. Diese werden natürlich besiegt und der Kaiser, mit neuen Erfahrungen bereichert, verläßt die treulose Roma, um die Belagerung von Pavia ernster zu betreiben und bald wieder nach Teutschland zurück zu kehren, wo sich ernstere Dinge gestalten. Noch ist Pavia nicht eingenommen; aber die ganze umliegende Gegend verheert. Der Hunger in seiner fürchterlichsten Gestalt quält die eigensinnigen Belagerten. Die Parthei des Klerus räth zur Uebergabe, der Kaiser verdoppelt seine Anstalten zur Einnahme der Stadt. Da wird eine Kapitulazion abgeschlossen und die ermatteten Vertheidiger übergeben Pavias Schlüssel dem Kaiser. Dieser verfügt noch Einiges in Beziehung auf Unteritalien, namentlich die Normannen, welche von Tag zu Tag sich mehr verstärken, gewährt ihnen seinen Schuz und sieht sie als Milites des römisch-teutschen Kaisers an, kehrt darauf in sein

Vaterland zurück. Italien bleibt wieder, wie zuvor, und wünscht den Teutschen eine glückliche Heimkehr.

Konrad sieht nun im Vaterlande allerlei Unfrieden sich erheben; besonders aber zeichnet sich hierin Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn des Kaisers, aus. Die Veranlassung zu diesen Unruhen gab das Königreich Burgund oder vielmehr ein Nachfolger in demselben. König Rudolf hatte nehmlich, wie wir schon oben hörten, dem Kaiser Heinrich seine Ansprüche auf jenes Königreich abgetreten; die Grossen dieses Landes aber hatten diese Abtretung, welche ohne ihren Willen erfolgt war, nicht zugestanden. Heinrich II. war aber wegen innerer Unruhen und seine Kraft in Anspruch nehmenden Angelegenheiten zu schwach, um der übertragenen Würde Nachdruck zu verschaffen. Nun starb Heinrich. Rudolf will wieder Besiz von dem schon abgetretenen Königreiche nehmen. Kaiser Konrad verhindert ihn jedoch daran. Er behauptet, Burgund sei nicht der Person Kaiser Heinrichs II., sondern vielmehr dem teutschen Reiche abgetreten worden. Diese Behauptung war freilich unrichtig, denn Rudolf hatte dem Heinrich die Erbfolge in Burgund nur deswegen überlassen, weil derselbe mit ihm verwandt war. In das Erbrecht nach Kaiser Heinrich II. trat aber nun die Kaiserin Gisela, eigentlich die Söhne ihrer ersten Ehe mit Herzog Ernst von Schwaben. Gisela war nehmlich die Tochter der Gerbirg und diese Gerbirg ist die Tochter Königs Konrad von Burgund und zugleich die Schwester des noch lebenden Königs Rudolf gewesen. Sobald nun Rudolf von seiner Regirung abgeht; tritt eigentlich die Kaiserin Gisela als dessen Schwester Kind in die burgundische Erbschaft ein und da sie als Kaiserin nicht zugleich Regentin von Burgund sein kann, so geht Burgund auf ihre Söhne in der ersten Ehe und zwar auf den ältesten derselben, den Herzog Ernst von Schwaben, über. Kaiser Konrad, mit seiner Gisela zwar im vierten Grade verwandt, hat daher weniger Anspruch auf die burgundische Krone, als sein Stiefsohn, der nun mündig gewordene Herzog Ernst. Er konnte wohl Burgund als teutsches Lehen betrachten, aber nicht als

sein Eigenthum. Das Leztere that er dennoch, und daher kam der Streit zwischen ihm und seinem Stiefsohne. Der Kaiser hatte denselben wohl geahnet und deswegen den aufbrausenden Ernst auch mit nach Italien genommen. Hier entfloh aber der gekränkte Fürst, ging nach Teutschland zurück, sammelte sich mißvergnügte Anhänger, deren es bei jeder Regirung gibt, bot seinen schwäbischen Heerbann auf und ging nun ernstlich damit um, Burgund zu erobern und seine Rechtsansprüche auf jene Königskrone mit Gewalt geltend zu machen.

So standen die Verhältnisse, als der Kaiser aus Italien zurück kehrt. Um die Zwietracht in der Wurzel zu ersticken, beruft Konrad einen Reichstag nach Ulm und ladet dahin auch seinen aufrührerischen Stiefsohn Ernst. Dieser sammelt seine Milites, die jedoch zu Nichts weiter als einer persönlichen Bedeckung, also nicht gegen den Kaiser, dienen wollen und sieht sich dadurch gezwungen, feierliche Abbitte seinem Stiefvater zu leisten. Zur Strafe wird er nach Giebichenstein zu einiger Gefangenschaft verurtheilt, hierauf wieder in sein Herzogthum eingesezt, wenn er sich verpflichten wollte, gegen seine bisherigen Anhänger selbst zu Felde zu ziehen. Dem teutschen Charakter widersprach eine solche nach damaliger Sitte nicht ungewöhnliche Zumuthung. Der Herzog Ernst schlug sie ab. Die Folge ist seine Entsezung. Das Herzogthum Schwaben wird seinem noch unmündigen Bruder Herrmann und die Vormundschaft desselben dem Bischof Warman von Konstanz übergeben. Ernst aber wird ein Freibeuter, ein offener Räuber im Schwarzwalde. Dort sammelt er ganze Haufen arbeitscheuen Gesindels und raubt und plündert, wo es ihm möglich ist.

Da sammelt der dem Kaiser treu ergebene Graf Mangold die Reisigen der Klöster Reichenau und St. Gallen und spürt den allgemeinen Feind eifrig auf. Ein mörderisches Treffen entscheidet seine Niederlage. Ernst fällt, mit ihm seine Anhänger; auch Mangold bleibt in der kleinen Schlacht und der burgundische Erbschaftsstreit hat mit dem Tode des unglückli-

chen Ernst ein Ende. Der Kaiser konnte jezt wieder freier athmen. Sein Hauptplan, die Königswürde in seiner Familie erblich zu machen, wurde schon gegenwärtig zum Theile erreicht. Gisela hatte ihm nehmlich einen Prinzen, den Heinrich, geboren. Um jedem möglichen Falle vorzusehen, hatte der König denselben schon vor seinem Zuge nach Italien von einigen Fürsten als seinen Nachfolger anerkennen lassen. Im Jahre 1028 wird nun der eilfjährige Nachfolger in Aachen gekrönt und gesalbt. Der Vater ist Kaiser, der Sohn König; kein neuer Fall.

Die Erziehung des jungen Königs übernahm der aufgeklärte Bischof Bruno von Augsburg, dessen Abneigung vom geistlichen Stande wir schon oben kennen gelernt haben, nach ihm aber der in freieren Ansichten eben so tüchtige Bischof Egilbert von Freising. Beide suchen aus dem jungen Heinrich einen kräftigen Regenten zu erziehen, weniger einen beschränkten Frömmling, der über der Form das Wesen vergißt. Bald macht den talentvollen Sprossen der Vater zum Herzoge von Bajern, nachdem Heinrich, der Schwager des verstorbenen Kaisers, gestorben war. Egilbert hatte seinem Zögling schon zum Voraus die bajerischen Grossen gewonnen und daher widerspricht dem Kaiser Niemand, als er dem Könige das Herzogthum übergibt; ja die Freude der Bajern vermehrt sich, als sie sehen, daß es dem Vater wohl gefällt, wenn der Sohn die Selbstständigkeit seiner Regirung zu behaupten vermag. Heinrich thut's. Er führt mit den Ungarn wegen Gränzstreitigkeiten einen Krieg und schließt mit denselben auf eigene Gefahr hin einen vortheilhaften Frieden, der von dem alten Kaiser gänzlich gebilligt wird.

Um seine Anhänger weiter zu vermehren und zugleich die Treulosigkeit seiner Feinde zu bestrafen, sezte der Kaiser den Herzog von Kärnten, Adalbert, weil er mit den Ungarn im lezten Kriege Freundschaft gepflogen hatte, ab, und belehnte mit diesem Herzogthum seinen Vetter, den Titularherzog von Franken, Konrad. Dadurch gewann er an ihm einen Freund, denn Konrad war seit der Königswahl bei Kamb seinem Oheim

nicht mehr recht gut gewesen, ja er hatte sich sogar mit dem Schwabenherzog Ernst früher verbunden gehabt. Jezt ist er ergebener Vasall des Kaisers und hat sein landloses Herzogthum Franken mit Kärnten vertauscht. Nachdem auf diese Art im Innern so ziemlich die Ordnung wieder hergestellt war, wendete Konrad seine Blicke nach Aussen. Polen hatte sich für unabhängig und Herzog Boleslav zum Könige erklärt. Ihm die Krone zu rauben und das alte Verhältniß wieder herzustellen ist Konrad bei geringen Mitteln nicht im Stande. Boleslav stirbt 1030. Ihm folgt sein Sohn Miseko, kriegerisch und nach Unabhängigkeit durstend, wie der Vater. Jedoch erregt der Bruder Otto einen Aufstand und Miseko flieht nach Böhmen. Hier herrscht Herzog Udalrich, auch des Kaisers geheimer Feind. Udalrich, die Rüstungen des erzürnten Konrad fürchtend, will ihm den Miseko ausliefern. Der Kaiser schlägt ein solch untentsches Anerbieten rund ab, Miseko erfährt die Umtriebe seines scheinbaren Gastfreundes, flieht von dessen Hof, geht nach Polen zurück, wird dort wieder aufgenommen, schließt mit dem Kaiser Friede und bleibt Herzog. Die Königswürde legt er nieder.

Das geschieht im Jahre 1032. Länger dauert der Slavenkrieg. Noch immer sind Slaven und Sachsen grimmige Nachbarn. Gränzkriege zwischen beiden hören nicht auf. Besonders zeichnen sich unter den slavischen Stämmen die Leutiker aus. Gerne zwar dem Frieden huldigend wollen sie jedoch keine Christen werden. Alle Versuche, sie dazu zu machen, scheitern an der Freiheitsliebe dieses durch seinen Handel berühmten Slavenstammes. Das endliche Schicksal desselben entscheidet kein Krieg. Da errichtet der Kaiser eine neue Gränzburg Wirben an der Elbe und drängt die Feinde mit vieler Mühe zurück. Er geht, und die Slaven kommen wieder. Die Burg wird verheert sammt dem umliegenden Gebiet. Da erscheint Konrad mit einem grösseren Heerbann. Es war im Jahre 1035. Die Slaven werden verjagt und bis in's Innere ihres Landes verfolgt. Ein für sie nachtheiliger Friede krönet des Kaisers Sieg. Die Slaven sind wieder un-

terworfen. Während Konrad auf dieser Gränzseite seines Reiches fortan beschäftiget war, dauerte auch der Kampf mit Burgund fort, obgleich nicht immer mit verheerenden Waffen.

Der Kaiser hatte seine Erbansprüche auf seinen Sohn übertragen und sich für den teutschen König nur die Oberherrlichkeit über Burgund vorbehalten. Allein auch diesen Herrscher will der ebenfalls zur burgundischen Königswürde berechtigte Odo von Champagne nicht anerkennen. Auch er ist ein naher Verwandter und zwar in einem noch näheren Grade als Heinrich III. mit Rudolf. Der Kaiser sieht sich daher endlich gezwungen, eine Armee gegen den übermüthigen Odo zu führen. Dies geschieht im Jahre 1033. Bevor er jedoch das Heer über die burgundische Gränze rücken läßt, ruft er die Grossen dieses Königreichs zu einem Landtage nach Solothurn. Diese kommen und erkennen die Rechtsansprüche Heinrichs III. auf ihr Vaterland an. Nicht so Odo. Der Kaiser zieht daher gegen denselben. Odo, alles Beistandes von anderen Mächten entblöset, wird zur Unterwerfung gezwungen, und die Gränze von Burgund wird erweitert. Der Krieg ist auch auf dieser Seite geendet. Doch war dem Kaiser, den das Glück allenthalben begünstigte, noch keine Ruhe gegönnt. In Italien spuckte der böse Geist des Aufruhrs wieder. Dort waren die Städte immer mächtiger geworden. Die Bürger hatten sich vermehrt, bewaffnet und, wie der Adel, wollten sie innerhalb ihrer Mauern sich selbst Geseze geben, unabhängig sein und die Verhältnisse des drückenden Feudalwesens nicht mehr anerkennen. So naht aus dem Feudalismus die republikanische Form.

Daß das Streben der Bürger nach Unabhängigkeit dem grösseren dabei sehr betheiligten Adel nicht gleichgültig sein konnte, ist natürlich. Derselbe wendet sich daher an den König. König der Lombardei aber ist Kaiser Konrad. Der Kaiser hört mit Staunen von den stolzen Empörungen des Städtervolkes gegen seine Fürsten. So etwas hatte man nie geahnet, daß die Macht des Adels von den Bürgern gebrochen werde; nie gehofft. Konrad kommt. In Teutschland, in Burgund

und im Slavenlande ist der Friede hergestellt. Er kann also mit ganzem Heerbann gegen Italien rücken. Prächtig wird er von dem schlauen Mailänder Erzbischofe Heribert empfangen. Bald bemerkt jedoch der Kaiser die dem Adel, besonders aber dem genannten Erzbischofe feindliche Stimmung der Lombarden. Um den Streit zu schlichten nach Gesez und Recht, ruft er einen Landtag nach Pavia. Dort wollte der Adel seine Lehensverhältnisse zu einander geregelt wissen, aber auch der Bürger seine durch Empörung errungenen Privilegien behaupten. In Beziehung auf den ersten Punkt wurde nach umsichtiger Berathung bestimmt, daß ein Lehensmann nur durch einen Rechtsspruch der Mitlehensmänner sein Lehen verlieren könne, nie aber durch einseitigen Bescheid des Lehensherrn; daß ferner die Lehen für die direkten Verwandten erblich seien und daß selbst der Senior oder Valvasor Major dem Urtheile seiner Lehensgenossen sich unterwerfen müsse.

Dadurch war aber die Hauptsache, die Ansprüche der Bürger an eine städtische Unabhängigkeit nicht entschieden. Der Adel widerstrebte einer günstigen Entscheidung, die Bürger beharrten auf derselben. An ihrer Spize stand plözlich der Erzbischof Heribert. Gerne sah dieser die täglich mehr wachsende Macht der Bürger, und da er die meisten Vasallen unter ihnen hatte, so begünstigte er ihre Freiheitsliebe, um in ihnen ein Mittel zu besizen, den anderen Grossen gehörig zu begegnen. Diese wälzen daher auch alle Schuld der bürgerlichen Unruhen auf ihren Valvasor Major, den Erzbischof, und überreden den Kaiser, daß er den Heribert, seinen bisherigen Freund, selbst für einen Empörer hält. Heribert wird daher gefangen genommen und soll dem Herzog von Kärnten zur Verwahrung übergeben werden.

Durch diesen Schritt sehen aber die Bürger ihren eifrigsten Freund verloren und stehen nur um so inniger auf seiner Seite. Heribert entkommt seinen Feinden und der Bürgerkrieg beginnt. Keine Stadt will mehr von ihren Vorrechten lassen und der Kaiser sieht sich gezwungen, gegen jede einzeln zu Felde zu ziehen. Zuerst rückt er gegen Mailand. Keine

Belagerung fruchtet. Um den Kaiser im Rücken anzugreifen, verbanden sich die Freunde des Erzbischofs mit dem aufrührerischen Odo von Champagne. Derselbe hatte zwar früher der Nothwendigkeit nachgegeben und sich dem Kaiser unterworfen. Nie wollte er aber seine Erbansprüche auf Burgund fahren lassen. Die Gelegenheit des italienischen Feldzuges und die Anträge der dortigen Bischöfe ergreift er daher mit Vergnügen und erregt im Rücken des Kaisers neue Unruhen. Hätte Konrad sich nicht von dem italienischen Adel leiten lassen, der doch nicht mehr fähig war, die Ansprüche der weit zahlreicheren und durch ihren Handel reicheren Bürgerschaft zu beseitigen; so hätte er theils keine Mißgriffe gemacht, theils auch andere Nachtheile vermieden. Er that's nicht. Eine vestere Verbindung unter Bürgern und Bischöfen war die Folge.

Bei einer solchen Verbindung muß aber der Adel, besonders in jenen Zeiten, wo die Hierarchie noch mit einem Heiligenschein umgeben war, verlieren. Konrad aber hätte, wenn er auch den Bürgern Zugeständnisse gemacht haben würde, an seinem oberherrlichen Rechte nicht allein nichts verloren, sondern dabei gewonnen, weil in der Folge die Bürgerschaft doch immer mächtiger wurde, als der Adel. So sah er aber das für eine Empörung an, was eine nothwendige Folge des gesteigerten bürgerlichen Wohlstandes gewesen ist, und nimmer zu vermeiden war. So wird oft das Neue, das doch immer auch nur aus dem Alten hervortritt, geächtet, aber nie ohne Nachtheil für den Aechter selbst.

Neben der in Burgund neu erregten Empörung entstand auch eine Verschwörung in der Nähe des Kaisers selbst und wurde durch bürgerliche Unruhen gegen die kaiserlichen Soldaten in Parma, wo Konrad 1037 die Weihnachten feierte, unterstüzt. Diese Verschwörung stand im Verhältnisse zu dem Grafen Odo von Champagne, dem man nicht allein Burgund, das ihm ohnehin eher als dem Sohne des Kaisers anhing, sondern auch Lothringen versprochen hatte. Die Frau seines Stiefsohnes Herrmann entdeckte jedoch dem Kaiser die Verschwörung. Die Rädelsführer derselben werden gebührend be-

straft und drei Bischöfe sogar exilirt. Dessenungeachtet verfolgte Odo, von den Italienern immer mehr gereizt, seinen Plan. Er zieht gegen Lothringen, wird aber von dem dortigen Herzoge Gozilo gänzlich auf's Haupt geschlagen und verliert in der Schlacht sein Leben.

So ward den Italienern ihr mächtigster Bundesgenosse geraubt. Da erhebt sich aber ein anderer Freund für sie und ein Feind des Kaisers. In dem Heere des Lezteren bricht eine Krankheit aus, Tausende rafft der Tod hinweg und Konrad sieht sich genöthiget, die Belagerung von Mailand aufzuheben und auf's Schnellste nach Teutschland zurück zu kehren. Vor dem Heimwege stirbt schon des Kaisers Stiefsohn, der junge Herzog Herrmann. Das erledigte Herzogthum verleiht der Monarch seinem Sohne Heinrich, der ohnehin schon genug besizt. Auf dem Rückwege selbst stirbt aber Heinrichs Gemalin, die dänische Königstochter, Kunigunde, die längst die Ursache näherer politischer Befreundung zwischen Konrad und ihrem Vater Knut gewesen war. Nachdem der Kaiser seinem Sohne das Herzogthum Schwaben übergeben hatte, ließ er demselben durch die in Solothurn versammelten Grossen aus Burgund auch die Krone dieses Königreichs feierlich und eidlich versichern, und nun pflegte der glückliche Kaiser im Schooße des Friedens die lezten Tage seines Lebens.

§. 84.

Kaiser Konrads II. Regirungs- und Lebensschluß.

Wo der kräftige Monarch das Auge nur immer hinwendet, sieht er die Frucht seiner Bemühungen, den Frieden. Nur in Italien gährt aus der alten eine neue Zeit, natürlich nicht ohne Kampf, hervor. Aber dessenungeachtet genießt er auch dort von einem grossen Theile der Nazion die volle Hochachtung, die ihm mit Recht gebührt. Mit Kraft hat er die Zügel der Regirung ergriffen, schwierige Unternehmungen zu Stande gebracht und er kann nun sagen, daß seine Feinde kraftlos

geworden sind. Das Glück hat ihn begünstigt, die Redlichkeit nie verlassen. Uebermüthig ist er nicht geworden. Er hält die weltlichen wie die geistlichen Grossen in gleichem Zaume. Rom widerspricht nicht, wenn er auch Bischöfe absezt. Rom hat in seinem Innern genug zu kämpfen. Auch Konrad hat schon Benedikt IX. mit Gewalt auf den heiligen Stuhl zurück bringen müssen. Auch er hat den Normannen ihre den Teutschen günstige Bevorrechtung gelassen. Wer sollte es glauben, der Abt von Reichenau wirft sogar ein Privilegium des Papstes, das ihm bei der Messe einen bischöflichen Ornat zugesteht, in's Feuer und zwar auf Befehl des Kaisers. Konrad vergab erledigte Bisthümer an brauchbare Männer und machte dadurch, wie schon seine Vorgänger, nur auch seinen Einfluß auf die geistlichen Wahlen geltend. Niemand widersprach ihm bei solchen Gelegenheiten. Man war von seiner Gerechtigkeitsliebe überzeugt.

Wie die geistlichen, so gehorchen ihm auch die weltlichen Grossen. Schreibt er einen Heerbann aus, so weigert sich kein Miles, zu erscheinen. Darum sind seine kriegerischen Unternehmungen auch stets von vielem Glücke begleitet. Wie seine Macht nach Aussen, so vermehrte sich dieselbe auch nach Innen. Wie Karl der Grosse war auch Konrad den Wissenschaften in seiner Jugend fremd geblieben. Beide konnten nicht schreiben, Konrad nicht einmal lesen; aber beide trugen in ihrem Innersten das Streben, ihre Nazionen mit dem Wissenswerthen vertraut machen zu lassen. Beide erreichten ihren Zweck, Konrad mehr, als Karl der Grosse; denn jenem folgt ein hochgebildeter Heinrich III., diesem aber war ein frommer und schwacher Ludwig in der Regirung gefolgt.

Schon unter Konrad blühten, besonders in Sachsen und Franken, die Wissenschaften der Alten empor. Es gab wenig Bischöfe, die nicht in den heidnischen Klassikern ihre Schulkenntnisse geholt hatten und wenig Klöster, wo man nicht eine Freude an werthvollen Büchersammlungen fand, wenn auch die Buchdruckerkunst ihre Verbreitung noch nicht begünstigte. Sogar die Malerkunst tritt schüchtern aus den italienischen

Werkstätten auf den teutschen Boden und erwirbt sich manchen talentvollen Zögling. Schon bemerkt man auf teutschen Gauen fahrende Schüler, die aus Wißbegierde sich berühmte Lehrer aufsuchen, oder im Nothfalle ihr schon eingesaugtes Wissen Anderen mittheilen.

Der Tag bricht also für unser Vaterland an und die Musen treten schon auf teutschen Boden, wenn auch noch sehr verhüllt. So weiß denn auch Konrad dem Schönen zu huldigen, dem Höchsten des Menschen, der Kunst und Wissenschaft Leben zu verleihen und beurkundet dadurch seinen Eifer, Karl dem Grossen ein würdiger Nachfolger zu sein. Er war es auch in politischer Beziehung. Mit einer allen Widersprüchen gehörig begegnenden Charakterkraft vereinigt er die lezte Herrschaft, die oberste und unbeschränkte Gewalt auf seinen Schultern. Sein Sohn ist Herzog von Bajern, von Schwaben und König von Burgund, ein unerhörter Fall. Den früheren Titularherzog von Franken, sein Geschwisterkind Konrad, hat er zum Herzoge von Kärnten gemacht, Franken aber gleichsam für sich behalten. Täglich wird er mächtiger, aber er weiß den Schein des Despotismus weislich von sich zu entfernen. Alles, was zu seiner Machtvergrösserung geschieht, scheint zum Wohle des Reiches gegen auswärtige Feinde zu geschehen. Manche Grossen mochten freilich in diesen Schritten des kräftigen Kaisers die Verfassung gefährdet sehen; allein Keiner wagte es, seinem Willen durch Waffengewalt Hindernisse in den Weg zu legen, Keiner war auch dazu stark genug. Daher bleibt Konrad II. bei allen seinen Unternehmungen unangefochten und geniesst dabei die frohe Aussicht, daß seine Pläne zur Unabhängigmachung der königlichen Herrschaft auch durch einen klugen Nachfolger nicht bei Seite gelegt werden. Doch ist der Kaiser noch stark genug, um ein langes Leben von sich hoffen zu lassen.

Prächtig stattet er, um seiner Person auch äusseren Glanz zu verschaffen, seinen Hof aus. Goslar gewinnt täglich mehr an kaiserlichem Glanze. Oft macht er Reisen, feiert die kirchlichen Feste bald an diesem, bald an jenem Orte und überall

huldigt er dem Pompe neben der Andacht. Endlich erreicht ihn in Utrecht der nicht erwartete Todesengel. Eben hat der Kaiser die Pfingsten dort gefeiert, war voll heiterer Laune an der wohlbestellten Tafel gesessen, als ihn ein plözliches Uebelbefinden überfällt, und nach einigen Stunden ist der grosse Kaiser mitten in seinen Entwürfen zum Wohle des teutschen Volkes gehemmt und tod.

Er stirbt am 4ten Juni 1039. Niemand erzählt uns, daß er an Gift gestorben sei und doch läßt manche Ueberlegung ein solches Bubenstück muthmassen. Einem so grossen Manne, wie Konrad war, hätte ein längeres Leben blühen sollen. Wenigstens hätte Teutschland es nie zu bereuen gehabt, wenn auch das Interesse der Fürsten an Umfang verloren haben würde. Konrad war mit dem Podagra behaftet und wenn es möglich ist, daß man an dieser zurück getretenen Krankheit binnen wenigen Stunden gesund und tod sein kann, so mag er am Podagra auch gestorben sein. Wir wissen über die Art seines Todes nichts; aber mit Recht ahnen wir, daß sein Streben nach Selbstständigkeit der Königswürde ihm viele geheime Feinde gemacht haben wird.

Der Hildesheimer Chronist sagt wenigstens bei Gelegenheit seines Todes: „o ihr harten, und um friedlich zu sprechen, ihr höchst gefühllosen Herzen des Menschengeschlechtes! Der Mann, auf dessen Schultern die Ruhe der halben Welt lag, ist gestorben, und ihr habt bei seinem plözlichen und gefahrbringenden Tode nicht einmal geseufzt.“ Es scheint daher, Konrad habe nicht sowohl die Liebe als vielmehr die scheue Ehrfurcht seiner Zeitgenossen besessen. Desto besser, wenn er das wußte und dennoch vor der Zukunft nicht zurück geschreckt worden ist. Erst die unpartheiische Nachwelt bewundert und verehrt mit Liebe die Thaten eines Fürsten, die eine selbstsüchtige Mitwelt wegen Verlezung ihrer Partheiinteressen von ihrer Höhe auf den Gemeinplaz einer verbrecherischen Verläumdung ziehen will oder zieht. Der Kläger kann nie über den Beklagten richten, und ein Fürst, der das Gute seines Volkes will, weder auf die Kniebeugungen seiner Schmeich-

ler, noch auf die hämischen Urtheile seiner Feinde merken. Die Zukunft muß er im Auge haben und Meister der Gegenwart sein. Ein solcher Fürst war Kaiser Konrad II. Ehre seinem Andenken und Huldigung seinen Verdiensten.

§. 85.

VIII.

Kaiser Heinrich III.

1039 — 1056.

Obgleich Kaiser Konrad selbst in den Wissenschaften ein Fremdling geblieben ist, so hat er doch, wie wir schon oben gewiß mit Vergnügen hörten, dieselben unterstüzt und zu ihrer Verbreitung durch viele gegründete Schulen Alles beigetragen, wie einst Karl der Grosse. Den schönsten Beweis von seiner Vorliebe für Volksbildung und Kunst liefert sein Sohn und Nachfolger, Heinrich III., der bisherige König von Burgund, dann Herzog von Schwaben und Bajern. Denselben hatte der sorgsame Vater in allen Zweigen des für einen Regenten der damaligen Zeit nothwendigen Wissens von den Bischöfen Bruno und Egilbert unterrichten lassen und der Zögling war glücklicher Weise von der Natur mit vorzüglichen Anlagen ausgerüstet, um den doppelten Unterricht nicht vergeblich zu machen. Seine Lehrer aber waren Männer, deren Grundsäze sie über die Vorurtheile der Zeit erhoben, und ihrem Zögling manchen Wink über tiefere politische und moralische Wahrheiten gaben. Kein solches Saamenkorn fiel auf unfruchtbaren Boden. Jedes derselben keimte und trug in den Gränzen einer reiflichen und frühzeitigen Erfahrung Frucht und Gedeihen. Konrad war seinem Sohne in der Regirungskunst fortan Muster gewesen und es ließ sich daher von Heinrich III. Alles erwarten, was Konrad schon Rühmliches geleistet hatte und noch hätte leisten können, wenn nicht die grämliche Parze seinen Lebensfaden vor der Zeit abgeschnitten hätte. Doch war

jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt, das sich gegen die Thronansprüche Heinrichs hätte lagern können.

Heinrich war längst gekrönter König und von allen Fürsten anerkannter Nachfolger seines Vaters. Niemand wagte es auch, dem in allgemeiner Achtung stehenden Heinrich zu widersprechen, als sich derselbe die Reichsinsignien aushändigen ließ. Ganz Teutschland horchte mit Liebe seinen Befehlen, ohne vor seiner Gewalt zu zittern. Heinrich war bisher neben seinem Vater Herr der Ereignisse geworden, selbstständiger kann er es nach demselben werden. Sein erstes Geschäft nach der Thronbesteigung ist das Begräbniß des kaiserlichen Leichnams. Mit aller dem hohen Vater gebührenden Pracht läßt der König denselben nach Speier bringen und in der Domkirche beerdigen. In jeder Stadt, durch welche der Trauerzug von vielen Fürsten und Bischöfen begleitet, führt, wird ein Trauergottesdienst gehalten und der liebende Sohn scheut sich nicht, den Sarg von jeder Kirche bis zu dem dazu bestimmten Leichenwagen auf seinen Schultern mit zu tragen. Nur Fürsten trugen ihn. Nach vollzogener Leichenfeier macht der neue Monarch die für seine künftige Regirung stets ersprießliche Rundreise, und nachdem auch diese vollendet ist, ruft er einen Reichstag nach Ingelheim, um die Huldigung und Eidesleistung der versammelten Grossen nochmals zu empfangen und Beschlüsse über die italienischen Angelegenheiten zu fassen. In grosser Zahl sind die Fürsten versammelt, es wird die feierliche Huldigung vorgenommen und der Erzbischof von Mailand wegen seiner mit Ueberzeugung geführten Vertheidigung frei gesprochen, das italienische Städtewesen näher beleuchtet und der Reichstag feierlich geschlossen.

§. 86.

Des Reiches größte Macht und Ausdehnung.

König Heinrich III. ist Herzog von Bajern, von Schwaben, Herr von Franken, König von Burgund, hat einen hellen

Verstand, einen thatkräftigen Charakter, hängt weder an weltlicher noch an geistlicher Lust, besizt gediegene Erfahrungen, zählt erst zwei und zwanzig Jahre und ist nun unbestrittener König der teutschen Nazionen. Mögen sich die Ereignisse gestalten, wie sie wollen, ein solcher König kann einem grossen oder kleinen Reiche nur Ruhm bringen. Auch sind in der That die Zeiten des grossen Karls nicht ferne, nicht ferne eine umfassende Alleinherrschaft, eine Monarchie, deren Fürst Kraft genug besizt, seinem Willen Nachdruck zu geben.

Kaum hatte Heinrich den Thron seines grossen Vaters bestiegen, so brach der Krieg mit Böhmen aus. Dort herrscht Herzog Bretislav. Dieser verweigert dem teutschen Könige die Anerkennung, zieht mit einem Heere nach Polen, verjagt die dortige vormundschaftliche Regirung, dringt verheerend nach Gnesen, raubt den Leichnam des heiligen Adalbert und führt denselben nach Prag. In Polen war nehmlich Miseko's Sohn, Herzog Kasimir, gestorben und hatte zwei unmündige Söhne hinterlassen. Die vormundschaftliche Regirung wurde deshalb von eingebornen Grossen geführt und diese waren nicht im Stande, dem schnellen Andrange des Bretislav gehörig zu widerstehen. Die Verheerung ihres Landes war die Folge. Das geschieht zu eben der Zeit, als König Heinrich seine Rundreise in den teutschen Provinzen macht, also vor dem Ingelheimer Reichstage.

Ungerächt konnte der teutsche Oberherr ein so empörendes Betragen eines Vasallen nicht lassen. Der Krieg gegen Böhmen wird beschlossen. Bajern und Sachsen erhalten den Auftrag, ihren Heerbann gegen Bretislav zu führen. Das bajerische Aufgebot befehligt im Namen des königlichen Herzogs Markgraf Heinrich von Cham. Unvorsichtig dringen beide Heere gegen die böhmischen Schlupfwinkel. Ihre Niederlage ist die Folge. Ein zweiter und allgemeiner Heerbann wird auf das nächste Jahr anbefohlen. Dieser wird im Jahre 1041 glänzend ausgeführt. Da die Böhmen jede Feldschlacht vermeiden und die Teutschen in ihrem urwaldigen Lande nur auf Abwege und Sümpfe führen wollen, dringen diese von Sach-

sen und Bajern her unaufhaltsam in geschlossenen Gliedern bis nach Prag vor. Alles Land wird von ihnen verheert. Bretislav unterwirft sich, macht sich verbindlich, den alten Tribut auch fortan zu bezahlen und liefert seinen Sohn als Geisel aus. Die Folgen dieses verderblichen Krieges erzeugen für Böhmen eine Hungersnoth.

Nach Beendigung des Böhmenkrieges wendet der eroberungslustige Heinrich seine Blicke auch nach Ungarn. Die Ungarn, haben den Böhmen gegen den teutschen König Hilfstruppen geschickt, Ursache genug, daß Heinrich seine Oberherrlichkeit auch auf das entferntere Pannonien ausdehnen will. Dort herrschte nach den Gesezen der Erbfolge, aber nicht nach dem Willen des zur Königswahl berechtigten Volkes, Peter, der Schwestersohn des verstorbenen Königs Stephan. Peter wollte durchaus das Christenthum zur Religion aller seiner Ungarn machen und beging bei dieser Bekehrungsweise nicht wenige Grausamkeiten. Die Folge ist eine Empörung in seinem eigenen Lande. Beinahe ganz Ungarn erhebt sich gegen ihn. Peter sieht sich gezwungen zu fliehen. An seine Stelle ernennen die freien Grossen des Landes den Aba zum Könige. Peter hat zwar den Böhmen geholfen und kann deswegen von dem teutschen Könige weniger Verzeihung hoffen; allein Heinrich weiß über dem höheren Zwecke den niederen zu vergessen. Peter erhält auf Fürbitte des Markgrafen von Oesterreich das Versprechen, wieder auf den Thron zu gelangen. König Heinrich zieht mit einem Heere nach Ungarn, siegt, sezt den Peter wieder zum Könige ein, geht, und Peter bald wieder nach ihm.

Die Ungarn machen es, wie die Lombarden. So lange die Teutschen da sind, unterwerfen sie sich, wenn sie wieder abziehen, erheben sie sich. Da kommt Heinrich III. noch zweimal, bis er endlich den Aba in einer mörderischen Schlacht besiegt und tödtet, den dreimal exilirten Peter wieder zum Throne erhebt, dieser den teutschen König als Oberherrn anerkennt, die Ungarn aber das bajerische Gesezbuch für das ihrige erhalten und es bis auf den heutigen Tag noch besizen. Der nachherige und noch jezige Comes Palatinus (Pfalzgraf),

der die Rechte des Königs vertritt, die Lehensverfassung und sonstige daraus folgende Einrichtungen sind der Beweis dafür. So hatte sich das teutsche Reich auf eine unerwartete Weise vergrössert. Auch im Innern wirkt der kräftige Monarch auf die nüzlichste Weise.

Auf einer Fürstenversammlung zu Konstanz ertheilt Heinrich, wie schon sein Vater es gethan hatte, allen seinen früheren und gegenwärtigen Feinden Verzeihung und Vergessenheit alles Geschehenen. Dabei ersucht er die Grossen seines Reiches, unter sich ein Gleiches zu thun. Des aufrichtigen Königs redlicher Wunsch wird befolgt, alle Privatfehden werden eingestellt und der Landfriede blüht allenthalben auf überraschende Weise. Ausserdem wurde auch der Gottesfriede, die sogenannte Treuga vestgesezt, eigentlich erneuert; denn die Treuga ist schon longobardischen Ursprungs. Sie war ein Gesez, vermöge welchem Niemand von Donnerstag Abends bis zur Mitternacht des Sonntags auf den Montag die Waffen führen sollte, weil am Freitag Christus gelitten, am Samstag im Grabe gelegen und am Sonntage wieder auferstanden sei. Dieser Gottesfriede war schon von Heinrich, dem Heiligen, zum Gesezе gemacht worden, und es scheint mit wenigem oder keinem Erfolge, weil Heinrich III. gezwungen ist, dasselbe Gesez zu erneuern. Wenigstens ist's auch jezt noch ohne grossen Erfolg. Und nun lenkt der König sein Augenmerk wieder auf das unruhige Burgund. Dort hatte man zwar die Oberherrlichkeit des teutschen Königs anerkannt; aber die Grossen des Landes waren in ihren Bezirken selbstständige Herren. Ihre Besizungen gingen mit Umgehung des Königs nach den Bestimmungen der Erbfolge von einem auf den anderen über und die entfernteren Grafen fühlten von dem königlichen Einflusse so viel, als nichts. Zwar erscheinen sie alle bei den vom Könige bestimmten Reichstagen, thun aber zu Hause wieder, was ihnen gut dünkt.

Um nun die burgundischen Grafen, die in der That eine herzogliche Gewalt übten, sich näher zu befreunden, heirathet der König, nach dem Tode seiner ersten Gemalin, Chunihilde,

der Tochter des Dänenkönigs Knut, die Agnes von Poitiers, Tochter des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, welcher als naher Anverwandter einst von der lombardischen Bürgerschaft und mehreren Bischöfen gegen Heinrichs Vater zu Hilfe gerufen war. Durch diese Heirath gewann der König eine liebenswürdige und nach einstimmigen Zeugnissen Gleichzeitiger höchst geistreiche und gebildete Frau, die ihn durch ihre Abstammung beinahe mit allen Grafenhäusern von Burgund verwandt machte und ihm daher die gewünschte Aussicht auf die fortwährende Behauptung seiner Oberherrlichkeit in jenem Königreiche gab. Anfangs täuschte sich der liebende Gatte freilich in seinen Erwartungen. Der Oheim seiner Gemalin, Graf Reginold und der Graf Gebhard von Genf zogen gegen den Anhänger des Königs, den Grafen Ludwig von Mümpelgard, zu Felde. Das war im Jahre 1044. Jedoch schlug Graf Ludwig seine Gegner und beide müssen sich dem Könige in Solothurn feierlichst unterwerfen. Eine eigentliche Ruhe und vollkommene Anerkennung mit allen oberherrlichen Folgen scheint freilich Heinrich mit dem abgelegenen Burgund nie zu Stande gebracht zu haben. Allein vorläufig hatten einigemal die Grossen des Landes ihre Ergebenheit wenigstens formell ausgesprochen. Diese formelle Abhängigkeit aber zur wirklichen zu machen, hinderten den König andere Ereignisse.

Unruhen drohen wieder von Lothringen her. Dieses Land war schon von Otto dem Grossen in Ober- und Niederlothringen getheilt worden. In jedem Theile herrschte ein Herzog. Konrad II. aber hatte dem Herzoge Gozilo von Niederlothringen auch das Herzogthum Oberlothringen gegeben, um in dieser vergrösserten Macht eine Vormauer gegen die Ansprüche des früheren Odo von Champagne zu haben. Dieser Zweck wurde erreicht. Odo wurde von Gozilo auf's Haupt geschlagen und getödtet, dadurch aber dem Kaiser seine Oberherrlichkeit und Heinrich III. seine herzogliche Würde in Burgund gesichert. Jezt aber starb Gozilo und hinterließ Niederlothringen dem ältesten Sohne Gottfried, dem jüngeren Gozilo aber Oberlothringen. Gottfried, der Bartige, die Schwäche

seines jüngeren Bruders wohl kennend, will nun auch Oberlothringen zum Besize. Gozilo und der König widersprechen. Gottfried, ein Freund des Krieges und zugleich höchst tapferer Fürst, beginnt also den Kampf um die Erfüllung seiner Ansprüche. Auch der König zieht gegen ihn. Verheerungen sind die Folge; aber die teutschen Krieger müssen in den sumpfigen Gegenden des Niederlandes bedeutende Verluste erleiden. Endlich unterwirft sich Gottfried, in der Meinung, der König werde ihm nun die beiden Herzogthümer verleihen, wenn er sehe, daß er gegen seine Oberherrlichkeit sich so bereitwillig zeige. Allein Heinrich wußte wohl, daß ein solcher Fürst im Besize von zwei Herzogthümern und von bedeutenden kriegerischen Anlagen dem teutschen Reiche bei günstigen Gelegenheiten selbst gefährlich werden könne. Folglich wird ihm Oberlothringen abgesprochen, Niederlothringen aber nach kurzer Gefangenschaft gelassen.

Die Folge ist neuer Krieg, der besonders auch deswegen entsteht, weil der König Oberlothringen Gozilo, dem Schwachen, nimmt, keine Rücksicht auf die Erbansprüche seines Bruders hegt und das Herzogthum unter viele elsassische Grafen zersplittert. Mit fürchterlicher Erbitterung wird der Kampf geführt und Heinrich sieht wegen nothwendiger Herstellung der Einheit sich gezwungen, den Grafen Gerhard von Elsaß zum Herzoge von Oberlothringen zu ernennen. Dieser besiegt mit Hilfe des Königs seinen Gegner. Gottfried unterwirft sich zum Zweitenmale dem Könige in Aachen und wird vorläufig exilirt. Seinen Bundesgenossen, den französischen Vasallen, Grafen Balduin von Flandern, erschlugen die Bischöfe von Utrecht und Lüttich mit ihren Dienstmannen und auf solche Weise wurde die muthwillig gestörte Ruhe in Niederlothringen, aber erst im Jahre 1049, wieder hergestellt.

Das Herzogthum bleibt vorläufig unbesezt; Gottfried, der Bartige, aber geht nach Italien, um unter Aufsicht des Papstes die Zeit seiner Verbannung hinzubringen. Der Fürbitte des heiligen Vaters hatte er ohnehin sein Leben zu verdanken. Während des lothringischen Krieges hatte der König,

dem wohl nur die eigentliche Wohlfahrt seines Vaterlandes am Herzen lag, auch eine Aenderung seines Planes mit den Herzogthümern Bajern und Allmannien vorgenommen. Früher war nehmlich seine Absicht, diese Provinzen unbesezt zu lassen; bald änderte er aber dieselbe, in der Ueberzeugung, daß für das Wohl der einzelnen Nazionen auch durch einzelne Fürsten besser gesorgt sei. Er besezte Bajern und Schwaben. Franken behielt er jedoch als Hausgut noch für sich. In Bajern wurden Heinrich von Luxemburg, Neffe des Bruders der Kaiserin Kunigunde, in Schwaben Otto, in Kärnten Welf, ein sehr mächtiger und viel besizender Graf aus Allmannien, zu Herzogen gemacht. Nach Heinrich von Luxemburg erhält Bajern Konrad von Zütphen, nach Otto erhält Schwaben Graf Otto von Schweinfurt, ein Sohn jenes Markgrafen, der sich einst mit Boleslav gegen Kaiser Heinrich II. verbunden hatte.

Alle diese Herzogthümer verlieh der König willkührlich, zog jedoch das Volk deswegen dabei zu Rathe, weil er bei ihrer Besezung doch immer auch den Landfrieden aufrecht erhalten wollte. Er konnte sie eben so auch unbesezt lassen. Niemand that ihm hierin Einsprache; allein er hatte bei ihrer Besezung nur das Wohl seines Volkes vor Augen. Mehrere können ihre Bedürfnisse leichter erspähen, als ein Einziger. So erhob denn Heinrich die Macht und den Glanz seiner Krone und seines Reiches bis zu einer Höhe, wohin nach Karl dem Grossen noch Keiner gekommen war. Es war eine tüchtige Aufgabe, diese Höhe zu erklimmen, schwieriger ist sie, dieselbe zu behaupten.

§. 87.

Die Kirche.

Daß der teutsche König auch römischer Kaiser, daß er auch König der Longobarden werden will, wird ihm Niemand verargen. Seine Vorgänger sind es auch geworden und Heinrich,

eine weit grössere Macht als sie besizend, will es ebenfalls werden. Er ist Oberherr von Polen, Böhmen, Sachsen, Meissen, Ungarn, Kärnten, Bajern, Franken, Ober- und Niederlothringen, Schwaben und König von Burgund. Oberitalien erkennt seine Hoheit an. Die Ruhe ist dort hergestellt. Die Bürger und kleineren Vasallen haben die Oberhand über die grösseren errungen. Keiner wagt es mehr, die neuen Privilegien der Städte umzustürzen und auf ihren Trümmern den Bürgerkrieg zu entzünden. Nur in Rom trieb die Zwietracht fortan ihr Unwesen. Dort gibt es, zum Aergerniisse der ganzen Christenheit, plözlich drei Päpste, Silvester III., Benedikt IX. und Gregor VI. Niemand weiß, wer der rechte heilige Vater ist; denn Niemand kann über einen Papst richten. Solche Grundsäze und Partheiungen konnten nur verwirren statt entwirren. Da jedoch der teutsche Kaiser zunächst Patrizier der römischen Kirche ist; so ruft man den Heinrich zur Kaiserkrönung nach Roni.

Das geschieht während des lothringischen Kampfes und bei Entstehung neuer Unruhen in Ungarn im Jahre 1046. Heinrich III. rüstet seinen Heerbann aus und zieht über die Alpen. Ganz Oberitalien huldigt ihm mit unerwarteter Freude. So zieht er ohne Hinderniß weiter gegen die päpstliche Hauptstadt. Gregor VI. kommt ihm schon bei Sutri entgegen, in der Meinung, von dem Könige als alleiniger rechtmässiger Papst anerkannt zu werden. Allein er betrog sich. Der König hält eine Synode in Sutri, Benedikt und Silvester werden — man denke, von einer Synode — abgesezt und Gregor zu dem Entschlusse gebracht, seine Würde freiwillig niederzulegen.

Jezt gibt es also keinen Papst. Heinrich zieht hierauf nach Rom, wird als wohlthätiger Beschüzer natürlich wieder mit Jubel empfangen, ihm das Wahlrecht in feierlicher Versammlung in der Peterskirche zurück gegeben, und er aufgefordert, einen neuen Kirchenvorstand zu wählen. Heinrich macht von diesem Rechte Gebrauch und sezt den Bischof von Bamberg, Suitger, einen Mann von gänzlich unbescholtenen Sitten, als Clemens II. auf den päpstlichen Stuhl. Diesmal hat

also eine Synode drei Päpste abgesezt und ein teutscher König einen Papst gemacht. Clemens II. war unter den Bischöfen allein unverheirathet und hatte auch sein Amt nicht erkauft, war also kein Simonist. In Teutschland war er allenthalben hoch geachtet, in Italien kannte man ihn nicht. Das römische Volk ertrug neben der weltlichen Gewalt des teutschen Königs ungerne noch die geistliche eines teutschen Papstes. Clemens II. saß nur vier Monate auf dem heiligen Stuhle. Herrmann Contraktus sagt, er habe die päpstliche Würde nur mit Widerstreben angenommen. Wir dürfen ihm's glauben.

Der brave Bamberger Bischof sah mit Entsezen die immer mehr wachsenden Gebrechen der Kirche, mit Abscheu die ungehindert um sich greifende Verkäuflichkeit geistlicher Würden. Wenige Bischöfe gab's, die ihren Stab nicht grossen Summen zu verdanken hatten, besonders in Italien. Dort war der Heerd der Simonie. Solchen Unfug abzustellen war nur der weltliche Arm mehr fähig, der ihn geschaffen hatte, oder der Papst mit Hilfe des weltlichen Arms. Allein welche Masse von Feinden mußte sich um den päpstlichen Stuhl thürmen, wenn ein Teutscher es wagte, die Gebrechen der bischöflichen Brüder aufzudecken oder gar zu vernichten. Heinrich war jedoch vorläufig kräftig genug, durch eine Synode, die freilich in ihrem Schooße selbst genug Simonisten zählte, gegen die Simonie geschärftere Geseze ergehen zu lassen. Clemens II. krönte ihn zum römischen Kaiser und nun sezte derselbe Monarch mehrere Bischöfe ab und ernannte tüchtigere an ihre Stelle. Hierauf zieht er nach Unteritalien, erweitert und bevestigt dort seine Oberherrlichkeit, bestätigt die nun immer mehr wachsenden Normannen in ihren Besizungen und kehrt nach Teutschland eben so schnell zurück, als er gekommen ist. Clemens stirbt bald und die Römer erbitten sich vom Kaiser einen neuen Papst. Er ernennt dazu den Bischof Poppo von Brixen unter dem Namen Damasus II. Dieser regirt gar nur einen Monat und stirbt ebenfalls auf verdächtige Art. Nach ihm ernennt Heinrich den Bischof Bruno von Toul zum heiligen Vater unter dem Namen Leo IX. Dieser lebte allein längere Zeit,

vielleicht nur deswegen, weil er selten in Rom war und weil vor seiner Erhebung durch Vermittelung des Mönches Hildebrand — des späteren Gregor VII. — eine scheinbare Wahl durch's römische Volk vorausging. Die Römer hatten zwar ihr päpstliches Wahlrecht an Kaiser Heinrich III. abgetreten; aber sie wollten diese Abtretung nicht für immer gelten lassen. Daher nennen auch die Italiener die vom Kaiser erhobenen Päpste gewaltthätige Aufdringer, Usurpatoren des apostolischen Stuhles.

Leo sieht nun recht gut ein, daß, wenn er die vielen in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche abstellen will, er sich mit dem Kaiser in gutes Vernehmen sezen muß. Das thut er denn auch und der Kaiser reicht seinen Beschlüssen immer eine wohlthätige Exekuzionsgewalt. Viele Bischöfe, von denen es erwiesen ist, daß sie ihre Gewalt durch Simonie erschlichen haben, werden abgesezt, zweckmässige Bestimmungen über das Leben und die Pflichten der Priester erlassen, schon geeifert gegen die Ehen des Klerus, die nun überall zu finden waren, dadurch aber auch eine grosse Zahl von Bischöfen und Geistlichen, jeden Ranges, dem Papste und dem Kaiser zu Feinden gemacht. Daher entstehen auch schon manche ungünstige Urtheile über den Monarchen unter dem Volke. Heinrich meinte es freilich der Gerechtigkeit und der Religion zum Beßten; aber nicht immer darf die Wahrheit nackt vor die lügengewohnte Welt treten. Ein König muß die Zeit lenken; aber ihren Wagen nicht umwerfen wollen.

Hart muß es für manchen Bischof gewesen sein, besonders wenn er Familie hatte, seine Pfründe, die er wenigstens wie hundert andere durch sein theueres Geld sich erkaufte, zu verlieren, hart für die niedere Geistlichkeit, wegen ihrer Verheirathung schon jezt den Neckereien eines befangenen und verleiteten Volkes sich ausgesezt zu sehen. Und im Ganzen waren Ungerechtigkeiten nicht zu vermeiden. Gegen den mächtigeren Bischof oder Erzbischof kann der Papst nicht jene Gewalt anwenden, wie gegen den geringeren, daher sagt auch der Schaffnaburger Lambert, die kirchlichen Verhältnisse seien nur

mittelmässig geregelt worden, wie die Reichsgeschäfte. Ueber Ideen haben Kaiser und Papst eben auch oft die Wirklichkeit vergessen.

Genug, Leo IX. war des Kaisers innigster Freund und Vertrauter und wurde von ihm auch fürstlich beschenkt. Der Kaiser gab dem heiligen Vater die Anwartschaft auf einige Besizungen in Unteritalien, deren ein grosser Theil noch in den Händen der Normannen lag, und die sich durchaus nicht dazu verstehen wollten, dieselben an den heiligen Stuhl heraus zu geben. Wollte nun der Papst Besiz davon nehmen, so mußte er erst eine hinreichende Macht haben, dieselben zu erobern. Diese erhielt er vom Kaiser und von den Longobarden. Unter ihrer Bedeckung zieht nun Leo einmal wieder nach Rom und fordert von dort aus die Normannen nochmal auf, ihm die vom Kaiser eingeräumten Besizungen heraus zu geben. Diese jedoch weigern sich und verlangen von dem Papste dieselben Landstriche als Lehen. Das will Leo nicht, also gibt's Krieg. Die Italiener laufen davon und die Teutschen werden geschlagen. Selbst der Papst, der freilich gegen die Pflichten eines Friedensfürsten Theil an dem Kampfe genommen hat, wird von den Normannen gefangen, längere Zeit in der Gefangenschaft behalten, dann nach Rom zurückgeschickt, wo er im sechsten Jahre seines wichtigen Amtes 1054 stirbt. Ohnstreitig hat Leo in vielen Stücken Gregor VII. die Bahn gebrochen, oder eigentlich der teutsche Kaiser.

Nach Leo IX. schicken die Römer wieder eine Gesandtschaft an den Kaiser, er möchte ihnen in der Person des Gebhard, Bischofs von Eichstädt, wieder einen Papst geben. Ihre Anträge werden erfüllt. Gebhard wird unter dem Namen Viktor II. Papst. Auch von ihm sagt der Romanist, er sei ein Usurpator gewesen. Dieser Ausdruck wird verständlich, wenn man weiß, daß zwei Gesandtschaften an den Kaiser gelangten, eine vom römischen Volke, die andere von dem römischen Klerus. Der Kaiser konnte auf keine ganz achten; er hielt also eine Kirchenversammlung zu Mainz, und dort wurde auf seinen Wink Gebhard in Uebereinstimmung mit dem

römischen Volke zum Papste erhoben und von dem Kaiser selbst nach Rom geführt. So stand es nun im Wesentlichen um die Verhältnisse der Kirche; sie waren wenig erfreulich für die Zukunft.

§. 88.

Ungarn und Gottfried von Lothringen.

Wir haben schon oben gehört, daß Kaiser Heinrich nach dem Böhmenkriege den Ungarn in der Person des entflohenen Peter wieder einen König gab. Niemand wollte aber diesen grausamen und natürlich auch beschränkten Monarchen haben. Das wußte Peter wohl und er behauptete sich nur mit Hilfe einer teutschen Leibwache. Endlich bricht aber doch wieder eine Verschwörung der unruhigen Pannonier aus. Peter wird in derselben gefangen und seiner Augen beraubt, Die Teutschen werden fortgejagt und in der Person des ungarischen Grossen, Andreas, ein neuer König auf den avarischen Thron gesezt.

Das kann nun der Kaiser nicht gleichgültig ansehen, da Ungarn ein teutsches Lehen ist. Er rüstet den Heerbann aus. Andreas weiß jedoch den Zorn des Oberherrn durch ein schmeichelhaftes Schreiben zu besänftigen, wird als König anerkannt und hat so das gewagte Spiel gewonnen. Der einmal bestimmte Heerbann aber wird gegen Lothringen geführt, wo wir die kriegerischen Ereignisse schon oben kennen gelernt haben. Kaum sind die Angelegenheiten dort und in Italien so ziemlich in's Reine gebracht; so beginnt der vierte ungarische Feldzug. Andreas hatte nehmlich seine Unterwerfung unter den teutschen Thron blos geheuchelt, in der That aber sich in seiner bisherigen Regirung völlig unabhängig gezeigt. Dem Kaiser konnte ein solches Betragen eines Vasallen nicht gleichgültig sein. Er überzieht ihn mit Krieg. Eben ist ihm ein Sohn und Nachfolger, Heinrich IV., geboren und von den Fürsten schon vor der Taufe als künftiger König anerkannt

worden. Froheren Muthes und heiteren Blickes in die Zukunft greift der kaiserliche Vater daher jezt zu den Waffen. Ein böhmisch-bajerischer Heerbann soll von der Donau, ein fränkischer in Verbindung mit dem schwäbisch-kärntischen vom Inn aus durch Norikum und die Mark Oesterreich gegen Preßburg rücken. Den lezteren Heerhaufen befehligt der Kaiser selbst. So lange man durch befreundetes Land zieht, wo es an herbeigeführten und schon gegenwärtigen Lebensmitteln nicht fehlt, geht die Sache gut. Aber sobald die Teutschen in das Land ihrer Gegner kommen, sehen sie nur kleine feindliche Reiterhaufen, auf dem Lande alle Wohnungen verlassen und verödet, die Thore bevestigter Städte aber verschlossen. Die leichteren ungarischen Reiter thun dem teutschen Heere gleichsam im Fluge Abbruch von allen Lebensmitteln und das ist gewiß ein trauriger Krieg, wenn man in einem verheerten und sumpfigen Lande erst seinen Feind suchen muß und ihn doch nur auf Hinterhalten findet, wo man denselben nie mit Vortheil angreifen kann. Der Kaiser sieht sich endlich zum Rückzuge gezwungen, weil der Herbst kommt und seine Soldaten nach Hause wollen.

Im nächsten Jahre 1052 kommt der Kaiser zwar wieder, kann aber auch nichts Namhaftes ausrichten. Endlich wird auf Vermittelung des Papstes Leo IX. und des Markgrafen Adalbert von Oesterreich ein sogenannter Friede geschlossen, der freilich nie gehalten wurde, weil der König Andreas nie die Absicht hatte, einer teutschen Oberherrlichkeit sich zu unterwerfen, was wir ihm auch durchaus nicht verargen, da derselbe König eines kriegerischen Volkes und eines politisch günstig gelegenen Königreiches war. Daher kommt es auch, daß die ungarischen Geschichtschreiber der Unterordnung ihrer Fürsten unter den teutschen Kaiser gänzlich widersprechen und nicht ohne Grund im Wesentlichen Recht behalten.

So standen nun die Verhältnisse in Ungarn, als Papst Leo IX. wieder nach Italien zurückkehrte, um, wie wir oben hörten, die ihm von dem kaiserlichen Freunde geschenkten und von den Normannen besessenen Landstriche in Empfang zu neh-

men. Bei dieser Gelegenheit empfahl der Kaiser mehreren Grossen, die den Papst unterstüzten, auch ein sorgfältiges Augenmerk auf den Exherzog von Niederlothringen, Gottfried, der sich in Italien aufhielt, zu richten. Dieser Mann droht furchtbarer, als je, zu werden. In Italien herrschte nehmlich der Markgraf von Thuzien, Bonifaz, über bedeutende Striche. Derselbe wird nun auf der Jagd erschossen und hinterläßt eine Wittwe, Beatrix, und eine Tochter, Mathilde. — Wer hat noch nichts von der berüchtigten und berühmten Gräfin Mathilde gehört? —

Die Mutter tritt also in die bedeutende Erbschaft ihres verstorbenen Gatten ein und heirathet — Gottfried, den Bärtigen. Daß dieser Gottfried jezt also wohl ein wachsames Auge bedurfte, ist klar; denn bei seiner persönlichen Tapferkeit und seinem politischen Scharfsinne war die Erwartung, er werde die Herrschaft von Oberitalien an sich reissen, allerdings zu rechtfertigen. Der Kaiser weiß sich jedoch in dieser Verlegenheit bald Rath zu verschaffen. Obgleich Gottfried weislich sich an die Spize der Normannen stellt, obgleich seiner Tapferkeit die ganze Lombardei huldiget und Italien gerne und gefällig lauscht auf seine Usurpazion, so zieht der Kaiser unter dem Vorwande, der Pabst habe ihn gerufen, schnell nach Oberitalien und Gottfried sieht sich plözlich in seinen Unternehmungen überrascht. Er schickt Friedensboten an den Kaiser; dieser nimmt ihn wieder zu Gnaden auf, führt aber seine Gemalin Beatrix, weil sie ohne seine (des Kaisers) Erlaubniß eine Ehe eingegangen hatte und doch der Kaiser ihr Oheim war, nach Teutschland sammt ihrer Tochter.

Dadurch hat der schlaue Monarch den Exherzog in Italien völlig unschädlich gemacht; denn ohne seine Gemalin ist Gottfried ein Fremdling im Lande der Lombarden. Das weiß Gottfried wohl und deswegen verläßt er auch dasselbe und kehrt nach Lothringen zurück, um neue Versuche zur Wiedereroberung seines früheren Herzogthums zu machen. Wirklich verbinden sich viele Anhänger mit ihm und unter ihnen der Graf Balduin von Flandern. Allein der Kaiser kommt mit

seinem Heere und schnell sind seine Gegner aus dem Feld geschlagen. Da kommt nun Gottfried wieder ganz demüthig, bittet um Verzeihung und Nachsicht in seinem Unglücke und erhält sein Herzogthum zurück. Durch alle diese eben erzählten Kriege und Vergrösserungen Teutschlands wurde jedoch Frankreich bitter gereizt, so zwar, daß der König zum Kaiser nach Ivri kam und in einer Privatunterredung herbe Klagen über die kaiserliche Eroberungssucht führte. Der Kaiser jedoch scheint nach teutscher Sitte die französischen Vorwürfe übel aufgenommen zu haben; denn er fordert den König von Frankreich zu einem Zweikampfe. Dieser aber gab durch seine Flucht in der folgenden Nacht zu verstehen, daß er nicht gesonnen sei, sich mit einem Kaiser zu schlagen, und die Spannung zwischen beiden Monarchen blieb.

§. 89.

Despotismus der kaiserlichen Gewalt.

Es ist Gesez in des Menschen Brust, daß, wenn seine Macht sich vermehrt, er auch fortan übermüthiger wird; freilich steht dieser fleischlichen Vorschrift eine andere geistige gegenüber; allein diese beachtet nur der weise Mann, nur derjenige, dem die Welt wenig, die Wahrheit über alles gilt. Ein solcher Mann wird aber selten auf Thronen gefunden, weil eben dort die Welt weit mehr Reize hat, als in der bescheidenen Hütte des einfachen und mit Wenigem zufriedenen Weisen. Es gibt wenige Mark Aurel. Kaiser Heinrich III. scheint unter diesen Wenigen nicht gewesen zu sein. Wenigstens sagt ein wahrheitsliebender Gleichzeitiger von ihm, er habe in der lezteren Zeit seines Lebens den Weg der Gerechtigkeit verlassen, den Frieden verschmäht und der Frömmigkeit nicht mehr, wie früher, gehuldiget; kurz er habe in seinen hohen persönlichen Eigenschaften Rückschritte, statt Fortschritte gemacht und Groß und Klein führe deßwegen Klage gegen ihn. Daß dieses Zeugniß, wenn auch nur zur Hälfte, wahr sei,

dürfen wir nicht bezweifeln, da wir jenen goldenen Ausspruch einer weisen Erfahrung kennen, daß nehmlich der Mensch um so tiefer falle, je schwindelnder die Höhe ist, auf welcher er steht.

Um so unverzeihlicher ist es für einen Fürsten, wenn er, wie Heinrich, anfangs die Liebe seines Volkes sich erwirbt und dieselbe durch Handlungen von Ungerechtigkeit später wieder verliert. Der Monarch mag vom Volke gewählt werden oder gemäß den Bestimmungen eines sogenannten göttlichen Rechtes auf dem Throne sizen; überall muß ihn bei seinen Handlungen die hohe Rücksicht auf die Wohlfahrt seiner Völker begleiten, wenn er je Anspruch auf den Dank und die Hochachtung der Nachwelt machen will. Er muß selbst gerecht sein, wenn er es wagt, von Demjenigen jenseits des Grabes Gerechtigkeit zu fordern, der ihm die Macht diesseits desselben anvertraut hat. Besonders der Fürst hat die Pflicht, mit dem ihm von der Vorsehung geschenkten Pfunden zu wuchern, sie aber nicht, wie der faule Knecht in der Parabel, in die Erde zu vergraben, um sie unvermehrt zurück zu geben, wie er sie empfing.

Heinrich III. besaß die schönsten Anlagen, um dem teutschen Volke ein wahrer Genius politischer und moralischer Wohlthätigkeit zu werden. In seine Brust hatten tüchtige Männer die Flamme einer ungeschmückten Religion gehaucht; hatten seinen Geist mit Kenntnissen bereichert, sein Gefühl mit dem Streben nach uneigennüziger Tugend geadelt; Heinrich war mit umfassenden Erfahrungen in den Kahn des öffentlichen Lebens getreten, seine Regirung war lange die wohlthätige Frucht seiner inneren Grösse, und nun, da er bald am Rande des Grabes steht, müssen wir das obige Zeugniß über seinen moralischen Werth hören.

Jenes Volk, das ihn so lange liebte und verehrte, das Volk der Teutschen, steht jezt als sein Kläger da. Nicht die Grossen allein — das wäre leicht zu verzeihen gewesen — nein auch die Kleinen trauern über seine Ungerechtigkeit, über seine Entsittlichung und Kriegslust. Wenn wir den Monarchen rich-

ten wollen nach dem Grunde, gemäß welchem er ein Monarch zu sein behauptet, nach dem Rechte und der Pflicht, die ihm die Gottheit anvertraut hat; so sind wir gezwungen auch über Kaiser Heinrich III. den Stab zu brechen, den schon das unerbittliche Urtheil seiner Zeitgenossen über ihn gebrochen hat. Heinrich war ein gütiger und weiser Monarch und ist ein abstossender Despot geworden. Als er den wohl bevestigten Thron seines thatkräftigen Vaters bestieg, huldigten ihm alle seine Grossen als dem verständigen Sohne eines verständigen Vaters. Bei allen seinen Unternehmungen, die einen gerechten und dem Reiche wohlthätigen Zweck hatten, strömten sie zu seiner Hilfe herbei. Ihnen verdankte er alle rühmlichen Erfolge, seine ganze Grösse; und doch suchte er, als ihm seine Gemalin einen Thronerben gebar, diesem alle Benefizien, welche er den Erben ergebener Vasallen aus den Händen riß, zu verleihen.

So erwarb er seinem Hause immer mehr Allodialgüter und erbitterte gegen sich diejenigen, denen er sie entzogen hatte. Niemand wird so etwas gerecht heissen. Dadurch, daß er mit Hilfe des Papstes auf eine wahrhaft unpolitische Art die durch Simonie erhobenen Bischöfe absezte, machte er sich dieselben zu Feinden, was nicht nöthig gewesen wäre, wenn er nur verhindert hätte, daß in Zukunft kein Simonist mehr Bischof werden durfte; denn die Absezung des schon Gewordenen war ungerecht, weil die Simonie schon zur Mode geworden war. Zudem war Heinrich kein Freund von Schenkungen und erschien schon deswegen der Kirche als ein nicht gar sehr liebenswürdiger Fürst. Die Sachsen mochten den Monarchen auch durchaus nicht leiden. Sie sollten beständig zu den Feldzügen des Kaisers Truppen liefern, seinen Hof in Goslar unterhalten und hatten selbst genug mit den Slaven zu thun. Ueberhaupt machte dem Monarchen seine Herrschsucht am meisten Feinde. Die Herzoge von Südteutschland standen völlig unter seiner Willkühr, darum hatte er auch solche gewählt, von denen er wußte, daß sie eben nicht durch Schärfe des Verstandes ihm schaden konnten. Der Hauptgrund des sich

täglich steigernden Mißvergnügens, besonders der Kleineren, war aber in den beinahe jährlich widerkehrenden Feldzügen zu finden, in denen vorzüglich die königlichen Milites ihre Dienste leisten und für den Ehrgeiz ihres Königs sich opfern mußten. Daher kam auch die Verderbtheit solcher Leute, wo nicht bei Allen, doch bei Vielen.

So erzählt Herrmann bei Gelegenheit der Rückreise des Papstes nach Rom, daß ihm sehr viele Teutsche gefolgt seien, theils auf Befehl ihrer Herren, theils aus Raublust, worunter viele Gottlose und Verbrecher waren, welche wegen verschiedener Schandthaten ohnehin aus dem Vaterlande gejagt worden wären. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war aber der, daß er sich nicht des Rathes seiner Grossen bediene; sondern Alles auf eigenes Gutdünken hin thue. Die Italiener nahmen es übel, daß er Päpste mache, die Teutschen, daß er wenig nach den Reichstagen frage und daher die Verfassung verleze, daß er willkührlich Herzoge ein- und abseze und so den Unfrieden, statt den Frieden nähre. Wirklich hatte er dieses schon öfters gethan. Die Folge aller dieser Handlungen waren hie und da aufkeimende Verschwörungen. Eine solche entstand in Bajern, wo er seinen Vetter Konrad zum Herzoge, an die Stelle des verstorbenen Heinrichs, gemacht hatte. Konrad wollte nehmlich nicht, wie sein Vorgänger, der blosse Trabant des kaiserlichen Willens sein; sondern im Innern seiner Provinz selbst herrschen. Ein solcher Mann mußte aber schnurstracks gegen die despotischen Absichten des Kaisers anstossen. Konrad wird mit Krieg überzogen, verjagt, flieht zu den Ungarn und wird abgesezt. Das erledigte Herzogthum aber verleiht der Kaiser seiner eigenen Gemalin Agnes, was eben so viel heißt, als er sah es als seine Besizung an, nachdem auch sein zweiter Sohn Konrad, dem er es eigentlich zugedacht hatte, gestorben war.

Durch solche Verfügungen erwarb sich der König und Kaiser natürlich Feinde der Menge. Wir wollen ihn nicht deswegen anklagen, daß er die Macht der Grossen beschränkt, die seinige erweitert und dadurch Vieles zum guten Zwecke

einer mehr einheitlichen Regirung beigetragen hat, wenn es ihm gleich wohl von seinen dabei an Interesse verlierenden Zeitgenossen sehr übel genommen wurde; auch nicht deswegen, daß er die Herzogthümer in seinem Hause vereinigen wollte, denn wer einen Zweck verfolgt, muß auch die Mittel dazu zu fassen wissen. Aber deswegen können wir ihm fortan nicht mehr unsere Hochachtung schenken, weil er seinen Völkern die Fesseln des Despotismus, der gesezlosen Willkühr anlegen wollte und dadurch schon gewissermassen der Urheber der unglücklichen Periode unter seinem Sohne, Heinrich IV., geworden ist. Daß er seine Klugheit und Energie nur auf die kurze Gegenwart beschränkte, das war sein Hauptfehler, das erwarb ihm die Abneigung des Volkes und seinen Tod. Er konnte wohl ahnen, daß seine Grösse als Kaiser nur an seiner Persönlichkeit haftete; denn das, was er wagte, unabhängig von den Grossen des Reiches zu werden, hatten schon viele vor ihm gewagt und das grundlose Gebäude ist mit ihrem Tode eingestürzt.

Niemand bürgte ihm, daß sein Sohn und Nachfolger auch dieselben rühmlichen Regenteneigenschaften besize, die er besaß, und daß dadurch auch sein politischer Bau nicht einstürzen und nur noch mehr Verwirrung bringen werde, als er selbst entfernt hatte. Der Kaiser wußte, daß er Feinde habe, er bedachte aber nicht, daß die geheimen Gegner viel gefährlicher seien, als die öffentlichen. Es fiel ihm nicht ein, daß es auch Gift gebe, um das Leben von Despoten zu zerstören, wenn sie bei ihrer Willkühr auch immer die redlichsten Absichten haben mögen. Zutraulich lagert er sich im Schooße des Glückes und träumt, weiß der Himmel, von welcher Zauberherrlichkeit, die ihn nach und nach umgeben sollte. Es ist wahr: Heinrich war ein Fürst, deren die teutsche Geschichte wenig kennt.

Bei allen seinen nur durch Unklugheit herbeigeführten nicht zu rechtfertigenden Handlungen besaß er doch Eigenschaften, die uns mit ihm grossentheils wieder aussöhnen. Er war ein Freund der Wissenschaften, der Volksgesittung und Aufklärung,

ein inniger Verehrer der Kunst und ihrer Jünger. Unter seiner Regirung blühte das Hochstift Hildesheim als Pflanzschule höherer Bildung vor allen im Reiche empor. Dort werden junge Priester in allen Zweigen des in Teutschland damals möglichen Wissens unterrichtet. Ein Edikt ergeht an alle Vermöglichen des Reiches, ihre Söhne, wie es in Italien längst geschehe, in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Noch wird freilich dieser Aufforderung, die einen so rühmlichen Zweck hat, nicht überall Folge geleistet; aber doch von Vielen berücksichtiget.

Speier, die öfteste Residenz des Kaisers, ist die Hauptstadt alles geistigen Verkehrs, wie Rom der Brennpunkt aller Künste unter Leo IX. Nach und nach entstehen milde Stiftungen, theils zur Begründung, theils zur weiteren Ausbildung schon gegründeter Schulen. Der Bürgerstand in den Städten nimmt allmählig an dem Unterrichtswesen Antheil und begründet dadurch seine spätere Ueberlegenheit über den in Erlernung der Wissenschaften lange Zeit weit langsameren Adel. Man bemerkt allenthalben, besonders in dem vom Kaiser immer vorgezogenen Franken, fahrende Schüler und besoldete Lehrer. Freier und kräftiger erhebt sich die Baukunst. Italien ist schon jezt die erste Unterrichtsschule im praktischen Bauwesen, besonders in der gothischen Form, die sehr häufig in Oberitalien schon von den Ostgothen her sich zeigte. Freilich fing man oft Werke an, die auf ein Menschenalter nicht ausgeführt werden konnten; allein die Nachwelt sezte immer gefälligst dort fort, wo die Ahnen stecken geblieben waren, oder wenn eine Kirche bis auf einen halben Thurm vollendet war, staunte man diesen an und verzieh die Kurzsichtigkeit des ersten Baumeisters, der über der Majestät seiner Kirche das Verhältniß des Thurmes vergessen hatte. Genug, unter Kaiser Heinrich III. blühte auch das Schöne empor und er besonders legte den Grund zu einem Zeitalter, welches seine Winke zu verstehen und zu umfassen vermochte, wenn auch dieses Zeitalter nicht gleich nach ihm gekommen ist.

§. 90.

Kaiser Heinrichs III. Tod.

Grosses hatte der bis zur gänzlichen Selbstständigkeit empor gestiegene Monarch geleistet, Grösseres wollte er leisten; aber das Schicksal durchstrich seine Rechnung. Seinen Sohn Heinrich hatte er zum Nachfolger und König in Aachen krönen lassen, über einen Nachfolger durfte er daher unbesorgt sein; aber seine Pläne und Heinrich IV., ein Kind von fünf Jahren; dazu noch seine Feinde, die im Finsteren lauerten, wie der Jäger auf sein Wild. Erst hatte der Kaiser eine religiöse Sekte durch den Galgen zu vertilgen gestrebt, die Manichäer. Auch diese sind seine Feinde. Allmählig findet die Lehre von der Ungöttlichkeit des Abendmahles Anhänger. Die Sachsen werden von den Slaven gänzlich geschlagen. Allerlei mißgünstige Gedanken schleichen sich in die Seele des Kaisers; aber er ist noch kräftig genug, auch kleinere Hindernisse zu beseitigen, da er schon grössere beseitiget hat. Neun und dreisig Jahre zählt er, das schönste Alter für einen talentvollen Fürsten. Da reitet er im Oktober 1056, im Harzwalde bei Botfeld, auf die Jagd, speist eine Hirschleber — und stirbt. So schwand der grosse Mann vom Schauplaze der Welt, nachdem er die Zeiten Karls des Grossen mit vielem Glücke wieder heraufgeführt zu haben glaubte, zu früh für Teutschland.

§. 91.

IX.

Heinrich IV., König und Kaiser von Teutschland.

1056 — 1106.

Kaiser Heinrich III. stirbt und hinterläßt einen sechsjährigen Sohn zum Nachfolger, den durch sein Unglück in der Geschichte berühmten Heinrich IV. Ein Kind folgt auf einen Mann, der alle Männer seiner Zeit durch seine Regentenkraft

überflügelt hatte. Dem königlichen Knaben zur Seite steht die Kaiserin Mutter Agnes, eine tüchtige, aber dennoch immer nur eine weibliche Regentin. Den Knaben erziehen gewissenlose Männer und bereiten dem Jünglinge und Manne eine wehmüthige Lebensperiode. Schöne Anlagen hat Heinrich IV. von der Natur erhalten, er hätte bei einer glücklicheren Entwickelung derselben seinem Vater in der Regentengrösse, wie in dem Glücke nachfolgen können; aber um die Ruhe seines Lebens lagerten sich feindselige Dämonen und Heinrich IV. wird ihr Opfer. Funfzig Jahre lang steht er am Ruder des Staates und harrt als kräftiger, wenn auch nicht glücklicher Schiffer, bei unzähligen Stürmen muthig aus, bis er seinen Kahn von dem eigenen verbrecherischen Sohne und Nachfolger umgestürzt sieht, und im Strome der bittersten Erfahrungen ertrinkt.

Wer das ganze Leben Heinrichs IV. durchgeht, wer die Massen seiner Feinde überschaut, die mit nichts Geringerem umgehen, als mit dem Sturze aller königlichen Interessen, und nur auf Kosten der Krone groß werden wollen, und wer die Ausdauer des muthigen Kaisers sieht, der ist gezwungen, den unglücklichen Monarchen zu beweinen; Niemand wird ihn verurtheilen. Wohl aber ist man in Versuchung, seine geistlichen und weltlichen Gegner gefühllose Menschen zu nennen, die aus Eigennuz und Herrschsucht alle Gränzen der Vernunft überschritten und sich und den kommenden Geschlechtern für Jahrhunderte Unfrieden und Verderben bereiteten.

Konrad II. und Heinrich III. hatten den Großen des Reiches bisher den Beweis geliefert, daß kräftige Regenten ihnen Herr werden und ihre nicht selten ausschweifenden Wünsche mit dem Zügel der Macht und Herrlichkeit zu bändigen wissen. Darum waren aber auch Beide mehr gefürchtet, als geliebt. Hätte Heinrichs III. Regirungszeit so lange gedauert, als die seines Sohnes, ganz Teutschland wäre aus den despotischen Armen des Feudalismus gerissen, und in die wohlthätigeren Hände der Monarchie gelegt worden. Der Papst hätte nie gewagt, den teutschen Königsthron zu verhöhnen und

das ganze teutsche Volk durch eine verbrecherische Aufforderung von seinem dem Könige geschwornen Eide zu entbinden. Es war schon genug, daß das teutsche Wort nicht mehr galt; man durfte nicht noch auch Eide für ungültig erklären und dadurch das Heiligste, was ein Volk besizen kann, seine Moral vergiften. Heinrichs III. plözlicher Tod hatte bewiesen, daß die Großen einen mächtigen, einen über sie mit Macht gebietenden Fürsten nicht wollten. Ihr König sollte nichts weiter, als ihr Popanz seyn. Welcher Fürst wird sich aber gerne unter den Fußschemmel eigennüziger Grossen werfen lassen wollen, wenn er in sich die Kraft fühlt, auch ohne sie seinen Völkern nüzlich sein zu können? Heinrich III. that's nicht, und er starb.

Was die eifersüchtigen Großen während seines Lebens sich nicht zu thun getrauten, die königliche Macht zu beschränken, das thun sie jezt, weil ein Kind auf dem Throne sizt. Jezt erst sah man, daß ein teutscher König nur dann mächtig sein könne, wenn er persönlich groß sei und daß ein persönlich schwacher Monarch seine Krone und mit ihr die Würde des Reiches gefährde. Heinrich IV. war kräftig und schwach zugleich. Wenn man glaubte, er stehe, so fiel er; und wenn man hoffte, er falle, so stand er. Seine Feinde wurden von ihm überrascht, seinen Freunden blieb er ein Räthsel. Bald führte ihn die, durch eine gewissenlose von niederträchtigen geistlichen Händen geleitete Erziehung erlangte Leidenschaft über alle Gränzen der Vernünftigkeit; bald stand er als kräftiger, seine Sinne in Gewalt habender Staatsmann vor seinen überraschten Gegnern. Wenn sie glaubten, ihn in ihrer Hand zu halten, entschlüpfte er ihnen, wie der Aal.

Wäre Kaiser Heinrich IV. schwach gewesen, so hätte ihn das Unglück niederschmettern müssen. So aber war er stark und schwach, wie sein Schicksal. In seinen Wechseln gieng er daher nie unter. Er kam bis auf die Tiefe und plözlich schwamm er wieder oben. Er hätte ein großer, ein wohlthätiger Fürst für seine Zeit und seine Zukunft werden können, wenn sein Vater länger gelebt, und der Sohn dieselbe glück-

liche Erziehung, wie der Vater, genossen hätte. So wird der Mensch unglücklich ohne Verschuldung, blos durch das Zusammentreffen von Ereignissen, die Niemand ahnet. Zwei Dinge lagerten sich auf die hoffnungsvolle Regentenbahn Heinrichs IV., die Großen des Reiches und der kräftige Papst Gregor VII. Die Großen wollten, auf Kosten der königlichen Würde und um sich unabhängig zu machen, ihren König demüthigen; der Papst begünstigte die Kurzsichtigen, um sie und den König zu Vasallen des päpstlichen Stuhles zu machen. Was Heinrich II. dem heiligen Stuhle nur in geistlicher Beziehung gelobt hatte, Treue und Gehorsam in allen Stücken, das will Gregor VII. auch in weltlicher Beziehung erfüllt wissen. Der Papst soll von nun an nicht mehr in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen der Statthalter Gottes auf Erden sein. Rom soll fortan nicht mehr allein an der Spize der Bischöfe, sondern auch an der Spize der Könige stehen. Das ist das System Gregors VII. Wenn auch Christus sagte, mein Reich ist nicht von dieser Welt, so sagte der Papst das Gegentheil.

Das Papstthum soll fortan der Centralpunkt aller geistlichen und weltlichen Macht sein; die Kirche soll weder unter, noch neben, sondern über dem Staate stehen. Damit sie dieses kann, so darf der Priester durch kein Verhältniß mehr mit dem Staate zusammen hängen, er muß frei werden, und lediglich nur ein Unterthan des römischen Stuhls. Dadurch ist das Cölibat, die Ehelosigkeit des Klerus ausgesprochen. Das Hauptmittel für den Papst, um solche unerhörten Forderungen erfüllt zu sehen, ist der Kirchenbann und die vorsichtige Benüzung des Streites zwischen den teutschen Grossen und ihrem Könige. Was Leo IX. und Heinrich III. in friedlicher Eintracht miteinander ausführen wollten, führt Gregor VII. allein aus. Heinrich IV. wird das bedauernswerthe Opfer dieses unseligen Kampfes, der den Völkern ihr Blut und ihre Freiheit, ihre Sittlichkeit und ihren Frieden für Jahrhunderte raubte.

§. 92.

Der König und seine Fürsten.

Die teutschen Nazionen mit Kindern zu regiren, war jezt eine höchst schwierige Sache. Der Nachfolger des Kaisers aber, ein Kind von fünf Jahren: was konnte das bei hundert schwierigen Verhältnissen dem Reiche nüzen? Den vom Vater entworfenen Plan: wer sollte ihn ausführen? Welcher Grosse des Reiches? Oder vielleicht die Kaiserin Wittwe, Agnes? Werden die Teutschen einem Weibe ihre Privilegien opfern wollen, wenn sie dieselben keinem Manne geopfert haben? Und wirklich hatte der Kaiser die Vormundschaft und damit auch die einstweilige Regirung in seinem Testamente der Kaiserin Mutter übergeben. Zum Erzieher des Prinzen wurde der Bischof von Augsburg, Heinrich, befördert. Derselbe war ein stattlicher Mann, und eben deswegen von der Kaiserin, deren Jahre sie das männliche Geschlecht nicht verachten liessen, sehr geschäzt. Dadurch aber wurde die Zwietracht im Reiche nur mehr geschürt.

Sachsen und Bajern waren höchst unzufrieden über die immerwährende Kinderregirung oder vielmehr bedeutungslose Nichtregirung ihrer Herzoge. Zudem wollte Agnes Bajern an keinen Herzog mehr verleihen, um dasselbe schon nach den Absichten ihres Gemals mit der Krone zu verbinden. Sie besezte die erledigten Stellen der Markgrafschaften auch nur im Interesse des Throns.

Es war der herrschenden Agnes bei nothwendiger Wiederbesezung des bajerischen Herzogthums ein doppelter Zweck vor Augen, einen tüchtigen Mann zur Leitung allenfallsiger Kriege und einen Freund für ihr Interesse zu finden. Beide Zwecke glaubte sie in der Person Ottos, Grafen von Nordheim, erreicht. Allein sie betrog sich in ihren Vorausseszungen. Der Nordheimer war nicht dazu geschaffen, einem Weibe seinen männlichen Charakter zu opfern. Agnes aber wollte nichts Anderes. Daher verband sich der neue Herzog gerne mit den Feinden der herrschsüchtigen Frau, und an ihrer Spize stand Hanno, der Erz-

bischof von Köln. Vorläufig wurde von den Verschwornen beschlossen, den jungen Heinrich seiner Mutter zu entreissen, und unter die Vormundschaft des Erzbischofs, nie mehr aber unter die des Augsburger Bischofs zu geben; denn von ihm und der Kaiserin wollten keine vortheilhaften Sagen im Reiche verlauten. Jedoch ahnete die Kaiserin von der Verschwörung Nichts. Sie kam daher ohne Verdacht, Pfingsten 1062, nach der Rheininsel Kaiserswerth, um dort ein festliches Mittagsmahl einzunehmen. Auch der junge König saß an der Tafel. Als das Mahl eingenommen war, beredete man den jungen Monarchen, eine kleine Lustfahrt auf dem Rheine zu machen. Der Himmel war heiter, und das Anerbieten daher auch leicht annehmbar. Das Schiff wurde bestiegen, und die Fahrer brachten dasselbe in die Mitte des Stromes. Der junge König, aus den trozigen Mienen der Verschwornen die Gefahr ahnend, springt in's Wasser. Ihm nach Graf Ekbert. Der König wurde gerettet und nach Köln gebracht. Ermorden wollte man ihn nicht, nur seiner herrschsüchtigen aber klugen Mutter aus den Händen reissen.

Dessen ohngeachtet gewinnt der geraubte Heinrich weder seinen Lebensretter, und noch weit weniger den Erzbischof von Köln lieb. Aber auch das Volk wird empört über die Behandlungsweise des Königs. Es fruchtet nichts, daß Hanno Reichsgüter an Unzufriedene verleiht; nichts, daß er ein Gesez erläßt, vermöge welchem jeder Bischof, in dessen Sprengel der junge König sich aufhalte, die Reichsgeschäfte versehen dürfe. Der Haß gegen die verübte Gewaltthätigkeit bleibt. Da entschließt sich der kluge Hanno, den Erzbischof Adalbert von Bremen zum Mitregenten zu nehmen. Dadurch wurde jedoch Beider Lage in den Augen der Grossen nicht besser. Zwar hatte sich Hanno den Sachsenherzog Ordulf zum verbindlichen Freunde durch Verleihung des Herzogthums und anderer Reichslehen gemacht; allein Nichts war auf einem Reichstage gesezlich verhandelt worden, und Hanno und Adalbert blieben immer nur usurpirende Kronräuber, die nicht vergassen, bei diesem betrübenden Zustande des Reichs und der

Regirung ihren Interessen das Meiste zuzuwenden. Hanno erhielt den neunten Theil des königlichen Schazes, und raubte sich unter dem Mantel der Frömmigkeit sehr viele andere Güter für seine und seiner Anhänger Kirchen; ebenso schläferte man den Muth verdächtiger Grossen durch Ertheilung von allerlei Lehen ein, und dieses entehrende Regiment wurde von Bischöfen, von Männern, deren Interesse zunächst nur das Christenthum sein sollte, geübt. Man sah nur auf die Gunst der Herzoge und Bischöfe. Alle, die unter ihnen standen, besassen unter der Herrschaft jener beiden Räuber ein unsicheres Eigenthum. Mit der Macht des Königs mußte es aus diesen Gründen täglich schlechter stehen.

Die Verwirrung im Reiche nahm zu. Aebte und Bischöfe scheuten sich nicht, um geraubtes Gut selbst im Tempel des Herrn Blut zu vergiessen, kurz die Ungesezlichkeit der beiden Regenten brachte das Wohl des Reiches an den Rand des Abgrunds. Selbst Hanno und Adalbert waren unter sich uneinig. Adalbert suchte seine Uebermacht dadurch geltend zu machen, daß er nicht so sehr auf die Bereicherung seiner kirchlichen Güter, als vielmehr auf die Vergrösserung seines Regentenglanzes sah. Er schloß sich mehr an die kleineren, und verachtete die grössern Machthaber. Dadurch blieb er in den Augen des Volkes ein unpartheiischer Verehrer der Gesezlichkeit des kleineren Eigenthums, und nebenbei wußte er sich auch die Gunst des jungen Königs durch scheinbare Ergebenheit und Artigkeit zu erwerben. Da der König den Hanno verachtete, so suchte auch Adalbert in allen dem, was Hanno wollte, das Gegentheil zu thun, um die Trennung immer mehr zu fördern, und allein am Ruder der Regirung zu stehen. Daraus folgte die offene Mißachtung der Regirung und das Sinken der teutschen Königswürde.

Selbst die Römer kehrten sich bei ihren Papstwahlen schon nicht mehr an die Regentschaft, indem Hanno diesen, Adalbert jenen zum Papste begünstigte. Jeder suchte für sich mehr als je in diesen Zeiten der Unsicherheit seine Macht zu bevestigen, und sich vom Könige durchaus unabhängig zu machen.

Adalbert verleitete dabei den jungen Heinrich zu allerlei entnervenden Ausschweifungen, um desto sicherer einst von ihm Alles zu erlangen, was er wollte. Endlich brachte er es 1065, als Heinrich fünfzehn Jahre zählte, dahin, daß Hanno entfernt, und der bevormundete König mündig gesprochen wurde. Längere Zeit vorher schon hatte Hanno den Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte verloren.

Neben Adalbert existirte am königlichen Hof ein junger Freund des Königs, der in vieler Beziehung sein Feind war, Graf Werner, und dieser mußte den König in allen jenen Stücken verführen, in welchen ihn der Herr Erzbischof nicht verführen konnte. Dem Namen nach hörte also jezt die Vormundschaft nach der Wehrhaftmachung des Königs auf, in der That aber dauerte sie mehr, als je, fort. Kein Wunder also, daß der König sich plözlich von allen Seiten, mit Ausnahme weniger ehrlichen Freunde, verlassen sah, als er unabhängig zu regiren beginnen wollte. Fürsten und Bischöfe begannen einen Kampf, wie nie, gegen die Autorität des jungen Königs, und wer möchte es noch Heinrich IV. zum entehrenden Verbrechen anrechnen, wenn er mit blossen Füssen vor dem hochmüthigen Canossa Busse that! Nicht er war die nächste Ursache dieser Entehrung. Seine Erziehung und die verbrecherische Verführungskunst des Adalbert mit den habsüchtigen Interessen des Erzbischofs Hanno sind es gewesen.

Die Opposizion der Herzoge und höhern Geistlichkeit gegen den König lag zu offenbar im Interesse des Papstes, und es gehörte nur Gregor VII. dazu, um das allenthalben wankende Ansehen des Thrones vollends zu stürzen, und auf seinen Trümmern das unchristliche Gebäude der in ihrem Entstehen leider höchst profanen Hierarchie zu errichten. Alles, was kam, mußte kommen.

Die Thorheit und Verderbtheit der Zeit war schon vollends auf einen Grad gestiegen, daß nichts mehr fehlte, als der für Teutschland, ja für ganz Europa unpolitische Gedanke, in Jerusalem das Heil der Welt zu suchen, und auf den

Trümmern des heiligen Grabes ihren Untergang zu erwarten. Dieser Gedanke kam auch wirklich zur Reife.

Es war im Herbste des Jahres 1064, als von allen Seiten Pilgrime nach Regensburg strömten, um von hier aus die Wanderung zum heiligen Grabe zu unternehmen. Bischöfe, Grafen und Aebte standen an der Spize des Zuges. Alle waren gerüstet auf das schon so oft verkündete Weltende. Die prächtigsten Rüstungen wurden mitgenommen, um nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand sich den Eingang der heiligen Stadt Jerusalem zu erzwingen. Allein die Sarazenen mordeten die Meisten, und Viele starben an Krankheiten; die Wenigen, die zurück kamen, hatten Vieles, aber das heilige Grab nicht gesehen. So war der erste Kreuzzug vorübergegangen, ohne Resultat für die nachfolgenden. Die zurückgekommenen Bischöfe wurden von dem Kaiser reichlich belohnt.

Während nun dieses geschah, suchte der Erzbischof Adalbert seinen König mit dem Neze der auffallendsten Schlechtigkeiten immer mehr zu umstricken. Heinrich IV. wurde der ausschweifendste Tonangeber seiner Zeit. Es war empörend, und alle Geschichtschreiber jener Zeit stimmen darin überein, den König die Ehre unzähliger Jungfrauen unter Mord und Brand seiner Lust opfern zu sehen. Nichts war dem rasenden Leidenschaftler heilig. Was er mit Worten nicht erreichen konnte, suchte er durch Gewalt zu erzwingen. Unkeuschheit zu treiben war sein liebstes Geschäft. Auch Adalbert war mit den raschen Fortschritten des jungen Königs in der Sinnlichkeit zufrieden, ein niederträchtiger, abgefeimter und grausamer Bösewicht, der Bisthümer und Abteien um die beträchtlichsten Geldsummen verkaufte, der den Fluch der Kaiserin Mutter und der ganzen Nachwelt auf sich trägt. Heinrich IV. ist unstreitig das Opfer zweier entarteten Priester geworden, die nicht mehr und nicht weniger, als höchst intrigante, selbst das ganze Staatswohl gefährdende Bösewichter gewesen sind.

Durch die enorme Bedrückung Adalberts wurden die Bür-

gerkriege und der Haß gegen den König immer lauter. Es entstanden allenthalben Burgen, um bei jener fürchterlichen Verwirrung wenigstens so viel als möglich sein Eigenthum zu schüzen. Dafür errichtete sich der König feste Schlösser, um seiner Lust, Jungfrauen aus dem Schooße jammernder Familien zu rauben, zu fröhnen. Während nun die Unordnung im Reiche sich vergrösserte, alle Sittlichkeit und Moral vom Throne schwand, Adalbert von Allen tief verachtet wurde; sammelte sich der hintangesezte Hanno Freunde. Zulezt fanden sich zwei Partheien im Reiche, von denen die dem Adalbert feindliche die mächtigere war. Auf ihrer Seite standen Bajern, Sachsen, Schwaben und die fränkischen Erzbischöfe. Mit Waffengewalt wurde dem wüsten König die Zufuhr nach Goslar abgeschnitten. Hierauf berief der Erzbischof von Köln einen Reichstag nach Tribur. Der König hatte zwar allein das Recht, einen solchen zu berufen; aber jezt war seine Macht schon so sehr gesunken, daß man dieselbe allgemein verachtete. Um nun nicht gar abgesezt zu werden, reiste er ebenfalls dahin. Einstimmig wurde nun dort der Ausspruch gethan, der König müsse entweder abdanken, oder den Erzbischof Adalbert entfernen. Das Leztere geschah, und eben dadurch war zum Erstenmal der Stolz des Königs gebrochen, und seine Macht geschmälert. An die Stelle Adalberts aber trat Hanno als erster Minister des Throns, und die Sache blieb, wie sie war.

Das Bedrückungssystem dauerte fort. Reichsgüter wurden, wie früher, zersplittert. Die öffentliche Verwirrung stieg von Tag zu Tag. Da verehlichte sich der sechszehnjährige König mit Bertha, des Markgrafen von Susa Tochter, vollzog jedoch die Pflichten der Brautnacht aus Abscheu gegen seine Gemalin nicht. Der König wollte die Scheidung; Hanno nicht. Auf der Seite des Leztern war selbst der Papst. Dessenohngeachtet blieben sich beide Gatten in Beziehung auf eine nähere Berührung fremd. Auf einem Reichstage in Mainz 1069 bestimmten die Fürsten unter Anführung des päpstlichen

Legaten Damiani die Unzertrennlichkeit der Ehe, und 1071 gebar Bertha ihrem Gemal den ersten Sohn.

Damals war Adalbert wieder an der Spize der Geschäfte. Der König, stets feindlich gesinnt gegen Hanno, hatte ihn zurück berufen. Der Sachsenherzog, Adalberts unversöhnlicher Feind, war gestorben, und nun glaubte der König durch Adalberts Wiederaufnahme dem Volke Troz bieten zu dürfen. Kaum war daher der grausame Erzbischof wieder an der Spize, als er sich alle Mühe gab, den Bajernherzog Otto von seiner Würde zu verdrängen. Auch Heinrich war durchaus gegen Otto feindlich gesinnt. Daß derselbe auf Hanno's Seite gewesen war, konnte die rachsüchtige Parthei des Königs nicht vergessen.

Um ihn nun von seinem Herzogthum zu entfernen, wurde folgendes Verbrechen geübt. Ein Wüstling, Egino, von freier Geburt zwar, aber vom schlechtesten Rufe, mußte öffentlich aussagen, er sei von dem Bajernherzog gedungen worden, den König umzubringen. Am 1. August 1070 wurde demnach ein Reichstag gehalten, auf welchem der Herzog der schändlichen Anklage widersprach. Jezt sollte der Zweikampf entscheiden. Otto jedoch wollte mit einem Menschen von dem schlechtesten Rufe nicht kämpfen, sondern in einem Fürstengerichte die streitige Sache entschieden wissen. Das versagte der König. Jezt gieng Otto nach Sachsen, sammelte sich Freunde, und bekriegte den König. Dieser ließ daher durch eine Versammlung von Grafen, welche insgesammt auf königlicher Seite waren, den Herzog absezen, und an seine Stelle ernannte er des Herzogs Schwiegersohn, Welf I., im Jahre 1070.

§. 93.

Großartiger Kampf zwischen Königthum und Aristokratie und daraus folgende Entwickelung der Hierarchie.

Keine Zeit in der Geschichte unseres Gesammt-Vaterlandes, in der Geschichte der Teutschen, ist wichtiger, als die

folgende. Fürsten und Völker, König und Papst waren in der heftigsten Aufregung. Bürgerkriege dauerten länger und heftiger als je. Sittenverderbniß nahm reissend zu, die Religion, der moralische Wandel der Völker, ab. Die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts ist die Grundlage der Reformazion und der Erscheinungen der neuesten Zeit.

Otto, Herzog von Bajern war abgesezt, und König Heinrich unter Adalbert allenfalls noch mächtig genug, einen Fremden, wenn er seinem Plan nüzlich sein konnte, selbst mit Umgehung der bajerischen Wahlgeseze auf den herzoglichen Thron zu heben. Keiner unter den Grossen des teutschen, noch weit weniger des bajerischen Landes war mächtiger, war reicher, als Welf. Lange schon hatte derselbe auf seinen Gütern in Bajern gelebt, und mit dem Herzoge Otto II. vertrauten Umgang gepflogen. Die herzogliche Tochter Ethelinde ward der Preis jener Freundschaft. Da wurde Otto vertrieben, und mit seiner Vertreibung endete auch Welfs Freundschaft zu seinem Schwiegervater. Er unterstüzte von nun an den König, des Herzogs Feind. Heinrich bedurfte Geld und Welf besaß dessen genug. Rudolf von Schwaben mußte daher den König überreden, das Herzogthum Bajern an den reichen Italiener zu verkaufen.

Aber Heinrich fürchtete die Rache der Gemalin Welfs, der Tochter des von ihm vertriebenen Herzogs, und sezte daher zur Erlangung Bajerns die Bedingung einer Trennung zwischen Welf und Ethelinde vest. Welf, gerne die Liebe der Macht opfernd, verstieß seine Gemalin, und wurde unter dem Schuze einer königlichen Kriegsmacht in Regensburg von den versammelten Grossen zum Herzoge von Bajern angenommen, nachdem ein Jahr zuvor der König in Goslar das Herzogthum am 25. Okt. 1070 ihm bestimmt und am 25. Dez. wirklich verkauft hatte. Als er seine neue Würde besaß, wurde er des Königs Feind. Wie Bajern war Sachsen.

In eigenen Landen nährten beide die Unzufriedenheit gegen Heinrich, und dennoch nahm Welf auf dem Landtage in Regensburg 1072, wo Disziplinarvorschriften gegen die ein-

reissenden Sittenverderbnisse des Volkes unter dem Vorsiz des Königs erlassen wurden, den zweiten Plaz ein. Die Zeit, offen aufzutreten, war noch nicht gekommen. Vorerst handelte er heimlich, aber dennoch nachdrücklich genug, um dem Könige seine Macht zu verringern. Aber Adalbert, des Königs schamloser und herrschsüchtiger Rathgeber, war gestorben. An seine Stelle trat wieder durch allgemeinen Reichsbeschluß Hanno von Köln, der aber schon zu alt war, um den jezt täglich wichtiger werdenden Staatsgeschäften gewachsen zu sein. Er gab sein Amt daher bald wieder in die Hände des Königs zurück.

Heinrich aber, täglich mehr zur Vernunft erwachend, übersah jezt um so ergriffener den Abgrund, an dessen Rand die königliche Macht durch die Umtriebe der Grossen gekommen war. Er erinnerte sich an die großartige Politik seines Vaters, und der Entschluß ward in seiner, in lichten Momenten allerdings reuigen Seele reif, dieselbe Politik auch zu verfolgen, und den Glanz seines Thrones durch die Einschränkung der Macht seiner Grossen wieder zu erhellen. Ebendeshalb wendete er sich von den hohen, seiner Macht beständig mißtrauenden Fürsten hinweg, und suchte sich, wie Keiner vor ihm, Freunde im niederen Adel und im Bürgerstande. Dort waren ohnehin die Talente häufiger geboren, als in dem Stande der Großadeligen.

Nach dem Tode des Bremer Erzbischofs Adalbert, und der Abdankung des Kölner, Hanno, vertraute er sich somit dem Ritter, Ulrich von Kosheim, einem nicht unwürdigen Manne. Derselbe war gewissermassen sein erster, aber geheimer Minister. Eben so wie bei den weltlichen, machte es der König auch bei den geistlichen Aemtern. Leuten vom niedersten Stande verlieh er die höchsten Würden der teutschen Kirche. Bei dieser Politik mußte jedoch der schon bestehende Kampf von Tag zu Tag heftiger werden. Heinrich dachte nicht daran, daß, wenn man Niedrige erhebt, dieselben oft höher steigen wollen, als sie schon stehen. Alle jene neuen Günstlinge von unbedeutendem Adel oder vom Bürgerstande erinnerten sich in ihrer Erhebung nicht mehr der vorigen Lage.

Ohne Vermögen suchten sie sich ein solches zu verschaffen, und die Regirungsart eines früher Einzigen, eines Adalbert oder Hanno, wurde jezt von Vielen, und daher auch zu grösserem Verderben des Landes geübt. Die Verkaufung von geistlichen Stellen kam an die Tagsordnung. Wer etwas werden wollte, mußte für viele Hände Geld in Menge haben. Der König selbst war ja dem lockenden Metall für seine häufigen Bedürfnisse nicht abgeneigt. Viele Klagen über die verderbliche Simonie selbst von Rom aus kamen an sein Ohr. Er hörte sie nicht. Die Folgen waren nicht zu vermeiden. Die Grossen wurden von Tag zu Tag mehr erbittert; die Partheien gerüsteter zum offenen Kampf.

Da starb am 18ten April 1073 Papst Alexander. Heinrich war demselben sehr gram gewesen; denn die unzufriedenen teutschen Fürsten hatten oft Ursache gegeben, daß der Papst an den König ernsthafte Mahnungen wegen der allenthalben begünstigten Simonie ergehen ließ. Schon am 22ten desselben Monats hatten die Kardinäle den Kanzler Hildebrand unter dem Namen Gregor VII. zum Papste gewählt. Das römische Volk aber billigte die Wahl einstimmig. Der neue Papst, weltklug, ernst, talentreich, schlau in Abfassung seiner Plane und eisern in Ausführung derselben, war politisch genug, anfangs wenigstens nicht, den teutschen König, von dem seit längerer Zeit schon die Wahlbestätigung des Papstes abhing, sich zum Feinde zu machen. Er schrieb daher an Heinrich, daß er wider seinen Willen einstimmig zum Papste gewählt sei, und da der über die Eigenmächtigkeit der Römer erbitterte König den Grafen Eberhard nach Rom schickte, um die näheren Verhältnisse besonders deswegen zu erkunden, weil die teutschen Fürsten nicht allzu vortheilhaft sich über die Herrschsucht Hildebrands geäussert hatten, jener aber eine sehr demüthige Antwort zurück brachte; so billigte und bestätigte der König die Wahl seines ärgsten Feindes, worauf denn im Beisein des königlichen Kanzlers, Bischofs von Vercelli, die feierliche Consekrazion, am 29ten Juni 1073, in Rom erfolgte.

Während dieses wichtigen, für die ganze Kirche durch Jahrhunderte einflußreichen Vorganges brach der Sachsenkrieg aus. Sechzigtausend Mann hatten sich unter feuriger Begeisterung des früheren Herzogs von Bajern gesammelt und einstimmig wurde beschlossen, den König unbedingt aufzufordern, seine jezigen Rathgeber zu entlassen und die alten Verhältnisse, wo ansehnliche Fürsten und Bischöfe um den Monarchen standen, wieder herzustellen. Die an Heinrich abgefertigte Gesandschaft erfüllte ihre Pflicht mit den derbsten Ausdrücken in Gegenwart des Königs. Seine Huren und anderes schlechte Gesindel solle er entlassen, nicht die fluchwürdige Simonie mehr treiben, sondern ehrlichen Leuten die Aemter des Staates und der heiligen Kirche übergeben; thue er es nicht, so kündige ihm hiemit das ganze Sachsenvolk den Gehorsam auf. Als nun der König diesen Derbheiten mit Entrüstung noch derber antwortete; da ward der Krieg gegen den muthwilligen Kroninhaber beschlossen. Das grosse Sachsenheer stürmte auf Goslar zu, und Heinrich floh in größter Eile auf seine Veste, Harzburg. Aber auch von hier mußte er entfliehen. Da sollte ein Aufgebot gegen die abtrünnigen Sachsen zu Stande kommen. Während sich ein Theil der Fürsten mit diesem Umstande beschäftigte, zerstörten die Sachsen alle königlichen Schlösser in ihrem Gebiete und der Krieg wurde drohend für die Existenz des Königs. Auf einem Reichstag in Gerstungen wollte man sogar die Absezung des Monarchen aussprechen. Die schändlichsten Lasterthaten wurden ihm vorgeworfen. Er habe sogar Aufträge an bestimmte Personen ertheilt, mehrere Grosse des Reiches ermorden zu lassen. Auf jenem Reichstag war der König nicht zugegen und die Erbitterung wider ihn war auch um so heftiger. Ja es sollte sogar zum Zweikampf zwischen Rudolf, dem Herzoge von Schwaben, und dem Könige kommen. Ulrich von Kosheim hinderte ihn jedoch. Heinrich floh nach Regensburg, wo er sich kurze Zeit aufhielt.

Da versammelte sich ohne ihn ein zweiter Reichstag in

Mainz. Auf demselben sollte Heinrich abgesezt, und Rudolf, Herzog von Schwaben, an seine Stelle gewählt werden. In dieser verzweiflungsvollen Lage warf sich der Monarch — ein bisher unerhörtes Ereigniß — in die Arme der Bürger von Worms. Diese, durch eine königliche Aufforderung um Hilfe gerufenen Städter, fühlten sich geschmeichelt und schwuren in stolzer Erbitterung, dem Bedrängten Hilfe zu leisten. Gewaffnete Schaaren verjagten sogleich den Bischof sammt seinen Dienstmannen und die in Mainz versammelten Reichsstände flohen vor der neuen Erscheinung. Allein Heinrich lud sie nach Oppenheim, wo troz vieler Erniedrigung der Versöhnung doch kein Raum gegönnt worden ist. Im Gegentheile fielen der Fürsten immer noch mehr von seiner Parthei ab und der Friede war nicht zu hoffen. Heinrich, erwacht zum Selbstbewußtsein, bot nun alle Reichsfürsten auf, ihm Hilfe gegen die Sachsen zu leisten. Schwaben, Bajern, Kärnten, Lothringen, Mainz und Köln versagten diese Hilfe. Wenige gaben sie. Doch brachte der König ein Heer von etwa 20,000 Mann zusammen, und mit diesem zog er gegen die Aufrührer nach Hersfeld. Aber die Feinde standen noch einmal so stark an der Werra. Als er dieses hörte, ließ er unterhandeln. Der Friede kam für den König auf eine höchst nachtheilige Art zu Stande. Seine Burgen in ganz Sachsen wurden nach den Bestimmungen desselben zerstört. Allein da die Reichsfürsten zur Friedensschliessung nicht beigezogen waren; so warfen sich viele, unter andern auch Rudolf von Schwaben, in die Arme des Königs, eifersüchtig auf die Vortheile, die der Friede den Sachsen gesichert und dem Könige genommen hatte. Im Jahre 1075 schrieb der König deßhalb einen Reichstag nach Straßburg aus. Alle Fürsten erschienen. Der Krieg gegen Sachsen wurde einstimmig beschlossen. Alle brachten ihre Häuflein. Bajern, Schwaben, Ober- und Niederlothringer und Böhmen erschienen; jede Nazion unter ihres Fürsten Befehl.

Am 13ten Juni 1075 erfolgte die fürchterliche Schlacht von Hohenburg. Otto von Nordheim stand an der Spize der Sachsen; König Heinrich an der der Reichsarmee. Heinrich

blieb Sieger. Aber er mußte seinen Heerbann sich wieder auf den Oktober nach der Erndte sammeln lassen. Allein die teutschen Fürsten wünschten keinen Krieg mehr, und der König war endlich gezwungen, Frieden zu schliessen. Mehrere sächsischen Grossen wurden in entfernte Provinzen als Gefangene abgeführt.

So war denn der Sachsenkrieg geendigt; aber Heinrich, durch so viele bittere Erfahrungen über die Verhältnisse seiner Zeit belehrt, blieb dessenungeachtet immer noch auf seinem Plan, die oberste Herrschaft unabhängig in seiner Person zu begründen, ohne Rücksicht auf die durch seine vielen und grossen Fehler schon mehr als er unabhängig gemachten Fürsten. In seine Streitigkeiten aber mischte sich jezt ein anderer und bei Weitem heftigerer Feind, als Heinrich jemals erwarten konnte, der Papst, Gregor VII. Schon bei ausgebrochenem Sachsenkriege hatte er an den König eine Botschaft geschickt mit dem Auftrage, dem Könige jeden Kampf zu untersagen, bis seine Legaten die Streitigkeiten zwischen ihm und den Sachsen geschlichtet haben würden; eine im teutschen Reiche unerhörte Sprache, obgleich sie sehr christlich schien. In Kirchensachen verargte Niemand die päpstliche Einsprache; aber in weltlichen Dingen war's denn doch zu auffallend, einen früheren Mönch so kräftig sprechen zu hören. Gregor jedoch sah Alles voraus, und seine Plane blieben unerschüttert. Ein Mann voll Kraft des Willens und Geistes, hatte er nichts Geringeres im Sinne, als den teutschen König und nach ihm alle anderen von sich abhängig zu machen, die Kirche, mit einem Worte, über den Staat zu stellen. Die mißlichen Trennungsverhältnisse zwischen dem Könige und den Grossen in Teutschland, das rohe Christenthum des Volkes, die Schwachheit der Gemüther begünstigten sein Vorhaben. Seiner Persönlichkeit, seiner eisernen Härte des Charakters konnte man das Gelingen seines Wollens nicht versagen. Seine Eingriffe in die weltliche Macht leitete er aus dem stolzen Saze ab: der Papst ist an Gottes Statt auf der Erde, also steht er auch über den Königen, denn

die Könige müssen, da es nur Einen Gott und Einen Papst gibt, ihr Recht von ihm unmittelbar herleiten. Jede Krone ist also ein Geschenk des heiligen Vaters. Er kann sie geben und nehmen, wie jede Kraft, zu lösen und zu binden, nur ein Ausfluß der päpstlichen Gewalt ist. — Zudem waren durch die politischen Verhältnisse der Bischöfe und Erzbischöfe zum Könige die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten gewöhnlich so innig miteinander verbunden, daß es dem Papst von Tag zu Tag leichter ward, sich in beide und, seinem Plane gemäß, vorzugsweise in die lezteren zu mengen, und so nach und nach ein Uebergewicht geltend zu machen, welches in seiner Verwerflichkeit Millionen das Leben und die Ruhe des Lebens geraubt hat.

Zunächst gab sich Gregor VII. alle Mühe, Italien ruhig und für sein Interesse beistimmig zu machen. Zu diesem Zwecke gewann er in Unteritalien einen grossen Theil der Normannen und die Gräfin Mathilde, die reiche und schöne Tochter des Markgrafen von Tuszien, Gemalin des später auf die schimpflichste Art ermordeten Gozilos in Oberitalien. Mathilde war unstreitig eine der scharfsinnigsten Frauen ihrer Zeit, und schon deswegen gerne an der Seite des schlauen Gregor. Erhaben über gewöhnliche Leidenschaften war ihr der geistliche Stand am Papste um so lieber, als auch dieser der eifrigste Gegner aller Ueppigkeiten und moralischen Entartungen nach den Einen gewesen, nach den Anderen nicht gewesen sein soll. Abgesehen von Verdammniß oder Erhebung des unstreitig grossen Papstes, wollen wir ihn auch weder in die Sphäre der Götter noch in die der Dämonen versezen; sondern vielmehr glauben, er sei ein sehr tüchtiger Mensch gewesen, der in der Verbannung mit den Worten starb: „ich habe die Gerechtigkeit geliebt, das Unrecht aber gehaßt und deßwegen sterbe ich im Exil.“ —

Als nun der Papst hörte, daß mit den geistlichen Aemtern in Teutschland die abscheulichste Simonie getrieben werde; da entschloß er sich, Alles aufzubieten, diesem Laster Einhalt zu thun. Zu diesem redlichen Zwecke hatte er schon im Fe-

bruar 1074 Legaten an den König, der sich damals in Nürnberg befand und eben nach Regensburg reisen wollte, geschickt, und an ihrer Spize war die Kaiserin Mutter, Agnes, die sich schon seit längerer Zeit in Rom aufgehalten hatte, um der Frömmigkeit zu pflegen. Es waren vier italienische Bischöfe. Als der König sie erblickte und nach dem Inhalt ihrer Sendung fragte; antworteten sie: sie könnten ihm auf seine Anfrage bei'm Papste wegen der von den Sachsen zerstörten Harzburg nicht eher Auskunft geben, oder eine Entscheidung ergehen lassen, bis er seine fünf Räthe, welche schon von Alexander II. in den Kirchenbann, wegen Simonie, gethan worden wären, entlassen, und sich selbst einer von dem heiligen Vater zu bestimmenden Kirchenbusse unterworfen habe. Auf Zureden der frommen und dem päpstlichen Willen gänzlich beistimmenden Kaiserin entließ der König die bezeichneten Räthe, beichtete und wurde absolvirt. Hierauf baten die italienischen Bischöfe den König, eine Kirchenversammlung in Teutschland berufen zu dürfen. Heinrich hätte auch in dieses Begehren eingestimmt; aber der Erzbischof von Bremen, Liemar, ein weit würdigerer Mann, als Adalbert, sein Vorfahrer, widersprach mit aller Heftigkeit dieser Anforderung, indem er sagte, in Teutschland könne wohl der Papst, aber kein päpstlicher Legat, ausser dem Papste aber nur der Erzbischof von Mainz, eine Kirchenversammlung rechtlicher Weise berufen und derselben präsidiren. Dafür wurde der freimüthige Priester von dem Amte suspendirt und erhielt vom Papste einen starken Verweis über seine Voreiligkeit; aber eine Kirchenversammlung durch die päpstlichen Legaten unterblieb dennoch, und der Erzbischof hatte seinen Zweck erreicht.

Während Alles dieses zum grossen Zweck der Hierarchie in Teutschland und Italien vor sich ging, war Welf, der Herzog von Bajern, immer auf Seite des Papstes; aber, ohne daß Heinrich nur die geringste Muthmassung davon gehabt hätte. Die päpstlichen Gesandten wurden somit entlassen und statt ihnen veranstaltete der Erzbischof von Mainz eine Kirchenversammlung in seiner Residenz, wo er nach päpstlichem Auf-

trag das Verbot der Simonie, die Suspenſion der Simoniſten und endlich das ſtrengſte Interdikt gegen die Prieſterehen erlaſſen ſollte. Allein beinahe alle teutſchen Biſchöfe empörten ſich gegen die vom Papſte anbefohlene Eheloſigkeit, und das Interdikt blieb vorläufig ohne Wirkung. Heinrich befand ſich damals in Regensburg und verſammelte einen Heerbann gegen die Ungarn, welche ihren König Salomon, den Schwager Heinrichs, aus dem Reiche vertrieben und den Geuſa mit heimlicher Beiſtimmung des Papſtes und des Herzogs Welf auf den Thron geſezt hatten, weil derſelbe die Plane des heiligen Vaters eifrigſt zu unterſtüzen verſprach. Allein der König brachte wegen der drohenden Sachſenkriege wenig Mannſchaft zuſammen, und Geuſa blieb Chef der uſurpirten Regirung. Salomon und ſeine Gemalin wohnten von nun an in Regensburg, wo ihnen der König einen eigenen Palaſt eingeräumt hatte.

Papſt Gregor hielt, als ſeine vier Legaten wieder nach Rom zurück gekehrt waren, in Rom eine Kirchenverſammlung und in derſelben wurde der folgenreiche Saz ausgeſprochen: „alle ſchon erlaſſenen Dekrete ſind auf eine noch mehr zu ſchärfende Art gültig, und alle Biſchöfe, die ſich ihnen widerſezen, ſind ihres Amtes ſuspendirt; ferner, wer aus der Hand eines Weltlichen ein Bisthum oder eine Abtei annimmt, verfällt der Strafe der Exkommunikazion ſo gut, wie jener Fürſt, der ſolche Aemter verleiht.“

Damit hatte denn der Papſt mit Einemmale ſeine Herrſchaft über die geiſtliche bisher geübte Dispoſizionsgewalt der Fürſten ausgeſprochen, und die Folgen werden lehren, wie mächtig der heilige Vater durch jenen Ausſpruch geworden iſt. Der Papſt will von nun an nicht blos Oberlehensherr aller kirchlichen, ſondern auch aller weltlichen Hochämter ſein. Die Schärfung oben genannter Edikte beſtand darin, daß ohne viel zu fragen, alle Prieſter, welche in Verbindung mit Frauen leben, ihrer Würden verluſtig ſein ſollten, wenn ſie nicht ſogleich das Band der Ehe zerreiſſen.

Neue Legaten wurden somit wieder nach Teutschland gesendet, obgleich der Papst wohl wußte, wie schlimm es dem Mainzer Erzbischof sammt seinem guten Willen bei der lezten selbst noch milderen Dekretsverkündung gegangen war, und jene erhielten den Auftrag, ungesäumt die diktatorischen Beschlüsse der römischen Kirchenversammlung überall zu verkünden. Der Papst kannte das teutsche Volk. Er wußte, daß der Klerus durch seine Sittenlosigkeit sehr in Mißachtung bei dem niederen Theile der teutschen Nazionen gekommen war, und daß er also von dieser Seite volle Unterstüzung finden werde. Die Legaten erschienen zunächst in Bajern, wohl wissend das geheime Einverständniß des Herzogs Welf mit dem Papste. Allein dort hielt die Verkündigung der Gregorianischen Dekrete sehr schwer. Beinahe alle Priester waren verehligt, hatten Familie und waren schon von der Natur verpflichtet, diese nicht zu verlassen. Es erfolgte somit eine allgemeine Weigerung der Verkündigung derselben durch die Diözesanen. Gregor aber ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er drohte vielmehr dem gesammten Klerus der Teutschen mit der Suspension. Das wirkte. An manchen Orten wagten die Bischöfe die Dekrete zu verkündigen. Der Bischof von Passau las dieselben in der Stephanskirche einer geistlichen Synode vor. Aber die Erbitterung der Zuhörer wuchs mit jedem Worte. Halt ein, riefen Alle; der Papst, der die Ehelosigkeit von uns will, ist wahnsinnig. Seit uralten Zeiten haben die Priester Weiber gehabt, und jezt werden wir nicht anfangen, uns von denselben zu trennen. Der Bischof Altmann wollte jedoch mit seiner Stimme den Aufruhr übertäuben; da verhinderte aber der Probst Egilbert thätlich die fernere Verkündung. Klerus und Volk, Alle kamen zum Aufruhr. Die Mönche begünstigten natürlich den Papst, die Weltpriesterschaft den Domprobst.

Da kam der König. Alle Priesterweiber nahmen die Zuflucht zu ihm. Den Frauen aber zu widerstehen, war nicht König Heinrichs Sache. Er trat auf die Seite der päpstlichen Feinde. Dadurch war der Kampf zwischen ihm und dem

energischen Papst wiederholt offen erklärt. Der Bischof Altmann von Passau, ein ächter Römling, mußte fliehen. Da schrieb der Papst eine Kirchenversammlung aus, worauf jedoch weder teutsche Bischöfe noch römische Legaten erschienen sind.

So wuchs denn die Erbitterung mit jedem Tage. Die Sachsen waren unterworfen und der König schritt auf der schlüpferigen Bahn seiner Politik immer weiter. Der Haß gegen seine Gewaltstreiche nahm zu, und es waren bei der Schlauheit des heiligen Vaters wohl ernstere Schritte zu muthmassen.

Es war im Jahre 1076, als Gregor neuerdings Gesandte an Heinrich schickte, mit der wiederholten Aufforderung, alle geistlichen und weltlichen Theilnehmer der Simonie von ihren Aemtern zu entfernen. Ja es traf jezt sogar die Aufforderung in Goslar ein, Heinrich solle vor einer Synode in Rom sich gegen die vielen Anschuldigungen vertheidigen und über die vielen Verbrechen, die man ihm zur Last lege, verantworten. Thue er es nicht; so werde man ihn aus dem Schooße der Kirche verstossen.

Der König, bekanntlich rasch und rauh, ließ statt aller Antwort die päpstlichen Gesandten aus seinem Palaste hinaus werfen, gewiß ein Beweis von der Kultur der damaligen Zeit. Statt nach Rom zu gehen, ließ er die teutschen und italienischen Bischöfe und Aebte auf eine Kirchenversammlung in Worms einladen. Zahlreich erschienen dieselben. Unter ihnen war auch ein aus Rom vertriebener Kardinal. Die Versammlung war höchst stürmisch. Der Erzbischof von Mainz führte den Vorsiz. Da trat der römische Flüchtling vor Allen auf, und las ein Pasquill auf den Papst, welches in Rom öffentlich verbreitet worden war, vor, in welchem dem heiligen Vater die abscheulichsten Verbrechen, Meineid, Ehebruch, ungerechter Besiz des apostolischen Stuhls vorgeworfen wurden. Ausserdem sagte der Cardinal, der Papst sei in Rom allgemein verhaßt, und würde nur einmal ein vester Schritt

gethan, so sei der Abfall aller italienischen Bischöfe von ihm auch gewiß. Daß der Kardinal den Papst haßte, ist klar.

Es läßt sich übrigens füglich annehmen, daß eine solche Sprache gerne gehört wurde; denn König und Bischöfe waren gleich erbittert gegen die Gewaltschritte Gregors. Alles rief wie aus einem Munde: ein solcher Verbrecher könne nicht Papst sein. Die Absezung desselben wird daher ausgesprochen, und eine Gesandtschaft beauftragt, so schnell als möglich dieses Resultat der Wormser Kirchenversammlung nach Rom zu bringen.

Die Gesandtschaft kam eben dort an, als die Bischöfe und Aebte von Italien schon versammelt waren. Der Papst, seiner Sache gewiß, ließ sogleich der Synode die Absezung von Worms und den an den falschen Hildebrand gerichteten Brief des teutschen Königs vorlesen. Die Entrüstung über diese Leidenschaftlichkeit war allgemein. Alle riefen: der Papst sei von Gott und nicht vom Könige eingesezt, daher könne ihn auch kein König absezen. Der Papst aber, als der Nächste nach Gott, könne Bischöfe und Könige von ihren Würden entfernen, denn ihm sei alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben; seine Person sei heilig und unverlezlich, er sei nicht fähig, zu irren; und wer diese Grundsäze nicht glaube, verdiene aus der christlichen Gemeinschaft ausgestossen zu werden, und ein Exkommunizirter könne nicht über Christen gebieten.

Das war genug gesagt. Gregor hatte seinen Zweck erreicht. Mit fürchterlichen Worten sprach er die Exkommunikazionen über den König, und alle jene Bischöfe und Aebte aus, welche an der aufrührerischen Kirchenversammlung in Worms freiwillig Theil genommen hatten. Heinrich, der Verräther der Kirche Christus, sei aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen; er könne somit nicht mehr über Teutschland und Italien herrschen, Niemand sei von nun an mehr verbunden, ihm zu gehorchen.

Die Verdammungsbulle wurde alsdann unter alle Nazionen des teutschen Volkes verbreitet, und somit der Anfang gemacht zur fürchterlich vesten Begründung der Hierarchie. Daß der Papst seinen Zweck, dem Königthum seine Authorität zu rauben, erreichen werde, war vorauszusehen; denn die religiöse Stimmung der damaligen Zeit hing an der päpstlichen Gewalt vester, als an der des Königs, der überdieß so viele Feinde in seinem Reiche hatte, daß er im Augenblicke der Entscheidung weniger auf die Hilfe der Seinigen rechnen durfte.

Die Folgen jener Verdammungsbulle zeigten sich daher auch sehr schnell. Viele Bischöfe, deren Reichthum und seit vielen Jahrhunderten zusammengehäufte materielle Macht nur durch die Ausübung ihres Amtes bedingt war, fielen von der Parthei des jungen brausenden Königs ab, verliessen Teutschland und erpilgerten sich in Rom die Aufhebung ihrer Exkommunikazion. Selbst die weltlichen Grossen des Gesammtvaterlandes zogen sich nach und nach von der königlichen Sache ab und Heinrich stand plözlich wieder verlassen da. Die Sachsen, der Bajernherzog Welf, die Schwaben und Kärntner, viele Bischöfe und Aebte hielten geheime Zusammenkünfte, kurz die alte Verwirrung drohte wieder herein zu brechen. Das waren Teutsche.

Da schrieb der König 1076 auf Pfingsten einen Reichstag nach Worms aus. Die Fürsten erschienen nicht. Er verlegte die Versammlung. Es kam wieder Keiner. Im Gegentheil schrieben Mehrere, sie dürften mit einem exkommunizirten König und seinen gleichfalls im Kirchenbann lebenden Räthen keinen Verkehr haben. Heinrich war natürlich höchst erbittert über diese fürchterliche und seine Macht gänzlich untergrabende Umstimmung der Grossen. Aber Toben, Schelten und Fluchen half nicht. Er sah wohl ein, in ruhigerer Ueberlegung, daß man damit umgehe, ihm die Macht vollends aus den Händen zu winden, und daß man, um diesen Zweck zu erreichen, nur den Deckmantel der mißbrauchten Religion nehme. Der Papst, schlau genug, auf den Trüm-

mern des vernichteten königlichen Ansehens seine Macht zu begründen, begünstigte die feindliche Stimmung der teutschen Stämme und Fürsten gegen ihren Monarchen. Unter der Strafe ewiger Verdammniß verbot er den Christen Teutschlands, für den exkommunizirten König zu streiten. Dem Papste, schrieb er, als dem Stellvertreter Gottes, müsse man mehr, als Menschen, gehorchen; denn die königliche Gewalt sei ein Ausfluß des menschlichen Stolzes, die päpstliche aber ein Ausfluß der Gottheit. Der heilige Vater habe allein die oberste Macht, als Nachfolger des heiligen Petrus, zu binden und zu lösen, und kein König, kein Bischof sei Etwas, ohne den Papst. Die Kirche dürfe nicht dem Staate; sondern der Staat müsse der Kirche dienen. Kein Bischof könne somit ohne den Papst den exkommunizirten König wieder von seinem Bann befreien. Diese Gewalt stehe allein dem heiligen Vater zu. Er müsse daher auch jede Wahl eines neuen Königs, von Seite der Grossen des Reiches vorgenommen, prüfen und bestätigen. Die apostolische Authorität begründe allein jede andere Gewalt, also auch und ganz vorzüglich die der Könige. Sollte von Seite der Kaiserin Mutter wegen ihres Eides einer neuen Wahl eine Einwendung gemacht werden, so habe ja auch der päpstliche Stuhl die Gewalt, Eide zu lösen. Welcher Unterschied zwischen Heinrichs IV. und seines Vaters Zeiten!

Das war doch Alles, was ein Papst nur immer Anmassendes sagen konnte. Der Würfel zu Gunsten der Hierarchie war gefallen, und es war vorauszusehen, daß Heinrich seinem Schicksale unterliegen müsse. Die Bannformeln waren auch fürchterlich. Alle Teufel hatte man aufgeboten, um eine arme exkommunizirte Seele tüchtig zu martern und dem Volke Achtung und Furcht vor der päpstlichen Gewalt einzuflössen. So weit wurde das Christenthum, die Religion der Liebe, durch die Herrschsucht Hildebrands und seiner kurzsichtigen Verbündeten erniedrigt, und dem verderblichen Grundsaz der Priesterherrschaft gefröhnt. Durch solche Anmassungen konnte nur

der Aberglaube mit seinen die Menschheit entehrenden Fesseln siegen, und die Finsterniß allgemein im Laude der Teutschen werden, der Teutschen, denen die Natur eine schönere Bahn tieferen Wirkens vorgezeichnet hatte.

Die Wirkung päpstlicher Aufforderungen erfolgte. Der Abfall vom Könige nahm täglich mehr zu. Die Herzoge von Schwaben, Bajern und Kärnten versammelten sich in Ulm und faßten den Entschluß, eine allgemeine Reichsversammlung nach Tribur zu berufen, um dort den Frieden der Kirche durch die Absezung Heinrichs und die Wahl eines neuen Königs wieder herzustellen. Alle besonderen Streitverhältnisse sollten in jenem wichtigen Momente ganz bei Seite gelegt werden, und ganz ruhig die Verhandlung vor sich gehen.

Der 16te Oktober 1076 erschien, mit ihm die weltlichen und geistlichen Grossen in Tribur. Der Kuß war das allgemeine Versöhnungszeichen zwischen Allen. Gregor VII. hatte zu jenem Reichstage zwei Legaten geschickt, die den Vorsiz der Versammlung führen sollten; König Heinrich aber lagerte Tribur gegenüber, in Oppenheim, weil die Fürsten mit ihm, als mit einem Exkommunizirten, keine persönliche Verhandlung pflegen durften. Es ließ sich das Resultat des Reichstages wohl voraussehen. Alle Anwesenden, vorzugsweise die römischen Gesandten, waren Feinde des unglücklichen Monarchen. Die Frage, ob der Papst einen teutschen König bannen und absezen dürfe, wurde auf dringendes Zureden der päpstlichen Parthei bejaht. Heinrich war also mit Recht im Bann und mit Recht abgesezt; nur hatte der Papst keine Frist bestimmt, innerhalb welcher durch die etwaige Bekehrung des Königs der Bann und die Absezung zurück genommen werden dürfte. Diese Fristbestimmung wurde nun auf jener Versammlung ausgesprochen. Man wollte zwar die Absezung förmlich sankzioniren und zu einer neuen Wahl schreiten; allein die demüthigen Bitten des Königs bewirkten ihm Jahresfrist zur Aussöhnung. Bischof Altmann von Passau, des Papstes Stellvertreter in Teutschland, sollte Heinrichs Beichtvater und Vermittler bei'm heiligen Stuhle werden. Am

Ende wurde also beschlossen, der König solle vorläufig noch den Titel als solcher führen; aber, wenn er binnen Jahresfrist von seinem Bann nicht losgesprochen sei, sei auch die Absezung gültig und man werde dann zu einer neuen Wahl schreiten. Vorwürfe aller Art begleiteten diesen Beschluß. Der Bedingungen waren noch mehrere; aber alle höchst demüthigend für den Monarchen.

Heinrich war wirklich in einer höchst verzweifelten Lage. Man hatte ihm auch verkündigt, daß man nächstes Jahr in Augsburg zusammenkommen und dorthin auch den Papst rufen wolle, um die streitigen Verhältnisse zu einer endlichen Entscheidung zu bringen. Vor dem Papste mußte sich der unglückliche König, der ja doch im Grunde nur die Beute verdorbener Bischöfe und eines herrschsüchtigen Gregors war, am Meisten fürchten. Ihm und jener angedrohten Reichsversammlung zuvor zu kommen war sein Zweck. Gregor und die Grossen, welche mit einander am Engsten seinetwegen verbunden waren, wußten die Aengstlichkeit des jungen Königs wohl zu würdigen. Die Engpässe von Italien waren aus diesem Grunde schon von ihnen besezt gehalten, damit der König nicht heimlich nach jenem Lande entkommen könne und somit der sehnlichst von ihnen gehofften Entwürdigung auf dem angekündigten Augsburger Reichstage entgehe. Allein Heinrich entkam ihnen dennoch.

Mit seinem kleinen Prinzen und seiner Gemalin, begleitet von einem treuen Diener, verließ der unglückliche Monarch sein Vaterland, im Dezember 1076, und verstärkt durch einiges Gefolge vom Hofe seines Großoheims, Wilhelms von Burgund, kam er unter zahllosen Gefahren und Mühen, im Januar 1077, in Pavia an. Die Nachricht von der heimlichen Entweichung des Königs nach Italien war kaum in Regensburg angelangt, als Herzog Welf I. die Päße von Tyrol und Oberitalien durchstreifen ließ, um seinen Wohlthäter, den unglücklichen König, gefangen zu nehmen.

Mit Begeisterung empfingen den König die Lombar-

den. Es war ein rührender Anblick, Groß und Klein dem jungen durch so viele Drangsale schon gedemüthigten Monarchen sich nahen und ihm ihre ganze Beihilfe bieten zu sehen. Die Teutschen hatten ihn verlassen; in Italien stand er in wenigen Tagen als Herr einer ziemlichen Armee da. Ein Beweis, wie weit weniger der Papst seine Authorität in eigenem Lande bisher noch habe geltend machen können, als bei den gutmüthigen Germannen. Heinrich war aber durch die Großmuth der Italiener eben so überrascht, wie der Papst durch des Königs Anwesenheit an der Spize eines Heeres in Italien. Der heilige Vater hatte seine Reise nach Augsburg schon angetreten und befand sich eben auf der Strasse nach Mantua. Nicht wissend, ob es Heinrich redlich oder unredlich mit ihm meine, kehrte er um, und begab sich auf die Burg Canossa, zur Gräfin Mathilde. Der König, was ihm in seiner Lage Niemand verargen wird, besann sich lange, ob er seine neue Armee dem Papste entgegen führen, ihn als seinen ärgsten Feind behandeln, oder ob er sein früheres Ziel, die Lossprechung vom Kirchenbann, nachsuchen solle. Das bessere Gefühl siegte; denn Heinrich war nicht böse von Natur, sondern nur unglücklich durch eine gewissenlose Erziehung. Minder vielleicht vertrauend auf die lombardische Hilfe, die ja doch auch dem päpstlichen Bannfluche, im Falle der Vertheidigung des Königs, unterworfen sein mußte, ließ er Unterhandlungen mit dem schlauen Apostelfürsten pflegen. Das war doch gewiß eine traurige Zeit.

Gregor VII. war aber direkt unerweichbar. Er verwies den König nach Augsburg. Ein Beweis, daß ihm die Heiligkeit seiner Priesterpflicht weniger, als die Erweiterung seiner Macht am Herzen gelegen ist. Erst ein Weib mußte den Stellvertreter Gottes zur Verzeihung bringen. Und dieses Weib war die Gräfin Mathilde, deren Gemal, den 27ten Februar 1076, auf's Niederträchtigste ermordet worden ist. An sie wendete sich der König, der König der Teutschen, an ein Weib, um durch dasselbe Verzeihung vom göttlichen Vikarius zu erlangen. Das ist em-

pörend; bringt aber dem Könige weit weniger, als dem grossen Gregor Schande. Die Demuth eines verlassenen Fürsten steht gewiß weit höher und glänzender vor den Augen der Nachwelt, als der unchristliche und die Interessen einer moralischen Wahrheit hintansezende Hochmuth eines zum Papste gekrönten Mönchs. Was hätte wohl Petrus hier gethan?

Lange wollte der heilige Vater, der Repräsentant christlicher Demuth und Nächstenliebe, nicht nachgeben. Er wollte einen König in tiefster Erniedrigung sehen. Heinrich, der unglückliche Fürst, erhielt endlich die Erlaubniß, näher kommen zu dürfen. Der König erschien, am 23ten Jäner 1077, vor dem Thore von Canossa bei Reggio. Mit blossen Füssen und im härenen Bußkleide wurde der Monarch eingelassen. Das erste Thor wurde verschlossen und innerhalb der zweiten Ringmauer bei strenger Kälte, vom Morgen bis zum Abend nüchtern, mußte der teutsche König, Heinrich IV., dastehen und warten, ob es dem milden Apostelfürsten noch nicht gefällig sei, einen wie den gemeinsten Verbrecher behandelten Monarchen vorzulassen. Das that Gregor, von seiner Parthei deswegen der Grosse genannt, weil er über Könige und Fürsten geboten hat. Vielleicht hätte er den unglücklichen Heinrich noch länger stehen lassen, wenn nicht die schöne Gräfin ihn erweicht, und mit Vorwürfen es dahin gebracht haben würde, daß sich der heilige Vater endlich entschloß, den büssenden Monarchen vorzulassen und seinen Bann zu lösen. Am 25ten Jäner erschien Heinrich vor dem Papste und beichtete. Mit grimmigen Worten fuhr ihn der Papst an, und versprach endlich, seinen Bann zu lösen, wenn er durch einen körperlichen Eid verspreche, sich vor der Reichsversammlung und dem Papste zu rechtfertigen und die Krone nur von ihrer Entscheidung an wieder empfangen oder ablegen wolle; ausserdem, daß er dem Papste ein sicheres Geleite bis Augsburg geben werde. Den Eid schwur der bedauernswürdige Fürst in der Schloßkapelle von Canossa. Hierauf erfolgte die Lösung vom Banne. Zer-

knirscht und gänzlich gedemüthigt stürzte der König auf die Kniee. Der Papst hob ihn auf und führte ihn zum Communionaltar; nahm alsdann eine Hostie, theilte sie und sprach zum König und zu dem umherstehenden Volke: Viel Böses hat die Welt über mich gesagt, Manches, was nicht zu nennen ist; es werde daher, so fuhr der heilige Vater fort, der Leib Christi mir zum plözlichen Tod und zum ewigen Verderben, wenn die Reden der Welt wahr sind. Nach diesen Worten kommunizirte der Papst. Das Volk jauchzte ihm Beifall zu. Hierauf wendete er sich ernster zum König und fragte ihn, ob er muthig genug sei, dasselbe zu thun; eine wahrhaft höchst unchristliche und mit einem heiligen Akte nach schon vollzogener Lossprechung durchaus nicht harmonirende Frage. Ich weiß zwar, fuhr der Papst fort, daß die Menschen nicht selten verläumdet werden; doch du kennst die Anklagen deiner Fürsten. Wenn du dich schuldlos glaubst, so nimm den anderen Theil, und deine Unschuld wird vor aller Welt offen daliegen. Heinrich, überrascht durch des Papstes Aufforderung, berief sich auf den schon nach der Beichte von ihm zugestandenen Reichstag. Dort müsse und werde er sich gegen alle Anschuldigungen vertheidigen. Der Papst reichte ihm den anderen Hostientheil, führte ihn alsdann in den Speisesaal, aß und trank mit dem Könige, der seit drei Tagen nur Wasser und Brod genossen hatte, gab ihm nach aufgehobener Tafel den Friedenskuß und entließ den unwürdig Behandelten im christlichen Frieden.

Näher vertraut jezt mit päpstlicher Großmuth, wanderte der tief beleidigte Monarch zu den Lombarden zurück, ein grösserer Mensch durch eigene Ueberwindung, als vorher ohne dieselbe. Das hierarchische Gauckelspiel war vorüber, und seine Resultate waren für den König weniger erfolgreich, als der Papst glaubte. Das lombardische Heer, ohnehin dem Papste feindlich gesinnt, war erbittert über die freiwillige Demüthigung des Königs, und die teutschen Fürsten wurden nichts weniger als versöhnt mit dem in Tribur suspendirten Monarchen. Heinrich war nun einmal von der

Vorsehung gleichsam auserwählt, schwachen oder eigensinnigen Königen zum warnenden Beispiele zu dienen. Der Papst konnte es nie mehr redlich mit ihm meinen; denn er mußte als schlau berechnender Mann immer seine Rache fürchten.

Das half nichts, daß der König selbst die Lombarden von Feindseligkeiten wider den heiligen Vater abhielt; der Papst gab dessenungeachtet seine Zustimmung zu einem Reichstage in Mantua, wo Heinrich in der Ergebenheit der Italiener einen Damm gegen die Anmassung der teutschen Fürsten zu finden hoffte, nicht. In Augsburg sei das Ziel; dort der Ort der Verantwortung. Täglich mehrten sich des Königs Feinde und minderten sich die Freunde; aber diese wurden nicht selten um so beharrlicher. Das kümmerte die Gegner des Königs wenig, daß derselbe vom Kirchenbann los gesprochen und sie nun auf ihren alten Eid hin zur Unterwerfung verpflichtet waren. Vielleicht fürchteten sie auch, und das höchst wahrscheinlich, die Rache des von ihnen durch den Oppenheimer Vertrag so tief beleidigten Königs, und nach dem bisherigen Charakter desselben wohl nicht mit Unrecht; denn von ihm allein konnten sie die Grundsäze christlicher Vergebung, die sie selbst nicht hatten, auch nicht ansprechen. Die Verwirrung nahm überall zu.

An der Spize der päpstlichen Parthei stand der Bischof von Passau, Altmann, ein zweiter Gregor. Er forderte als päpstlicher Stellvertreter in Teutschland sogar zu den Waffen auf, wenn die Priester ihre Weiber nicht von sich lassen wollten. Aber gegen diesen Klubb, also auch gegen den Papst und auf Seite des Königs, waren wieder andere Bischöfe und Grosse. Im Falle der Noth entblödeten sie sich nicht, sogar mit Waffengewalt die Promulgazion der berüchtigten Dekrete zu hindern. Die fürchterlichste Wuth fanatisirte zu den schaudervollsten Verbrechen.

Wer möchte einen Gregor segnen für all das Böse, welches durch seine eiserne Beharrlichkeit, eine unchristliche Hierarchie zu begründen, geschehen ist! Ist es recht, wenn der Nachfolger der Apostel, statt den Frieden allenthalben zu ver-

breiten, Krieg und Mord, Schrecken und Angst, Verbrechen und Zwietracht unter Millionen schleudert, um sagen zu können, er sei mehr, als die Könige der Welt? Wohl wußte der schlaue Hildebraud, daß das niedere Volk seinen Decreten Beifall zollen werde. Wahrlich, dasselbe hat ihnen Beifall gezollt. Zeugniß dafür gaben die auf's Schändlichste mißhandelten und gemordeten Priester, entrissen ihren verzweifelnden Familien; Zeugnisse gaben die zertrümmerten Kirchen, die gemordeten Familienglieder von ruchloser Hand eigener Verwandtschaft, die gräulich geschändeten Jungfrauen, die Dörfer, Schlösser, Städte und Wälder zerstörenden Flammen, die blutgetränkten Bäche und Flüsse; kurz das Laster in seiner abscheulichsten Gestalt. Und das Alles hat derjenige gethan, der sich rühmte, der Stellvertreter Gottes auf Erden zu sein; der heilige Vater. Doch wer kennt nicht die Rohheit jener Zeit! Sie war von der inneren Wahrheit des Christenthums so weit entfernt, als die Hölle vom Himmel. Wir müssen vielleicht ihre Verbrecher mehr bedauern, als verdammen. Gregor mochte eine nach seiner Ueberzeugung redliche Absicht haben, aber das Mittel, wodurch er sie erreichen wollte, ist für alle schönere Menschlichkeit empörend. Aller Friede war damals von dem teutschen Volke gewichen. Ein Bruder befeindete den andern, wenn er wußte, daß derselbe auf Seite des Königs war, und der Papst fuhr fort, die Unvernunft des Pöbels für seinen Zweck zu mißbrauchen. Daher die rohe Behandlung Heinrichs in Canossa; daher die Erbitterung der Lombarden gegen den Papst, die seine Politik besser, als die gläubigen Teutschen, durchschauten.

So standen die öffentlichen Verhältnisse, als die dem König feindlich gesinnten Fürsten von Ulm aus einen Reichstag auf den 13ten März 1077 nach Forchheim anberaumten; und selbst den Papst dazu einluden. Allein Gregor hatte die grosse Maxime der alten Römer: „theile und herrsche!“ Er traute keinem Theil, um es mit keinem zu verderben. Er selbst erschien daher bei'm eigenmächtigen Reichstage nicht, aber an seiner Statt führten zwei Legaten den Vorsitz. Diese schlu-

gen Wahlfreiheit der Bischöfe, Unentgeltlichkeit ihrer Einsezung, Wahlfreiheit des Königs und Aufhebung aller Kronerblichkeit als erste Geseze vor. Rudolf von Schwaben stimmte bei, und die ganze Versammlung wählte ihn zum Könige, zum rechtmässigen Beschüzer des ganzen Frankenreiches. In Mainz wurde er in demselben Monate von dem dortigen Bischofe gesalbt und gekrönt.

Ein Gegenkönig war somit vorhanden und die Aussicht zu Bürgerkriegen offener, als je. Heinrich vernahm die Botschaft in der Lombardei. Die Gediegensten seiner Freunde kamen zu ihm und boten für die Aufrechthaltung seiner königlichen Macht Leib und Leben. In Teutschland aber begann die Verwirrung auf's Neue. Die Bischöfe von Mainz und Worms wurden verjagt; der niedere Klerus und das wandelbare Volk erklärte sich für den König. Die Lage Rudolfs, des Gegenkönigs, wurde von Tag zu Tag schlimmer, und Heinrich gewann an moralischem Nachdrucke täglich mehr. Die ganze Gefährlichkeit der päpstlichen Politik lag enthüllt vor seinem Blicke. Wohl wußte er, wer die nächste Ursache zur Wahl des Gegenkönigs gewesen war. Darum hatte ihn der schlaue Hildebrand so unziemlich behandelt, weil derselbe wohl schon zum Voraus wußte, daß es gleichviel sein würde, ob er des Königs Bann löse oder nicht. Der Papst wollte seine Einflüsse auf eine neue Wahl geltend machen; er wollte schon jezt das Faktum seiner über den Staat hinausreichenden Authorität begründen, was er bei König Heinrich unmöglich mehr thun konnte; eben, weil derselbe schon König war. Je unglimpflicher aber der Papst handelte, desto moralisch höher stieg die Macht seiner Gegner. Rudolf war schon nicht mehr im Stande, dem heiligen Vater ein sicheres Geleite zu verschaffen; Heinrich konnte, wollte es aber nicht thun. Selbst die Lombarden empörten sich über das unziemliche Betragen des Papstes, und verachteten seine profanen Bannstrahlen, die ohnehin keinen anderen Zweck hatten, als den Frieden der Völker zu verderben und mörderischen Haß zu entzünden.

Mit verstellter Demuth forderte Heinrich nun den Papst auf, den Gegenkönig Rudolf in den Bann zu thun. Der schlaue Gregor antwortete jedoch, man müsse denselben nach den Kirchengesezen(?) auch hören, und glaubte, so der ihm gelegten Falle entgangen zu sein.

Allein König Heinrich hatte ein stattliches Heer unter seinem Befehle und mit diesem brach er gegen Teutschland auf. Unterwegs schlossen sich ihm viele Fähnlein, deren Anführer früher gegen ihn waren, jezt an. Der Zug ging über Salzburg und Oetting nach Regensburg. Am 5ten Mai 1077 langte der König in jener Stadt an. Rudolf war nach Sachsen zu Otto von Nordheim entflohen. Heinrich zog nun mit seinem über 12,000 Mann starken Heere nach Worms. Unterwegs erklärten sich die Bürger ansehnlicher Städte für die königliche Sache. Die Bischöfe, welche nicht auf seine Seite treten wollten, wurden verjagt und der Anhang Heinrichs wuchs von Stunde zu Stunde, damit aber der Bürgerkrieg. Das Rudolfische Heer von etwa 5,000 Mann wich allenthalben. Der Papst wurde dadurch ebenfalls in nicht geringe Verlegenheit gesezt. Er gab sich alle Mühe, durch seine Persönlichkeit bei einer Reichsversammlung die Sache zur Entscheidung zu bringen; allein König Heinrich hinderte jede solche Versammlung und damit auch die Einwirkung des Papstes. Im Gegentheil hielt er in Ulm einen Landtag, auf welchem die drei Herzoge Rudolf, Welf und Berthold nach den allemannischen Gesezen als Majestätsverbrecher zum Galgen verurtheilt und ihrer Güter und Lehen verlustig erklärt wurden. Güter und Lehen vertheilte der König sogleich unter seine treuesten Anhänger.

Hierauf ging er nach Bajern, und der Bürgerkrieg brach wüthender, als je, aus. Otto von Nordheim hatte mit Rudolf seine Schaaren vereinigt und das Ende des Kampfes war nicht abzusehen. Böhmen und Bajern hatten sich der königlichen Sache angeschlossen und die Verheerung der Güter aller Anhänger Rudolfs war fürchterlich.

Da forderte der Gegenkönig den Papst auf, in dieser schwierigen, alle Rechtsverhältnisse umkehrenden Lage, Rath und Hilfe zu schaffen. Gregor, der Anstifter dieses fürchterlichen Krieges, befahl, einen Waffenstillstand herzustellen, ihm sicheres Geleite zu geben und er werde dann die Streitigkeiten auf einem Reichstage entscheiden. Da aber König Heinrich auf päpstliche Befehle wenig Acht hatte, auch wegen der feindseligen Stimmung der Lombarden kein sicheres Geleite für den heiligen Vater zu Stande gebracht werden konnte; so beriefen die bevollmächtigten Legaten des Papstes einen Reichstag nach Goslar und belegten dort im Namen des heiligen Vaters den König Heinrich zum Zweitenmale mit dem Bannfluch der Kirche. Der Papst sagte zwar, seine Vollmacht für die Legaten sei nicht so ausgedehnt gewesen; aber dessenungeachtet vernichtete er auch den Bannfluch nicht, ein Verfahren, welches ihm auch von Seite vieler Anhänger Rudolfs das Vertrauen in seine scheinbar redlichen Absichten raubte.

Heinrichs Mutter, welche den zweitmaligen Bannfluch über ihren Sohn hörte, starb in Rom am 14ten Dezember 1077. Heinrich sandte nun von Bajern aus, wo er sich damals 1077 — 1078 aufhielt, an die römische Fastensynode eine Botschaft, und beklagte sich über die ungesezlichen Vorgänge, über den Treubruch Rudolfs; verlangte dessen Absezung und Exkommunikazion und versprach dagegen dem Papste in allen Stücken zu gehorchen. Wirklich wollte die Versammlung der Väter, überzeugt durch die Beredsamkeit der bischöflichen Gesandten des Königs, schon den Bann über Rudolf aussprechen, als der Papst dieß nicht zugab, sondern die Gesandten mit dem Bescheid entließ, er werde einen Reichstag bestimmen, wo beide Könige zu erscheinen hätten und durch seine Legaten dann die streitigen Verhältnisse entschieden werden würden. Dem Papst war es also nur um seine eigene Grösse zu thun, und da dies die beiden Könige merkten; so kümmerten sie sich wenig mehr um Rom, sondern suchten ihren Pro-

zeß durch den immer mehr wachsenden Schrecken des Bürgerkrieges zu entscheiden.

Es ermüdet, die Gräuelscenen des Jahres 1078 zu erzählen; vielleicht auch sie zu lesen. Auf Seite Rudolfs waren die eigentlichen Großfürsten Teutschlands; auf Seite des Königs die Bürger und Bauern. Allein unter jenen und diesen gab es wieder Partheien, mit einem Worte, die Zwietracht hauste in Palästen und Hütten auf gleich gräßliche Art. In Straßburg und Basel stritten die Bischöfe gegen Welf I. und Berthold; in dem Frankenlande eine Masse Bauern gegen Rudolf. Bei Melrichstadt, an der Streu, besiegte der König, am 7ten August 1078, seinen Nebenbuhler; dagegen drängte Otto von Nordheim den Sieger wieder zurück. An demselben Tage schlugen Berthold und Welf die Bauern am Neckar und liessen die Gefangenen entmannen, weil sie sich herausgenommen hatten, gegen die Heerbannsordnung wie Ritter zu kämpfen. Heinrich zerstörte dagegen alles Eigenthum des Herzogs Welf I. in Schwaben und Bajern. Mord und Brand wurde so gewöhnlich, wie Tag und Nacht. Niemand war in seinem Eigenthume sicher. Erledigte Aemter und Würden besezten beide Könige mit ihrer Parthei, und so kam es, daß es für ein Herzogthum zwei Herzoge, für eine Markgrafschaft zwei Markgrafen gab, für ein Bisthum zwei Bischöfe, und somit die Verwirrung auf den höchsten Grad stieg. Alle Anhänger Rudolfs in Bajern und in der Markgrafschaft Oesterreich wurden von Heinrich bekriegt und unterworfen.

Da kamen endlich päpstliche Legaten nach Regensburg und luden den König zur Reichsversammlung nach Würzburg. Heinrich erschien, die Gegner nicht. An eine Entscheidung war daher nicht zu denken. Der Krieg wurde von beiden Theilen wieder auf's Neue betrieben. Da gab sich der Patriarch Siegfried alle Mühe, zu Gunsten Heinrichs die Unterhandlungen mit dem Papste und den gegnerischen Fürsten zu leiten; allein die Sache konnte zu keinem Ende kommen. Zwar brachte er mehrere sächsische Grafen von der Gegenparthei auf des Königs Seite; allein der Erfolg entsprach nicht.

Eine Schlacht in Thüringen bei Flarcheim in der Gegend von Mühlhausen, am 27ten Jäner 1080, die den ganzen Tag andauerte, entschied zu einigem Vortheil des Königs; allein durchaus nicht für die Unterwerfung der Gegner. Als aber die Partheiungen in Sachsen gegen Rudolf durch heimliche Aufreizungen des Königs zunahmen; da trat endlich der Papst mit seiner sauberen Politik offen hervor; denn sobald die Wage Rudolfs sank, mußte auch die seinige sinken. Demnach sprach er in einer Synode zum Zweitenmale selbst den Bannfluch über denjenigen aus, der mit Leib und Leben nichts weiter als sein Recht vertheidigte. An seinen Freund Rudolf aber sendete Hildebrand eine Krone mit der seine Politik charakterisirenden Aufschrift: „Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo.“ Allein der schlaue Christenvater erreichte jezt nicht mehr seinen Zweck. Man hatte die klug berechnende Politik der römischen Curie wenigstens einigermassen durchschaut und König Heinrich, durch bittere Erfahrungen auch klüger gemacht, hatte keine Lust mehr, den Grillen des heiligen Stuhles zu lieb mit nakten Füssen und bellendem Magen nochmal vor Canossa sich zu stellen.

Was der Papst that, konnte auch der König durch seine Bischöfe thun. Er that's wirklich. Im März 1080 war die Bannbulle über Heinrich in Rom abgefaßt worden, und im Mai desselben Jahres hatten neunzehn Bischöfe in Mainz den Bannfluch auf das Haupt des heiligen Vaters geworfen. Der König eilte hierauf mit diesem Resultate in die ihm ergebene Lombardei und dreißig teutsche und italienische Bischöfe sprachen den Bannfluch und die Absezung nochmal über das hildebrandische Haupt aus. Um aber nicht bei blossen Worten stehen zu bleiben, erwählten sie sogleich einen Gegenpapst in der Person des lombardischen Kanzlers, des Erzbischofes Wigbert von Ravenna, unter dem Namen Klemens III.

Nach diesem eilte Heinrich wieder nach Teutschland zurück und lieferte seinem Nebenbuhler, am 15ten Oktober 1080, eine dritte Schlacht in der Gegend von Merseburg an der El-

ster. Schon war der vollkommenste Sieg auf Heinrichs Seite, als Otto von Nordheim, der tapferste und umsichtigste Kämpfer seiner Zeit, des Königs Fußvolk zum Weichen brachte. Aber der Sieg, oder vielmehr der eigentliche Preis des Sieges war doch auf des Königs Seite; denn der König Rudolf war tödtlich verwundet und starb zwei Tage nach der Schlacht. Seine ihm abgehauene Rechte, sagten die Königlichen, war die Strafe des Treubruches gegen den rechtmässigen Monarchen.

Nach diesem entscheidenden Treffen wollte der König Friede machen; allein Otto von Nordheim, der alte Feind des Königs, wußte die Flamme neu zu schüren. Heinrich erbot sich sogar, wenn die Sachsen seiner Sache huldigen wollten, zu Gunsten seines Sohnes die Krone abzugeben; allein Otto meinte: „von einer verdorbenen Kuh falle auch ein verdorbenes Kalb," und der Friede unterblieb.

Während der König in Teutschland seine Rechte vertheidigte, bot auch der Papst in Italien die kriegerische Hilfe seiner ihm in allen Nöthen ergebenen Gräfin Mathilde auf. Allein Heinrichs natürlicher Sohn schlug das weibliche Kriegsheer bei Volta mit männlicher Kraft gänzlich auf's Haupt; und der König versäumte nicht, mit seinen Schaaren sogleich nach Italien zu eilen und dem Papste Gregor zu zeigen, daß er von seinem Bann mit dem Schwerdte in der Faust entsezt werden wolle. Am Vorabend des Pfingstfestes 1081 stand die königliche Armee vor den Thoren der stolzen Roma. Sie waren verschlossen. Am Pfingstfeste selbst ließ sich Heinrich in seinem Lager durch den mit dem päpstlichen Bannfluche belegten Erzbischof Manasse von Rheims die Kaiserkrone aufsezen. Hierauf verheerte er die Besizungen der Gräfin Mathilde, zog gegen Guiscard nach Apulien; endlich kam er im Dezember 1083 nochmal vor Rom, eroberte die Stadt, nachdem er vorher durch Bestechung das Volk auf seine Seite gebracht hatte, und bot darauf dem in der Engelsburg belagerten Papste Versöhnung an unter der Bedingung, daß er ihn krönen solle. Allein Gregor verweigerte, treu der

Consequenz, jede Annäherung mit dem Monarchen. Daher ließ Heinrich Clemens III. auch in Rom als Papst anerkennen und krönen. Gregor floh nach Monte Cassino in Neapel, von da nach Salerno und starb in der Verbannung den 15ten Mai 1085; ein Mann, der die katholische Welt in Schrecken und Verwirrung sezte, der Völker und Fürsten zu Sklaven des römischen Stuhls machen, der mit gewaltiger Hand der erste Theokrat der Welt werden wollte; Gregor, der Erreger der blutigsten Bürgerkriege, der heillosesten Verwirrung im teutschen Vaterlande, starb mit den Worten: „ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, deßwegen sterbe ich verbannt.“

Wohl mochte er nach seiner Meinung edle Zwecke haben; allein unheilig waren gewiß jene Mittel, wodurch er sie zu erreichen suchte. Ein Nachfolger der Apostel soll nicht Ursache zum Blutvergiessen sein. So lehrt die Sanftmuth des Christenthums; denn die christliche Lehre will nicht durch Feuer und Schwerdt, durch Laster und Verbrechen, wie die des Mahomed, unter den Völkern der Erde geltend gemacht werden. Wenigstens lehrte nicht so derjenige, welcher vom strengen Jehova des alten Testamentes predigte, daß er ein liebevoller Vater aller Menschen sei. —

Während aber der Kaiser sich in Italien aufhielt, befehligte Friedrich von Hohenstaufen das kaiserliche Heer. Die Katholischen nun, wie man die feindliche Parthei Heinrichs nannte, wählten, den 9ten August 1081, den Grafen von Salm, Herrmann, einen tapferen und durch rühmliche Eigenschaften ausgezeichneten Fürsten, zum Gegenkönig und liessen ihn, am 26ten Dezember desselben Jahres, in Goslar krönen. Zwei Tage nach der Königswahl wurde von ihnen eine Schlacht bei Höchstädt gegen Friedrich von Hohenstaufen geliefert, und zwar, wie es scheint, mit vielem Glücke; denn die Katholischen rückten hierauf vor Augsburg, wo sich der dem Könige ebenfalls feindliche Markgraf von Oesterreich mit ihnen verband. Die Stadt wurde nach einigen Wochen eingenommen, und der Bischof vertrieben; an seine Stelle aber

Wigold gesezt. Von Augsburg durchzog man Oberbajern plündernd und verheerend. Friedrich von Hohenstaufen und der Bischof Otto von Regensburg boten Alles auf, die katholische oder gregorianische Parthei zum Weichen zu bringen. An ihrer Spize standen jezt Herrmann, der Gegenkönig, der Herzog Welf und der Bischof Altmann von Passau. Der Lezztere war insbesondere der fürchterlichste Wütherich gegen die verheuratheten Priester. Er stiftete viele Klöster, um seiner Parthei auch durch diese Anhang und Vertrauen zu verschaffen. Heinrich aber ließ es auch von Italien aus an Aufforderungen seiner Freunde nicht ermangeln. Bischof Otto von Regensburg schlug auch wirklich, am 12ten Mai 1082, bei Meilberg die katholische Parthei unter dem Markgrafen Leopold, und brachte diesen auf die Seite des Kaisers. In Schwaben hausten der Gegenkönig und Welf mit ihren räuberischen Schaaren.

Da starb aber Otto von Nordheim durch einen Pferdesturz, den 11ten Jäner 1083, in Sachsen, und um diese Völker auf seiner Seite auch jezt zu behalten, war Herrmann gezwungen, nach Sachsen sich zurück zu ziehen. Welf blieb jedoch an der Gränze und sezte die Verheerungen gegen die königlich Gesinnten fort. Augsburg wurde zweimal genommen und größtentheils niedergebrannt; es wurde geraubt, geschändet und gemordet auf die gräßlichste Art, von den Päpstlichen sogar die Kirchen auf die profanste Weise entweiht, kurz das Elend von Tag zu Tag gesteigert und dabei durchaus kein Ende des blutigsten Bürgerkrieges gesehen.

Endlich erschien der siegreiche Kaiser Heinrich IV. wieder. Er sammelte im Julius 1084 ein Heer und eroberte Augsburg. Welf floh mit seinen geschmolzenen Schaaren gegen Franken zu. Dem Kaiser ergaben sich Würzburg, Speier, Mainz, Worms und Mez. Ueberall sezte er ihm ergebene Bischöfe ein, welche er durch die mit ihm reisenden Legaten Clemens des III. consecriren ließ. Aber auch die Legaten Gregors VII. hatten nicht versäumt, Gegenbischöfe zu weihen.

Endlich neigte sich aber die grössere Anzahl der Teutschen

auf des Kaisers Seite, und Herrmann, der Gegenkönig, sank an Ansehen und Macht immer tiefer. Selbst die Sachsen machten Miene, ihn zu verlassen und der Kaiser gab sich alle Mühe, die Unzufriedenheit der Nazionen gegen seine Nebenbuhler zu nähren. Allein der Klerus blieb, wie die beiden Päpste, auf eine eiserne Weise getrennt. Kirchenversammlungen wurden von jeder Parthei gehalten und der Krieg auf's Neue und grimmiger fortgesezt. Eine Parthei bannte und verfluchte die andere.

Da zog der Kaiser nach Sachsen; Welf unterhandelte für seine Parthei im Rücken des Kaisers. Heinrich kam zurück und wurde bei Pleichfeld, ohnweit Würzburg, am 11ten August 1086, geschlagen. Für den Augenblick hatte die Welfische Parthei gesiegt, obgleich der Kaiser 20,000 Mann Kriegsvolkes versammelt hatte. Allein Würzburg ging bald wieder an Heinrich über, und als noch gar sich das Gerücht verbreitete, ein Verdammter sei der Hölle wieder entstiegen und habe ausgesagt, daß er den Papst Gregor sammt seinem Anhange in den Krallen des Satans erblickt habe; so wuchs in kurzer Zeit die Parthei des Königs zu einer bedeutenden Höhe.

Der Gegenkönig Herrmann selbst entschloß sich, seinen Posten aufzugeben, der ihm ohnehin schon deswegen lästig war, weil derselbe nur auf die bevorzugten Interessen seiner Schöpfer sich gründete. Nach und nach erlangte der Kaiser wieder theils durch den Tod vieler seiner grimmigsten Feinde, theils durch die Erwerbung neuer Freunde die Obermacht in Teutschland. Sachsen, Lothringen und Franken, endlich Kärnten und Niederlothringen, unter Gottfried von Bouillon, waren beinahe insgesammt auf des Kaisers Seite. Nur der Papst, Victor III., und Welf standen als die ausharrendsten Gegner vor ihm. An die Stelle Gregors VII. hatten nehmlich die Anhänger seiner Plane nach dem Wunsche des verstorbenen Papstes den Abt Desiderius von Monte Cassino unter dem Namen Viktor III. gewählt. Derselbe starb jedoch schon nach zwei Jahren, und den päpstlichen Stuhl bestieg der Bischof Otto von Ostia als Urban II. Neben ihm existirte noch immer Clemens III., auf

dessen Seite, da die Welfischen einige Fortschritte gemacht hatten, wenige Bischöfe mehr standen; aber diese Wenigen suchten jede Aussöhnung zwischen Heinrich und Urban zu verhindern. Aber Urban war an Entschlossenheit und Ausharrung ein zweiter Gregor. Um seiner Parthei in Italien das materielle Uebergewicht zu verschaffen, suchte er eine Heirath zwischen dem Sohne des alten Welf mit der reichen und mächtigen Gräfin Mathilde zu Stande zu bringen, mehr, sagt Berthold, aus Gehorsam gegen den Papst, als zum Zwecke einer vesten Verbindung; denn Welf II. war achtzehn und seine liebenswürdige Gemalin drei und vierzig Jahre alt. Die Trauung ward, ohne daß der Kaiser das Geringste davon erfuhr, vollzogen. Das geschah 1089.

Im folgenden Jahre ging Heinrich wieder mit einem Kriegsheere nach Italien, um eine Entscheidung zu bewirken; denn die Römer hatten den Papst, Clemens III., verjagt und dafür Urban II. in ihre Stadt gelassen. Diesseits und jenseits der Alpen wüthete der Krieg auf's Neue. Heinrich siegte; Urban floh und Clemens kam wieder nach Rom. Traurige und unsichere Volksgunst, die heute Hossianna ruft und morgen kreuzigt. Welf zog auch mit einem Heere nach Italien, um dem sinkenden Ansehen seiner Schwiegertochter Mathilde wieder aufzuhelfen; allein kaum war er über die Alpen gekommen, als der Bürgerkrieg in seinem Rücken ausbrach und er gezwungen war, schnell wieder umzukehren. Das Wüthen nahm auf unsägliche Weise überhand. Kein Recht blieb mehr heilig. Jezt suchte der Kaiser bei dem Könige von Ungarn, Ladislaus, Hilfe. Gerne gab dieser sie; aber eine Heeresabtheilung des alten Welfs hinderte dieselbe. In Italien war dessenungeachtet Heinrich, in Teutschland Welf Meister der Partheien. Aber da nahte das Unglück dem Kaiser auf die empörendste Art.

Sein eigener Sohn, Konrad, der in Italien nach der Abreise des Vaters die kaiserliche Parthei unterstüzen sollte, trat zu Heinrichs Feinden über. Er stellte sich an die Spize der kaiserlichen Gegner und suchte den Dolch der ver-

brecherischen Empörung in's väterliche Herz zu stossen. Der Vater ließ ihn zwar gefangen sezen; aber der zwanzigjährige Verbrecher entkam und wurde in Monza zum König von Italien gekrönt. Eben so trat des Kaisers Gemalin auf die Seite der Gegner und schämte sich nicht, mit der zügellosesten Sprache selbst die Geheimnisse des Ehebettes zu verrathen. Der Kaiser mußte durch solche Nachrichten freilich tiefer, als je, gebeugt werden; aber im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache entriß er sich bald wieder den Armen einer fürchterlichen Verzweiflung. Wer erschaut aber nicht die Triebfedern dieses Ereignisses? Wer findet nicht die Resultate einer empörenden Kabale des Papstes Urban und der Gräfin Mathilde? Dem Feinde, welcher durch Tapferkeit nicht besiegt werden kann, muß man die giftige Spize einer verbrecherischen List in's Herz senken. Wer möchte bei solchen Ereignissen den unglücklichen Heinrich noch verdammen? Gemalin und Sohn wetteifern mit seinen schlechtesten Feinden, ihn zu verderben. Einem solchen Gifte widerstehen Giganten nicht, sobald sie ein Herz im Busen tragen. Aber noch war des öffentlichen und allgemeinen Elendes in Italien und Teutschland nicht genug. Jahrelang hatte der wüthendste Krieg Alles verheert. Keine Saat konnte ruhig keimen; keine Frucht ruhig gegessen werden. Unordnung und Sittenlosigkeit mußten endlich fürchterliche Folgen haben. Heuschrecken waren schon erschienen. Im Jahre 1094 kam auch die Pest. Bajern und Schwaben verloren Hunderttausende. Sie starben, wie Fliegen, hinweg. Regensburg allein verlor binnen eines Vierteljahres gegen neuntausend Menschen. Ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht wüthete die Seuche in Hütten und Palast. Je höher die Sittenlosigkeit früher gestiegen war, desto tiefer sank sie jezt. Beten, Fasten, Prozessioniren, Beichten und Allmosen geben war jezt an der Tagesordnung. Der Würgengel verlor aber erst nach einem Jahre seine Gewalt. Er hatte in vielen Gauen fürchterlich gehaust.

So kam das Jahr 1095. Mit ihm die Aussöhnung des alten Welfs mit dem Kaiser. Wer sollte das glauben? Welf

stand seit zwanzig Jahren als des Kaisers fürchterlicher und in der That auch gefürchteter Feind da; aber man vergesse nicht aus welchem Grunde. Welf I. wollte unabhängig und in seinen Söhnen in Italien und Teutschland mächtig werden. Zu diesem Ende hatte er die Verbindung mit seinem Sohne und der Gräfin Mathilde hergestellt, weil er wohl wußte, daß die Mathildischen Güter in Italien seiner Familie anheim fallen müßten. Allein Mathilde hatte schon seit 1077 ihre Besizungen an den römischen Stuhl für den Fall ihres Ablebens verschenkt und die Welfische Heirath war nichts weiter, als eine Verbindung zur Unterstüzung der päpstlichen Politik gegen den Kaiser. Jezt, wo des Kaisers Sohn und Gemalin auf päpstlicher Seite waren, fiel jene Bedingung hinweg und Mathilde entblödete sich nicht, ihrem jungen Gemale die Niederträchtigkeit ihrer Handlungsweise offen zu zeigen. Ohnehin war zwischen beiden die Ehe noch nicht konsummirt; und der junge Welf wußte jezt plözlich, daß der sogenannte Heirathsvertrag zwischen ihm und Mathilde eine Lüge war. Als der alte Welf sich in seinen Planen so listig betrogen sah, war sein nächster Entschluß, die Parthei des Kaisers wieder zu ergreifen; denn jezt wollte er mit Gewalt dasjenige ausführen, was durch List vereitelt zu sein schien. Er ging demnach nach Italien und suchte den Kaiser auf. Heinrich war natürlich überrascht, den alten Welf jezt als seinen Freund zu sehen; aber bei ruhiger Ueberlegung fanden Beide nur zu gut, daß alles Unglück aus der eigennüzigen Politik der Päpste stamme, und daß der alte Welf dieselbe und nicht sein eigenes Interesse unterstüzt habe.

Der Kaiser machte sich daher dem gewonnenen Freunde (?) dadurch verbindlich, daß er ihm die Herzogswürde über Bajern wieder verlieh, und seiner Familie auf dasselbe die Anwartschaft eines Erblehens gab. So schwand das Jahr 1095. Am Ende desselben war eben zwischen den beiden Erzbischöfen von Salzburg, Berthold und Thiemo, ein Krieg um die erzbischöfliche Würde geführt worden. Thiemo wurde als Anhänger der Urbanischen Parthei, am 6ten Dezember 1095, von Ber-

thold gänzlich geschlagen. Wie die beiden Erzbischöfe um ihr Pallium; so stritten Grafen und Aebte um ihre Competenz. Nirgends war Ruhe, nirgends Sicherheit. Von Handhabung der Gesetze keine Spur. Die Ordnung verwildert, die Unordnung heimisch. Unter diesen traurigen Verhältnissen, die wohl kaum mehr in einer Geschichte gefunden werden können, kam die Zeit der Kreuzzüge; eine Erscheinung, die in Beziehung auf ihre entferntesten Folgen allerdings gerechtfertigt werden kann.

Schon von alter Zeit her war es löbliche Sitte der Christen, zum heiligen Grabe zu wallfahrten, wie die Mohamedaner nach Mekka, in der Absicht, für das Heil der Seele etwas höchst Ersprießliches zu leisten. Diese alte Sitte griff in den bedrängten Zeiten Heinrichs IV. ausgedehnter, als je, um sich. Sehr natürlich. Im Grunde wußten Tausende nicht mehr, wie und wo sie für ihre Sünden Vergebung zu erhalten hoffen konnten. Es gab zwei Päpste. Wer wollte sagen, welcher der rechte war. Es gab für Erzbisthümer und Bischöfe zwei Repräsentanten. Der Eine gehörte der kaiserlichen, der Andere der katholischen Parthei an. Kurz der ganze Klerus stand mit all seiner Sünden vergebenden und behaltenden Macht in der kläglichsten Lage.

Endlich wurde man auch des ewigen Krieges müde, und die Katholischen versäumten nicht, ihre Authorität bis in die unerreichbare Ewigkeit hinauf geltend zu machen. Die beständigen Bürgerkriege hatten die Armuth des Volkes auf einen solchen Grad gesteigert, daß man kaum ein Mittel zu erkunden wußte, dieselbe zu enden. Ganze Horden von räuberischen Kriegsknechten zogen im Lande herum und kein Partheichef wußte, wie man dieselben ihrer Waffen entledigen und wieder einen ruhigen Zustand der Dinge herbei führen konnte. Dazu kam noch das wichtige Ereigniß der erneuerten Verbindung des alten Welfs mit dem Kaiser, und die daraus hervorgehende trübe Aussicht für die nur friedenlose und auf Kampf und Beute ausgehenden Schaaren. Die Klöster wurden für die Büssenden zu enge, und das Land für die ständigen Krie-

ger zu arm. Auswanderungen waren daher eine natürliche Folge jener Zeit. Desto besser, wenn man wußte, wohin, und daß man nur dort Verzeihung für die zahllos begange=nen Frevel erlangen konnte, wo nach dem Glauben der Chri=stenwelt allein das wahre Heil zu finden war, in Jerusalem, am heiligen Grabe. Zudem gelangte seit längerer Zeit schon immer die Nachricht nach Teutschland, daß die christlichen Wallfahrer nach dem gelobten Lande, auf ihren Zügen, von Tag zu Tag mehr gefährdet würden, daß es somit weit zweck=mässiger sei, wenn sich mehrere vereinten, um den Sarazenen Widerstand zu leisten. Seit die Türken sich Palästinas be=mächtiget hatten, wurde die Aussicht einer ruhigen Reise nach dem Sünden lösenden Jerusalem immer trüber. Grössere Wan=derungen waren also durch die Unsicherheit der Wege, so wie durch die Geschäftslosigkeit der Kriegerhaufen, allerdings ge=rechtfertigt. Urban aber glaubte nebenbei den Zweck, seinen päpstlichen Einfluß zu erweitern, eher und vollständiger zu er=reichen.

Als Anhänger der gregorianischen Politik und als tüchti=ger Hierarch waren ihm die Kreuzzüge Mittel zum Zwecke auf zwei Seiten. Er entfernte dadurch von sich die Kraft seiner Feinde, und hoffte, im glücklichen Falle, Eroberungen für seine Kirche im gelobten Lande zu machen. Zudem hatte der Patriarch von Jerusalem nicht unterlassen, an den heiligen Vater die prekäre Lage der christlichen Jerusalemiten in den grellsten Farben zu berichten. Auch der griechische Kaiser, der mit Recht für sich und seine Nachfolger wegen der Erobe=rungen der Türken in Asien den Umsturz des eigenen schon sehr schwächlichen Thrones fürchten mußte, ließ Aufforderun=gen nach Teutschland ergehen. Besonders entflammte er den Grafen von Flandern, Robert, einen tüchtigen Kriegsmann, unter sein Panner Schaaren zu sammeln und die Türkenhunde zu verderben.

Die meisten und wirksamsten Aufforderungen an die Chri=stenheit aber erließ der aus dem heiligen Lande erst zurück ge=kehrte Eremit, Peter, aus der Normandie. Mit eisernem

Eifer reiste derselbe in Frankreich herum und predigte allenthalben Krieg gegen die Ungläubigen. Wer hat noch nichts vom Peter von Amiens gehört? Seinen Ruf bewahrte eine Jahrhunderte fort dauernde Tradizion. Der Papst Urban ließ es seinerseits nicht an Aufrufen fehlen. Kirchenversammlungen wurden in Piacenza und Clermont gehalten. In dieser lezteren Stadt brachte er es bei dem Feuer der Franzosen zur wüthendsten Begeisterung; „Gott will es" (Deus lo vult) rief man mit einer Stimme und Alt und Jung heftete sich das Kreuz auf die Schulter und Brust. In Palästina, glaubte man, sei das Paradies zu Hause; dort könne man, wie Urban sich ausdrückte, zur Erlangung der ewigen Seligkeit plündern und rauben, wie man wolle. Darin bestehe der wahre Glaube der Christen, daß man alles Land, wo keine Christen wären, für das seinige ansehe und erkämpfe. Endlich vereinigten sich ganze Räuberhorden; denn von einem ordentlichen Haufen konnte die Rede nicht sein, da nur vorzugsweise das Gesindel, die verarmte Hefe der Nazion, sich dem heiligen Zwecke zuerst mit Leib und Leben anschloß, unter der Anführung des Peter von Amiens. Im Mai des Jahres 1096 erschienen auf der Donau gegen 15,000 Menschen, um sich dort nach dem gelobten Lande einzuschiffen. Wer sie sah, lachte oder ärgerte sich, wenn er nur einigermassen Heiliges mit Unheiligem verglich. Nach dem ersten Haufen kam ein zweiter, beinahe eben so stark, von Böhmen her, alsdann ein dritter, dreifach so groß, roher als die beiden Ersten. Die Gesammtanzahl der drei Haufen belief sich auf 100,000 Menschen, ein wahres Gesindel, fürchterlich für alle Gegenden, durch welche es zog. An ihrer Spize liefen eine vom heiligen Geist(!!) erleuchtete Ziege und eine Gans. Wer denkt da nicht an das goldene Kalb! Die verworfensten weiblichen Subjekte fanden sich in ihrer Mitte. Der ganze Haufe war wie rasend. Ihre christliche Wuth liessen die frommen Pilger zuerst an den Juden aus. Wo sie einen Hebräer erwischten, war auch schon der Raub beschlossen. Tausende derselben wurden auf die grausamste Art um's Leben gebracht

und ihres Eigenthums beraubt. Wollten sie ihr Leben behalten; so mußten sie dem frommen Gesindel aus dem Wege gehen, oder sich ohne Weiters taufen lassen. Ein reicher Jude entging auch selten durch die Taufe noch seinem Schicksale.

Laster und Verbrechen der scheußlichsten Weise waren unter ihnen an der Tagesordnung, und diese Leute waren vom Papste aufgefordert, das Heiligthum von Jerusalem zu erobern. Das war doch gewiß nicht eine katholisch-apostolische Armee.

Anfangs freilich lachte man über die sonderbare Schaar; als man sie aber genauer kennen lernte, trat an die Stelle des Lachens ein bitterer Ernst. Tiefer konnte doch wahrlich die Menschheit nicht sinken, als sie bei jenem Auswurfe schon gesunken war. So war denn die Politik Gregors ihren weiteren Folgen schon um Vieles näher gerückt.

Der Vortrab hatte sich auf Hunderttausend belaufen, und im Herbste desselben Jahres 1096 kam Gottfried von Bouillon mit einer mehr geregelten Armee von Hunderttausend Fußgängern und zehntausend Reitern. Regensburg sah alle diese eminenten Volkszüge, die grösser, als manche Völkerwanderungen waren. Grafen, Ritter, Bischöfe, Aebte und Priester gab's dabei in Menge. Man sollte glauben, einen so schnell zusammengerafften Zug zu regiren, sei unmöglich gewesen; allein Gottfried lenkte ihn mit eiserner Strenge und einem untadelhaften Wandel, der wohl für ein besseres Resultat gehört hätte. An Geld und Proviant fehlte es bei der ganzen Armee schon deßwegen nicht, weil die Meisten ihr Hab und Gut verkauft hatten, um im heiligen Lande desto vortheilhafter sich wieder ankaufen zu können.

Glücklich kam Gottfried mit seinem Heere über die Gränzen unseres Vaterlandes und die Ostmark nach Ungarn. Hier wollte man aber den Uebergang wehren; allein Gottfried von Bouillon schloß einen Vertrag, vermöge welchem keiner seiner Soldaten das Geringste begehren oder ohne Bezahlung kaufen durfte. Im März des Jahres 1097 kam der Haufe vor Konstantinopel, wo noch zahllose andere Schaaren sich mit diesem vereinigten, und eine Armee von beinahe einer Million aus-

machten. Und diese fürchterliche Masse erfuhr mit wenigen verhältnißmässigen Ausnahmen ein ähnliches Schicksal, wie einst die Hunderttausende des Perserkönigs Xerxes.

Während aber jener fürchterliche Zug durch Teutschland tobte, befand sich der Kaiser in der Lombardei. Der Papst Urban hatte es durch seine Bemühungen schon so weit gebracht, daß die heiligen Kreuzzugritter wenig mehr auf eine weltliche Krone Acht hatten, und Heinrich war daher in dem öffentlichen Vertrauen schon ausserordentlich tief gesunken. Allein das dauerte so lange, als man ihn nicht sah, und seit beinahe sieben Jahren war er schon von Teutschland abwesend.

Im Mai 1097 kam er nach Regensburg. Unter dem rauschenden Jubel des Volkes wurde er dort empfangen. Die Bewohner jener Stadt hatten wohl in Erfahrung gebracht, welche Sonderthümlichkeit eine päpstliche Armee an sich trage, und die ersten Kreuzfahrer waren verschwunden; daher schlossen sie sich jezt desto inniger wieder an den Kaiser an. Auch der alte Welf war seinem Wohlthäter nach einundzwanzig Jahren wieder einmal entgegen geritten, um die alte Schuld der Undankbarkeit wieder einigermassen gut zu machen.

In Gegenwart des Kaisers mußten dem Herzoge seine Landstände wiederholt huldigen und es war nun kein Zweifel mehr, daß Beide nicht auf's scheinbar Innigste ausgesöhnt waren. Nicht allein aber der alte Welf, sondern auch seine Nachkommenschaft wurde vom gütigen Monarchen mit dem Herzogthume belehnt.

Hierauf suchte sich der Kaiser auch mit den übrigen Fürsten von Teutschland zu vergleichen. Der Vergleich kam durch mancherlei Zugeständnisse zu Stande und nun, da alle Herzoge auf Heinrichs Seite waren, berief er eine Reichsversammlung nach Köln. Dort klagte er seinen treulosen Sohn Konrad als Verräther des Reiches an, und drang darauf, daß derselbe rechtlicher Weise von der Nachfolge in der Regirung ausgeschlossen würde. Einstimmig geschah auch dieses und sein zweiter Sohn, Heinrich V., wurde in Aachen feierlich gekrönt, mußte jedoch aus Vorsicht dem Vater einen Eid schwören,

daß er sich die Regirung nicht ohne väterliche Erlaubniß anmassen wollte. Nicht lange darauf starb auch Konrad ruhmlos und als ein untreuer Sohn in Italien, nachdem ihn die Meisten seiner Anhänger verlassen hatten.

Auf einem glänzenden Reichstage in Regensburg sezte er den Markgrafen von Oesterreich und den Herzog von Böhmen in ihre Länder als königliche Vasallen ein oder bestätigte sie vielmehr. In demselben Jahre starben Papst Urban II. und der Gegenpapst Clemens III. Beiden folgte ein Schüler Gregors VII. unter dem Namen Paschal II.

Da kam auch die, alle Christen in das freudigste Erstaunen sezende Nachricht, daß Jerusalem von Gottfried von Bouillon nach einer vierzigtägigen Belagerung eingenommen und nun vielleicht schon ganz Palästina in den Händen der Kreuzfahrer sei. Eine solche Nachricht brachte eine unerwartete Wirkung in allen Ländern hervor. Alles wollte nach Palästina. Pflichten aller Art wurden bei Seite gesezt, und endlich kam denn wieder ein namhafter Zug von Kreuzrittern zu Stande, angeführt vom Herzoge von Aquitanien, Wilhelm, indem immer die Franzosen den eigentlichen Ton bei den Kreuzzügen angeben wollten. Als die Franzosen nach Teutschland kamen; schlossen sich Tausende ihnen an und endlich belief sich die Zahl des ganzen Heeres auf einmal hundert und fünfzigtausend Mann, das sogenannte Armeegesindel abgerechnet.

Der fürchterliche Haufe ging unterwegs schon zu Grunde. Hunger und Krankheiten aller Art rieben ihn auf. Nur tausend Mann von jener ungeheuern Anzahl entkamen. Unzählige wurden von den Griechen auf hinterlistige, von den Türken auf offene Art gemordet. Die vornehmsten Frauen, welche ihren hochadeligen Männern gefolgt waren, gingen zu Grunde, oder wurden für die Harems der Türken zusammen gefangen. Mit den grausamsten Martern wurden diejenigen belegt, welche der mohamedanischen Religion nicht anhängen wollten. Kurz das Elend bei jenen Kreuzzügen war unbeschreiblich. Sie

waren so recht eigentlich dazu gemacht, der Nachwelt einen dramatischen Stoff zu liefern.

Da sollte der lezte Schlag bald auf das ergraute Haupt des von hundert Stürmen gebeugten Kaisers fallen. Paschal II. suchte in seinem frommen Eifer auf's Neue alle Gemüther gegen den alten Herrn aufzuregen. Viele Ritter gab's, die an's kriegerische Handwerk gewöhnt, die jezige Ruhe schwer ertrugen. Ueberdies hatte der Kaiser einen Kreuzzug zu machen versprochen, und sein Versprechen noch nicht erfüllt. Böse Leute wollten daher wissen, der Kaiser getraue sich nicht vor dem heiligen Grabe zu erscheinen, kurz die Aufregung nahm an allen Orten zu. Der alte Kaiser habe zu viel Lasten auf seinem Gewissen, sagte man, und zu viele Feinde neben seinem Gewissen, als daß er noch ruhig regiren könne. Alles, was Böses in der teutschen Welt geschah, mußte auf kaiserliche Veranlassung geschehen sein. Dafür bürgte der Papst. Nun zog der Kaiser nach Sachsen, um dort einen Streit über die Magdeburger Bischofswahl niederzudrücken, und während dieses Zuges floh sein Sohn, Heinrich V., nach Bajern, wo der Papst die Aufregung täglich mehr zu kräftigen nicht unterlassen hatte. Diese Flucht war also Empörung des Sohnes wider den Vater. Der Papst unterließ nicht, dieselbe nicht allein gut zu heissen; sondern den braven Sohn der Kirche dadurch aufzumuntern, daß er bei seinem Aufstande gegen den Vater aller kindlichen Pflichten entbunden sei, und daß ihm alle seine Sünden, die er deswegen begehe, förmlich hier und dort nachgelassen werden würden; überdieß sendete er dem vier und zwanzigjährigen Heinrich seinen apostolischen Segen!!

Wir überlassen Jedem das Urtheil über solche Handlungen eines heiligen Vaters. Neben dem Papste liessen es auch die Weltlichen an Aufforderungen nicht fehlen. In Regensburg war Graf Siegard von Burghausen durch des Kaisers Ministerialen im Juni 1104 ermordet worden, weil er die Rechte derselben offen angegriffen hatte, und da sich auf ihrer Seite viele Bürger jener Stadt befanden; diese aber auf Seite

des Kaisers waren; so wälzte man die Ursache des Mordes auf den Kaiser selbst. Der Adel wußte, daß sein Einfluß am Hofe des Monarchen gewichen sei, und daß der Kaiser sich mehr und mehr auf die Parthei der Ministerialen und der Bürger wende; daher gab er sich alle Mühe, unter einander Freunde für die Parthei des Papstes und des jungen Empörers, Heinrichs V., zu werben. Von einem Mord eines Adeligen schloß man auf viele; endlich hieß es, der Kaiser habe die Absicht, den ganzen Adel und die ganze Geistlichkeit aus Rache gegen den Papst umzubringen. Markgraf Diepold, Graf Berengar von Sulzbach, Graf Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, Herzog Welf II., die meisten Bischöfe, andere Grafen und Aebte bildeten somit die gegen den Kaiser verschworne Parthei. Am 25ten Dezember des Jahres 1104 kam Heinrich unter den obengenannten Auspizien nach Regensburg. Gekrönter Nachfolger des Kaisers war er ohnehin; zwar hatte er seinem Vater den Eid geleistet, daß er ohne seine Zustimmung nie die Zügel der Regirung ergreifen werde; allein der Papst hatte den auf herkulischem Wege Stehenden seines Eides entbunden und somit jedes gewiß unrechte Beginnen leicht gemacht. Ueberdieß war ja sein Vater im Kirchenbann und ein solcher Bann rechtfertigte auch leicht eine Empörung. Zulezt meinte aber der Adel noch, wenn Heinrich V. nicht bald zu den Zügeln der Regirung greife; so könne wohl durch päpstlichen Einfluß eine andere Dynastie auf den teutschen Thron erhoben werden und somit von seiner Familie das Kronrecht schwinden. Der Bischof von Constanz, Gebhard, entledigte somit den Empörer von seinem Kirchenbann als Mitglied der gebannten kaiserlichen Familie und händigte ihm den apostolischen Segen als des Papstes Stellvertreter in Teutschland ein.

So war der erste Schritt gegen den Vater gethan; der zweite war Bürgerkrieg. Es wurde ein Reichstag in Nordheim gehalten und auf demselben versprach der demüthige Rebell, den Vater allerdings bei seinem Rechte zu lassen, wenn er sich mit dem Papste aussöhnen wolle. Das waren aber

bloſſe Worte; denn die Thaten ſprachen anders. Keine Gelegenheit wurde verſäumt, dem neuen Gegenkönig Anhänger zu werben. Sachſen und Thüringen traten groſſentheils auf ſeine Seite. Der Kaiſer war in Mainz und trauerte tief über das fürchterliche Geſchick, das ſeine Krallen nochmal in ſein greiſiges Leben grub. Gerne wollte er den Frieden mit ſeinem Sohne wieder herſtellen; aber die Bedingung, ſich mit dem Papſte zu verſöhnen, war ihm einzugehen unmöglich. Alſo offener Krieg zwiſchen Vater und Sohn. Ueberall wurden die Rüſtungen auf's Eifrigſte betrieben. Heinrich zog gegen Mainz und belagerte ſeinen Vater; richtete aber nichts aus. Er nahm daher ſeinen Rückzug wieder nach Regensburg, nachdem er unterwegs Nürnberg eingenommen hatte, und der Vater folgte ihm ſo ſchnell, daß Heinrich in der größten Eile nach der Nordmark entfloh, und der Kaiſer ſeinen feierlichen Einzug in Regensburg hielt — am 6ten Auguſt 1105. — Hierauf wurde Alles, was Waffen tragen konnte, in Bajern, Oeſterreich und Böhmen aufgeboten und die Güter der Anhänger des Empörers auf's Gräuelvollſte geplündert, verheert und Viele gemordet.

Binnen einigen Monaten war das Elend wieder auf's Höchſte geſtiegen. Die Barbarei und der Fanatismus boten ſich brüderlich die Hand. Endlich hatten ſich die Maſſen des Vaters am rechten Ufer des Regen bei Regensburg, die des Sohns am linken geſammelt. Mehrere Tage verſtrichen mit kleinen Gefechten. Kein Theil wollte eine entſcheidende Schlacht wagen, weniger der Sohn, als der Vater. Während dieſer Zögerung aber unterhandelte Heinrich mit mehreren Anführern im väterlichen Heere und brachte ſie, beſonders Oeſterreicher und Böhmen, auf ſeine Seite. Als daher der Kaiſer am vierten Tag den Angriff befahl; ſo weigerten ſich die Beſtochenen zu kämpfen. Der verrathene Monarch floh mit wenigen Getreuen nach Mainz, wo man ihm willig die Thore öffnete und er bald wieder mit einem Heere von 20,000 Mann gerüſtet ſeinem Sohne die Spize bieten konnte. Heinrich zog ihm nach. Kein Theil wollte im Ernſt eine entſcheidende viel-

leicht zum abscheulicheren Verbrechen führende Schlacht. An der Mosel kamen Beider Heere zusammen, nachdem die Bürger von Mainz und Köln dem Kaiser strenge Treue geschworen hatten. Durch Vermittelung kam eine Unterredung zwischen Vater und Sohn zu Stande. Der Kaiser fiel sogar vor seinem Sohne auf die Kniee und beschwor ihn, doch die kaiserliche Würde durch eine fortgesezte Empörung nicht bis in den Koth herab zu ziehen. Der heimtückische Sohn bat dagegen den Vater um Verzeihung und schwur ihm nochmal den Eid der Treue, versprach ihm, ihn nach Mainz sicher zu führen und selbst mit dem Papste die Aussöhnung auf's Eifrigste zu betreiben. Wer einmal falsch geschworen hat, dem ist der zweite Eidbruch auch nicht schwer. Der Kaiser aber ahnete das nicht und entließ unvorsichtig genug sein Heer. Er ging mit seinem Sohne versöhnt vor Mainz. Allein der dortige Erzbischof entschuldigte sich, nachdem er die Bürger in ihrer Treue wankend gemacht hatte, daß er den Kaiser bei sich so lange nicht aufnehmen könne, bis er vom Kirchenbann losgesprochen sei. Alles das war schon früher mit dem jungen Empörer verabredet, um den alten Kaiser desto sicherer in die Schlingen zu führen. Sein Heer hatte er entlassen. Jezt sollte er durch seinen eigenen Sohn auch seiner Freiheit beraubt werden. In der Verstellungskunst trefflich bewandert, bat also Heinrich seinen Vater, er möchte einstweilen seinen Siz auf der Burg Beckelheim nehmen; dabei schwur er bei Leib und Leben nochmal für seine Sicherheit, und der Vater glaubte wieder. Um so entehrender ist das Verbrechen des Sohnes. Kaum war er, der unglückliche Kaiser, über die Brücke durch das Thor eingetreten, als das Fallgitter von Oben niederfiel und Heinrich IV. von seinem Sohne gefangen war. Unter den abscheulichsten Drohungen wurde er alsdann gezwungen, die Reichsinsignien heraus zu geben. Er gab sie und Heinrich V. hatte seinen Zweck erreicht. Der Kaiser begehrte nach Mainz, weil er wohl wußte, daß die Bürger jener Stadt ihm sogleich Hilfe bringen würden; allein

seine Feinde wußten das eben so gut, und er wurde daher nach Ingelheim gebracht.

Dort waren die Fürsten und Grossen des Reiches versammelt. Man drohte ihm hier mit dem Tode, wenn er nicht gutwillig die Regirung niederlegen würde. Er wollte ausweichen und bat um Zeitfrist. Nichts wurde ihm zugestanden. Er stürzte nochmal hin vor seinen verbrecherischen Sohn und suchte denselben zu rühren. Aber dieser blieb ungerührt. Der Bischof von Constanz, als päpstlicher Stellvertreter, gab nicht Acht auf des Kaisers Bitten. Endlich erhob sich der fürchterlich gekränkte Monarch und legte feierlich die Regirung, zu Gunsten seines Sohnes, nieder, im Januar 1106. Gezwungen hatte er's gethan. Heinrich V. ließ sich alsdann nochmal in Mainz vom Bischof Gebhard krönen. Der alte Kaiser aber floh von Ingelheim nach Lüttich und warb sich neue Freunde. Das Betragen des Sohnes war im ganzen Reiche mißbilligt, von Vielen mit der größten Erbitterung aufgenommen worden. Endlich brachte er sogar ein neues Kriegsheer zusammen und war schon im Begriff, gegen das Heer seines eidbrüchigen Sohnes nach Aachen zu ziehen, als der Tod sein freudenloses Dasein endete. Heinrich IV. starb in Lüttich, am 7ten August 1106, und wurde vom Bischof Otbert feierlich daselbst begraben.

Auf Befehl des Papstes mußte aber sein Leichnam, weil er im Kirchenbann gestorben war, wieder aus geweihter Erde herausgenommen und in ungeweihter begraben werden. Durch Heinrich V. wurde er später nach Speier gebracht und in der von ihm erbauten Pfarrkirche beigesezt.

So lebte und starb ein Kaiser, der in seinem ganzen Leben nichts weiter als der Spielball einer ehrlosen, entnervenden, geistlichen Erziehung gewesen ist. Wer möchte ihn verurtheilen? Wo die Zeit mit ihrer Riesengewalt an den Staaten rüttelt, dort ist die Macht eines Einzigen nicht im Stande, die nervigte Faust zu bändigen. Viel Böses hat er gethan; aber das Böse lag ursprünglich nicht in ihm. Eine fürchterliche Zeit hates in sein Inneres gelegt.

§. 94.

X.

Heinrich V., König und Kaiser.

1106 — 1125.

Das Laster hatte triumphirt; der treulose Heinrich V. saß auf dem Throne der Teutschen. Ihn hatten die Grossen des Reiches und der Haß des Papstes gegen des neuen Königs Vater darauf gehoben. Wie er sich aber darauf halten könne, wußte Niemand; die Meisten sahen es für eine Unmöglichkeit an. Heinrich V. jedoch war schlau, und nur Schlauheit gehörte dazu, um in die Verwirrung der Partheien einen leitenden Hebel bringen zu können. Er hatte aus Erfahrung gelernt, daß, wie der Papst es that, man jeder Parthei, so lange sie stark ist, auch gegen seine Ueberzeugung huldigen müsse, wenn man über sie herrschen wolle. Um den Grossen seines Reiches einen königlichen Popanz vorzustellen, seine Person zum Spielball der Aristokratie und Hierarchie zu machen, dazu war er zu stolz. Er suchte also auf feinere Art, als sein Vater, sich und seiner Krone aus der Verlegenheit zu helfen.

In Teutschland war der Haß gegen die römische Curie nicht gering. Die Bannstrahlen des heiligen Vaters wurden verlacht oder verdammt; das Cölibatgesez als etwas mit den natürlichen Verhältnissen des Menschen Unvereinbarliches erklärt; kurz es gab unter den Bürgern und minderen aber unabhängigen Grossen Viele, welche das Unwesen des römischen Einflusses im ganzen Umfange erkannten und würdigten. Dagegen aber stand der hohe Adel auf päpstlicher Seite; denn nur durch den Papst wurde es ihm möglich, dem despotischen Streben des Königs Widerstand zu leisten. Despotisches Streben aber nannte der Adel dasjenige, wenn der König seine unabhängige Würde behaupten wollte. Heinrich wollte kein Despot im strengsten Sinne des Wortes sein, ihm lag nur daran, daß seine Krone nicht entweiht würde. Darin aber hatte er Recht.

Als er den Thron nach seines Vaters Tode bestiegen hatte, gab er sich daher Mühe, des Papstes, Paschals II., Gunst zu behaupten, wie ihm dieselbe bisher zu Theil geworden war. Es wurde zu diesem Ende eine königliche Gesandtschaft nach Rom geschickt, um den Papst zu einer Kirchenversammlung nach Teutschland zu laden. Heinrich wußte wohl, daß es dem heiligen Vater wegen seines Gregorianischen Systems nicht angelegen sei, eine teutsche Kirchenversammlung über sich Herr werden zu lassen; darum konnte er der Ankunft desselben sehr ruhig entgegen sehen. Aber der Papst kam nicht; denn er traute den teutschen Brüdern in Christo noch nicht vollends. Um jedoch in der Nähe von Teutschland zu sein, gieng er nach Burgund, unser König an die Gränzen, um mit den päpstlichen Legaten allenfalls nöthige Anordnungen zu treffen; allein es gedeiht keine Unterhandlung. Der Papst fordert die Investitur der Bischöfe für sich; der König macht die ehrfurchtsvolle Einwendung, das sei in Teutschland nicht Sitte, er könne dieses bisher königliche Recht ohne eine Kirchenversammlung nicht abtreten, und der Papst wußte von den Erfolgen seiner Synode in Guastalla recht gut, was er Günstiges oder Ungünstiges von einer teutschen Kirchenversammlung zu hoffen habe. Die Teutschen waren dennoch nicht die unterthänigsten Knechte der römischen Curie, sobald es die Unabhängigkeit ihrer Justituzionen betraf. Heinrich V. übte daher die Investitur der Bischöfe fortan.

Eben so unabhängig ging er in seiner weltlichen Regirungsgewalt zu Werke; aber nicht, wie viele seiner Vorgänger, ohne Beiziehung der ihm ergebenen Grossen, sondern mit Beiziehung derselben. Immer hatte er Räthe, deren Treue ihm unverdächtig schien, um sich, und gestüzt auf ihre schlau berechnende Beihilfe konnte er Manches wagen, was ohne einen solchen Senat für Eingriff in die Volksrechte, für Despotismus gegolten hätte. Zudem war er selbst Eigenthümer von bedeutenden Krongütern und im Besize eines nicht geringen väterlichen Vermögens. Mit gutwilligen Räthen aber, mit Geld, Klugheit, Burgen und Schlössern läßt sich in der Welt

Vieles ausrichten, was man mit bloſſen Machtſprüchen nicht zu erreichen vermag.

Heinrich führt daher Krieg mit Graf Robert von Flandern; dieſer unterwirft ſich. In jenem Kriege hatten beſonders die Bajern ſich ausgezeichnet. Ihre Hilfe hatte ſich der König auf einem Fürſtentage in Regensburg zu erwerben gewußt. Das geſchah im Jahre 1107. Auch gegen Polen wird ein Heereszug beſchloſſen. Der Herzog Boleslav hatte nehmlich den königlichen Titel angenommen und den an den teutſchen König ſchuldigen Tribut ſuspendirt. Auch in Böhmen wollte man nichts mehr von einer Abhängigkeit von den Teutſchen wiſſen. Kein Wunder; denn die beſtändigen Unruhen in unſerem Vaterlande unter Heinrich IV. reizten aus ſehr natürlichen Gründen die benannten Nachbarn gerne zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit. Auch die Ungarn ſchämten ſich in ihrem dem teutſchen Reiche entlegenen freien Lande, auch nur eine ſcheinbare Abhängigkeit vom Reichskönig anerkennen zu ſollen. Heinrich V. ließ ſich durch alle dieſe Umſtände in ſeinen Planen nicht irre machen. Es wurden Fürſtentage gehalten und Unterſtüzung fand er auf allen.

Der Teutſche übte gerne auch einmal wieder ſeine tapfere Rechte an auswärtigen Feinden. Im Jahre 1108 wurden dieſe Kriege geführt und zum Vortheile des Königs geendet. Während dieſes geſchah, wurden die Unterhandlungen mit dem Papſte auf die ſchlaueſte Weiſe fortgeſezt. Der Teutſche hatte von dem groſſen Italiener auch liſtig zu ſein gelernt. Der Papſt forderte nun die Inveſtitur unbedingt als ein päpſtliches Regale; der König entſchuldigte ſich mit der teutſchen Sitte in jenem Punkt und hörte nicht auf, den heiligen Vater zu einer Kirchenverſammlung nach Teutſchland einzuladen, weil er wohl wußte, daß Paſchal II. eine teutſche Synode nicht ganz für gerathen fand. Heinrich kalkulirte ganz richtig. Der Papſt kam nicht und das Inveſtiturrecht blieb immer noch in des Königs Hand. Endlich wußte der heilige Vater den König doch dahin zu bringen, daß derſelbe in Betreff der Inveſtiturangelegenheiten Abgeordnete an die Synode

nach Dreux in Frankreich schickte; denn nach Frankreich hatte der heilige Vater seine Zuflucht genommen, weil er des Beistandes eines schlauen, den teutschen Interessen nie ergebenen Hofes bedurfte. Der Herzog von Bajern, Welf II., ein gerader Fürst, ein Freund der teutschen Nazionalunabhängigkeit vom römischen Einflusse, stand an der Spize der Gesandtschaft. Die leitende Hauptperson aller Unterhandlungen war aber der schlaue Erzbischof Adalbert von Mainz, ein tüchtiger Politiker, selbst einem Papste gegenüber. Adalbert war des Königs Kanzler und schon als solcher nicht Willens, von den Rechten seines Herrn auch nur ein Haar breit zu wanken. Nach vielem Hin- und Herreden wurde endlich Nichts beschlossen; sondern die Sache blieb beim Alten und die endliche Entscheidung wurde noch ein Jahr verschoben. Ein allgemeines Conzilium sollte den Streit lösen und zwar in Rom selbst. So war denn der heilige Vater von den Teutschen überlistet worden. Heinrich hatte keine Entscheidung gewollt; sondern seine Absicht war, sich zuvor in Rom die Kaiserkrone zu holen und seinen Einfluß in die italienischen Angelegenheiten geltend zu machen. Er wußte wohl, daß wenn eine unbedingte Entscheidung erfolgt wäre, er ganz sicher mit dem Papste in ernstere Collisionen, als sein Vater, hätte kommen müssen. Getrost sah er deßhalb einem Conzilium selbst auch in Rom entgegen; denn vor demselben wollte er erst einen grossen Heereszug nach Italien unternehmen. Dem Papste wurde bei allem dem stets übergrosse Ehrfurcht geheuchelt und Gehorsam in allen Stücken gelobt; dabei aber im ganzen Reiche der Heerbann aufgeboten.

Alles dieses war auf besonderen Betrieb des Kanzlers Adalbert geschehen. Derselbe hatte nicht vergessen, zu den physischen Waffen auch geistige stossen zu lassen. Männer, die im kanonischen Rechte wohl erfahren waren, dabei besondere Rednergabe besassen, mußten den Zug mitmachen. Niemand wird läugnen, daß es sehr sonderbar klingt, wenn ein teutscher König zu einem allgemeinen Conzilium mit 30,000 Milites und einer tüchtigen Anzahl gelehrter Männer zieht.

Allein Jedermann sieht ein, daß solche Leute ihren Worten am Ersten Nachdruck geben können.

Auf den Ronkalischen Feldern kamen nun die einzelnen Heeresabtheilungen zusammen. Der König hielt dort Musterung und zog dann in Oberitalien vorwärts. Alles unterwarf sich ihm. Wir kennen übrigens die Unterwerfungsarten der Italiener. So lange der derbe Teutsche ihnen auf dem Nacken sizt, huldigen sie ihm, geht er fort, so wollen sie Nichts mehr von ihm wissen. Sogar die alte Gräfin Mathilde, von der wir gar Lustiges und Trauriges gehört haben, erklärte sich zur Bundesfreundin des schlauen Heinrich, aber natürlich nicht gegen den Papst; denn der galt ihr auch in ihren alten Tagen noch als der Haupterbe ihrer frommen Reichthümer. Wer wollte die Weiber alle zählen, die dem römischen Ansehen, wenn auch nicht direkt, doch weit mehr nüzten, als die Männer! Heinrich V. zog in Florenz ein und traf daselbst die nöthigen Verfügungen über das besezte Italien. Nur die Bürger von Pontremoli hatten ihm Widerstand geleistet, als sein Heer durch ihre Schluchten ziehen wollte. Der Untergang ihrer Stadt war die Folge. Niemand wagte von nun an mehr, sich zu widersezen. Der König zog endlich immer näher gegen Rom. In Sutri wurde die königliche Gesandtschaft, welche dem heiligen Vater die Ankunft ihres Monarchen gemeldet hatte, von diesem zurück erwartet. Sie kam, mit ihr auch die päpstliche Deputazion. Das war im Frühjahre 1111. Die Päpstlichen wünschen dem Könige Glück und Heil zu seiner Ankunft in Italien. Der Papst, sagen sie, werde mit besonderer Freude ihm die römische Kaiserkrone verleihen, sobald der König auch die Rechte des heiligen Stuhles erhalte und nicht antaste.

Von einem Conzilium ist natürlich keine Rede. In Gegenwart von 30,000 wohl bewaffneten Teutschen ist's nicht gut, ein Conzilium zu halten. Ohne ein solches verlangen daher die päpstlichen Gesandten, der König soll, wenn er vom Papste gekrönt zu werden wünsche, der Investitur mit dem Ring und Stabe entsagen. Allein der geheime Senat des Kö-

nigs bringt die alten Einwendungen gegen ein solches Ansinnen vor. Dagegen erklärt nun der Legat des heiligen Vaters, um alle Collisionen mit teutschen Sitten zu vermeiden, solle man die Investitur ganz aufheben, die Bischöfe sollen nur von Zehnten und Privatzuflüssen leben, dagegen aber aller Kriegspflicht gegen den König entsagen. Man sieht wohl, was der Papst will, die Kirche unabhängig neben die weltliche Gewalt stellen. Der König meinte dagegen, er dürfe nicht wagen, die Lehensverhältnisse seiner Bischöfe und Erzbischöfe anzutasten. Das brauche er auch nicht, entgegnet der Legat, das werde der Papst selbst thun. Auf ein solches Anerbieten ging nun der geheime Rath des Königs ein; denn er wußte, welchen Schwierigkeiten die Ausführung eines solchen Anerbietens unterliege. Zum Ueberflusse ließ man sich daher dieses Anerbieten schriftlich geben. Der König entsagt somit der Investitur, der Papst aber allen Eingriffen auf die Regalien des Königs.

Das war nun Alles freilich sehr schnell gesagt und geschrieben; aber zur Ausführung war noch weit. Der Papst wußte von der teutschen Verfassung viel zu wenig, wenn er glaubte, er könne sie durch die Beredsamkeit und Umtriebe seiner Legaten allein aufheben. Genug, der Papst glaubte nun seiner Sache sicher zu sein und der König zog nach Rom. Der schlaue Heinrich warf sich sogar vor dem heiligen Vater, vor der Pforte der Peterskirche, wo ihn dieser erwartete, zu Füssen, und die Herren Kardinäle sahen sich auf die angenehmste Weise von der Demuth ihres Patriziers überrascht. Allein das Schauspiel war noch nicht vollendet. Man zog in die Peterskirche. Dort nahmen Papst und König neben einander Plaz und nun wird feierliche Stille geboten; hierauf wird der Vergleich von Sutri abgelesen. Alles horcht. Ich Heinrich ꝛc. verzichte auf die Investitur: das ließ man sich gefallen; aber als es heißt: ich, der heilige Vater, gebe im Namen der Bischöfe und Aebte dem Könige alle Regalien, alle weltlichen Besizungen der Bischöfe und Aebte zurück; sie sollen von nun an, um nur der Kirche zu gehören, nur von

Zehnten und Privatschenkungen leben; da bricht der Tumult los. Die Einen verwünschen den König, die Anderen den Papst. Als aber vollends der schlaue König erklärt, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen sei, die teutsche Kirche ihrer weltlichen Güter zu berauben; sondern er sei blos gekommen, sich üblicher Weise die Kaiserkrone zu holen, der Papst selbst habe ihm das Anerbieten, die Abtretung der Regalien gemacht, da stürmen Alle auf den heiligen Vater ein. Einen ganzen Tag streitet man in der Peterskirche fort. Endlich greift man zum Schwerdt. Der Papst wird gefangen gesezt, eben so seine Kardinäle, die nicht die Flucht ergriffen haben.

Jezt mengen sich auch die Bürger in den Streit, es floß Blut, die Bürger werden durch teutsche Tapferkeit geschlagen; der Papst aber mit seinen Kardinälen gefangen auf die Vestung Trovi geführt. Geistliche und weltliche Fürsten unter Oberaufsicht des Patriarchen von Aquileja bewachten den heiligen Vater. Nach und nach brachte man ihn zur Nachgiebigkeit. Man stellte ihm vor, daß die Entziehung der Investitur in Teutschland, wie der heilige Vater aus dem lezten Akte selbst gesehen habe, rein unmöglich sei, daß bei längerem Verharren auf seinem Plane der Kirche ein Schisma drohe, daß der König ja doch aus keinem anderen Grunde gekommen sei, als nach Sitte seiner Vorfahren sich auch vom heiligen Vater die römische Kaiserkrone zu holen, daß er also durchaus keinen Unfrieden beabsichtiget habe. Endlich gibt der heilige Vater nach, er gewährt nach ächt christlichen Grundsäzen eine völlige Aussöhnung mit dem Könige, gestattet ihm fortan das Investiturrecht, verspricht ihm die Kaiserkrone und verpflichtet sich, für die Zukunft unter keinem Vorwande den König und Kaiser zu exkommuniziren. Die Vertragspunkte werden schriftlich gemacht, von beiden Theilen unterzeichnet, und der Papst ist frei.

Wir kennen in den streitigen Verhältnissen zwischen Königthum und Papstthum keinen schöneren, keinen christ-

lichen Akt, als den, wo König und Papst vor allem Volke sich den Versöhnungskuß geben und das heilige Abendmahl empfangen, wo Heinrich dann IIII zum Kaiser gekrönt wird und unter zahllosen gutgemeinten Wünschen des heiligen Vaters nach Hause zurückkehrt.

Wenn auch der Akt selbst eine Folge der schlau berechnenden Politik des Kanzlers Adalbert gewesen ist; so müssen wir eine solche Folge doch bewundern. Kaum ist der Kaiser zu Hause, als er den Leichnam seines Vaters, der in dem Banne gestorben war, erheben und im feierlichsten Pompe in der Domkirche zu Speier begraben läßt. Der Papst hatte auf geistliche Aussage, daß der hohe Verblichene in wahrer Reue gestorben sei, die Erlaubniß zum Begräbnisse, nach christlichem Gebrauche, gegeben. Ueberall herrschte Friede, zwischen Kaiser und Papst die innigste Eintracht, bessere Zeiten schienen die früheren Wunden zu heilen, kurz es schienen glücklichere Tage für das teutsche Volk zu kommen. Aber sie kamen nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es Partheien gab, von denen es die eine mit der anderen nicht redlich meinte, und wo Partheien sind, da ist keine Hoffnung zum Frieden, sei es im lezten oder im ersten Jahrhundert der Menschheit.

Bisher haben wir Heinrich V. nur von den vortheilhaftesten Seiten kennen gelernt. Neben ihm und als erster Lenker der Politik stand aber der Erzbischof und Staatskanzler Adalbert. Dieser war die Seele von allen Unternehmungen, von allen günstigen Staatsplanen und Erfolgen gewesen. Wir werden ihn näher kennen lernen.

§. 95.

Der neue Investiturstreit.

Grosse Männer sind oft in Beziehung auf ihre moralischen Eigenschaften die kleinsten. So Adalbert. Als Erzbischof von Mainz durchschaute er gerne die im Grunde nur

dem Klerus günstigen Plane des Papstes. Ihm konnte es in seiner geistlichen Eigenschaft nicht gleichgültig sein, ob die Erzbischöfe und Bischöfe unter oder neben dem Könige stünden. Als Kanzler des Kaisers aber mußte er auch für die kaiserliche Würde arbeiten; aber diese sich entgegengesezten Interessen in einer und derselben Person mußten in Adalbert einen moralischen Kampf hervorbringen, aus dem endlich das geistliche Interesse siegreich hervorging, aber zum Unglücke des Kämpfers. Adalbert sah wohl ein, daß der Papst recht habe, wenn er die Kirche von dem Einflusse einer weltlichen Gewalt auf dieselbe los zu machen gestrebt habe; es galt ja zulezt doch nur den höheren Glanz des Kirchenthums selbst. Aber Adalbert war die nächste Ursache gewesen an dem Kampfe und der Aussöhnung des Kaisers und Papstes. Adalbert hatte dem Kaiser das Investiturrecht zu einer Zeit gesichert, als er selbst nur designirter Erzbischof von Mainz war; jezt begleitete er diese hohe Würde in der That. Jezt sah er also selbst, wie viel er seinen Interessen durch seine schlaue Politik geschadet oder genüzt habe. Er wußte zudem, daß der Kaiser das Investiturrecht nur ihm noch danke, daß aber derselbe ohne ihn kaum im Stande sei, es zu behaupten, kurz Adalbert bereute seine frühere Politik zum Vortheile des Kaisers und ging nun damit um, diese Vortheile ihm zu entreissen, die Investitur also aus den Händen eines Laien zu entfernen. Adalbert wurde somit des Kaisers Feind. Er ließ sich heimlich in eine Verbindung mit unzufriedenen Grossen, besonders mit den Sachsen, die ohnehin eifersüchtig auf die königliche Gewalt der Franken waren, ein, und suchte die päpstliche Politik nebenbei klarer vor die Augen seiner geistlichen Brüder zu legen und seines Wohlthäters, des Kaisers, Ansehen wanken zu machen.

Solche Umtriebe wirkten, und bald sah man, daß die Bischöfe anderen Sinnes wurden, wenn sie auch vorher den Papst noch so sehr wegen seiner Eingriffe in ihre weltlichen Rechte verdammt hatten. Die Kurzsichtigen hatten nicht ein-

gesehen, daß der Papst bei Allem, was er thut, nur seinen und ihren Vortheil im Auge haben kann. Der Kaiser schöpfte Verdacht, die Sache wurde verrathen und Adalbert lag bald im Gefängnisse. Die Untersuchung ergab bald wichtige Resultate. Adalbert ist von nun an, wie Otto von Freising bemerkt, der Unheil bringende Feind des Reiches (pestiferum hostem usque ad vitae terminum sensit) und der Verhaßteste des Kaisers. Wohl nicht mit Unrecht; denn wenn der Freund, der Vertraute zum Feinde, zum Lügner wird, ist eine Empörung des Gemüthes selbst bei den edelsten Seelen wohl zu verzeihen und Heinrich V., so weit wir ihn bis Jezt kennen gelernt haben, gehörte offenbar nicht zu den Lezteren. Adelbert blieb demnach, wie seine Freunde uns versichern, in einer mit Qualen und Hunger ausgefüllten Gefangenschaft; allein gerade diese wirkte nur zum Vortheile des Papstes und zum Nachtheile des Königs.

Paschal II. hielt zwar sein Versprechen, dem Kaiser fortan von seinen Rechten Nichts zu nehmen, treu; allein es gab noch ein anderes Mittel, dem Könige, ohne den Papst für seine Person in's Spiel zu ziehen, das Investiturrecht zu rauben, die Kirchenversammlung. In derselben wurde einstimmig beschlossen, daß die Investitur dem Kaiser nicht gebühre und sogar darauf angetragen, denselben zu exkommuniziren. Das that nun Paschal II. nicht; aber, wenn auch der Kaiser wenig Kunde von den Beschlüssen jener römischen Synode nahm; so war doch der Saame der Zwietracht einmal ausgestreut und der Kampf begonnen. Vorläufig wußte jedoch Heinrich das Ungewitter durch Ernst und Gewandtheit abzuwehren. Die aufrührerischen Grossen im Sachsenlande wurden bezwungen und die römischen Synodalbeschlüsse traten nicht in's Leben.

Der König hielt im tiefen Frieden seine Hochzeit mit der Prinzessin Mathilde von England, wozu alle Fürsten des Reiches geladen waren und wirklich auch erschienen sind. Alle athmeten Ehrfurcht vor dem Kaiser. Selbst Herzog Lothar,

ein Rebell, war erschienen und hatte barfuß den Monarchen um Verzeihung gebeten. Sie wurde ihm gewährt. Kaum ist jedoch die Hochzeit vorüber, als der Krieg auf's Neue ausbricht. Gegen Köln muß Heinrich ziehen. Endlich wird er sogar entscheidend geschlagen und flieht nach Mainz. Hier empören sich die Bürger und drohen dem Kaiser die höchste Gefahr, wenn er nicht ihren Erzbischof Adalbert freilasse. Er verspricht's, aus Noth gedrängt, gibt Geiseln, zieht ab und binnen drei Tagen ist der ausgehungerte Staatskanzler in Mitte seiner Bürger.

So sehr war das kaiserliche Ansehen in kurzer Frist gesunken, daß der Monarch sogar einen Fürstentag ausschrieb, um dort seine jugendlichen Fehler zu bekennen, auf welchem aber die Fürsten nicht erschienen. Die Ursache, warum das Ansehen Heinrichs so plözlich sank, waren die beständigen Reibungen mit den Sachsen, Westphalen und Kölnern; dann und ganz vorzüglich die vielen Willkührlichkeiten des Kaisers, die er sich gegen einzelne in seine Gewalt gelangte Fürsten herausnahm. Adalbert ist also frei, belohnt seine Bürger mit Privilegien und ist von nun an des Kaisers offener Feind. Es werden Unruhen jezt immer mehr laut, immer mehr Bischöfe treten auf Adalberts Seite und dieser gibt sich alle Mühe, ein allgemeines Conzilium zu Stande zu bringen, um durch dasselbe die Exkommunikazion des verhaßten Kaisers zu erwirken. Allein Heinrich V. sieht allen diesen Umtrieben, die auf seinen Sturz abgesehen sind, ruhig zu. Von allen Seiten schleuderten Bischöfe und Synoden Bannbullen gegen ihn, nur der heilige Vater exkommunizirte ihn nicht. Wohl verdammte er die Lehre, daß ein Laie die Investitur vornehmen könne; aber zur Exkommunikazion des Kaisers war er nicht zu bewegen. Er blieb seinem eidlichen Versprechen treu. Gestüzt darauf und dennoch im Besize redlicher Freunde, die auch durch Waffengewalt den kaiserlichen Aussprüchen Gehorsam verschafften, wie Bajern und Schwaben, überhaupt die meisten südteutschen Fürsten es waren, konnte er auch den viel-

seitigen Umtrieben ruhig entgegen sehen und sogar einen zweiten Feldzug nach Italien unternehmen. In seiner Abwesenheit sollten die Herzoge von Franken und Schwaben, beide Neffen des Kaisers, die Regirung führen. Er hatte die Absicht, durch einen Feldzug den Papst nachgiebiger zu machen, dann ganz vorzüglich die Ländereien der verstorbenen Gräfin Mathilde von Thuszien in Empfang zu nehmen, endlich mehrere Streitigkeiten in der Lombardei und in Rom zu schlichten. Heinrich kommt, nimmt die Mathildischen Güter theils als heimgefallene Reichslehen, theils als Privatgüter in Empfang, eilt nach Rom, wo die Adeligen sich wieder gegen den Papst empört haben, stellt die Ruhe wieder her, aber nur für seine Person, nicht für den heiligen Vater; denn dieser, um doppelten Verlegenheiten auszuweichen, war zu den Normannen geflohen.

Als er zurück kam, starb er bald — 1118. Nach ihm kamen zwei Päpste, Gelasius II. und Gregor VIII. Gelasius, des Kaisers Feind, floh nach Frankreich; Gregor VIII. blieb in Rom. Einer hat den anderen natürlich wieder exkommunizirt. Gregor, ein Freund des Kaisers, starb nach einem Jahre, und an seine Stelle trat Calixtus II., und unter seinem christlichen Vorsteheramte wurde der Investiturstreit immer heftiger. Die Partheien mehrten sich und endlich wird Heinrich V. vom Conzilium in Rheims nochmal mit dem Kirchenbanne belegt. Das bewog ihn, aus seinen Träumereien in Italien aufzuwachen und nach Teutschland zurück zu kehren, wo die Verwirrung auf eine gefährliche Weise um sich gegriffen hatte und das Ansehen des Kaisers in vielen Bezirken gänzlich darnieder lag.

§. 96.

Das Concordat von Worms und Kaiser Heinrichs V. Tod.

Der Kaiser ließ seine Gemalin und einen Theil seines

Heeres zur Vorsicht, weil er viele Feinde in der Lombardei hatte, in Italien zurück. Als er in die Heimat kam und die allseitigen Verwirrungen bemerkte, ferner hörte, wie man damit umgehe, durch ein Conzilium seine völlige Absezung zu erreichen, berief er einen Reichstag nach Tribur. Dort wurden manche Klagen gehoben, viele Streite entschieden, aber über die Hauptsache, das Investiturrecht, kam Nichts in's Reine. Es wurde zu diesem Zwecke ein grosses Conzilium nach Rheims berufen. Aber hier saß auch der erzürnte Adalbert von Mainz, und die Folge der Berathungen war die erneuerte Exkommunikazion des Kaisers durch die frommen Väter und den Papst selbst.

Der Bürgerkrieg brach somit auf teutschen Gauen wieder aus, endlich wurde auf einem Fürstentage in Würzburg 1121 die Ruhe einigermassen vermittelt. Die geistlichen Angelegenheiten sollten aber, hieß es, der päpstlichen Entscheidung unterliegen. Der Papst jedoch, der sich bisher in Frankreich aufgehalten hatte, befand sich gegenwärtig in Rom, um daselbst die Ergebenheit des römischen Volkes in Empfang zu nehmen. Wirklich hatte dieses, man darf wohl sagen, wandelbare Gesindel seinen selbstgewählten Gegenpapst Burdinus vertrieben und Calixt II. wieder anerkannt. Burdinus starb im Gefängnisse, nachdem ihn die Bürger von Sutri, zu denen er geflohen war, an seinen Gegner ausgeliefert hatten. Als nun Calixt ruhig auf dem heiligen Stuhle saß, dachte er auch an Beendigung des langwierigen Investiturstreites. Auch der Kaiser wünschte einen billigen Frieden, der der Würde des teutschen Reiches und seiner Krone nicht nachtheilig wäre. Auf dem Reichstage in Worms 1122 sollte derselbe vermittelt werden. Er wurde es auch. Beide Theile stimmten darin überein, daß der Friede Beiden höchst Noth thue. Nachdem endlich eine ganze Woche mit Präliminarien hingebracht waren, der Kaiser aber gütiger, als man je geglaubt, sich gezeigt hatte; erhielt er vom päpstlichen Legaten, dem Bischofe Lambert von Ostia, im Namen des heiligen Vaters die Los-

sprechung vom Kirchenbann und den Kuß des Friedens. Hierauf wurde beschlossen:

1) Ich Heinrich, von Gottes Gnaden Kaiser der Römer, Augustus, trete aus Liebe zur heiligen Kirche, an Gott und den heiligen Petrus alle Investitur mit Ring und Stab ab, ich bewillige den Kirchen freie Wahl und freie Konsekrazion. Alle seit meinem Vater dem heiligen Petrus oder der römischen Kirche, dann den Geistlichen genommenen Regalien und Besizungen, die seither so vielen unseligen Streit veranlaßt haben, stelle ich wieder zurück und versichere dem Papste und allen seinen bisherigen Anhängern Friede, der römischen Kirche aber meinen vollen Beistand.

2) Ich Calixtus, Knecht der Knechte Gottes, bewillige meinem vielgeliebten Sohne Heinrich, daß die Wahlen der Bischöfe und Reichsäbte in seiner Gegenwart geschehen, und daß ihm bei streitigen Wahlen, mit Beiziehung des Raths der Erzbischöfe und anderer Bischöfe, die Entscheidung gebühre. Der Erwählte empfange von dir die Regalien durch den Szepter, doch mit Ausnahme dessen, was dem römischen Stuhle gehört. Geschieht die Wahl in entfernteren Gegenden des teutschen Reiches, so erhält der Konsekrirte die Regalien binnen sechs Monaten. Bei streitigen Fällen versichere ich dich meiner Unterstüzung. Dir und allen den Deinigen verleihe ich hiemit den ächten Frieden.

Dieses Concordat, vom September 1122, heißt nun das Wormser oder Calixtinische. Durch dasselbe blieb also der Kaiser immer noch Lehensherr der Bischöfe, hatte aber von seinem geistlichen Einflusse das Meiste verloren; denn nun stand es nicht mehr in seiner Gewalt, einen schon Gewählten von dem Amte suspendiren zu lassen; er mußte ja mit seiner Belehnung warten, bis die Consekrazion, die Weihe des designirten Bischofs, schon erfolgt war. Aber die Kirche war deswegen nicht vollends unabhängig vom Staate geworden;

denn der König konnte auf jede Wahl einwirken und die Bischöfe blieben in Betreff ihrer weltlichen Besitzungen immer noch Untergebene der königlichen Macht. Würde Gregor VII. auf dem päpstlichen Stuhle gesessen sein, der Kampf wäre gewiß auf nicht so friedliche Weise entschieden worden, wie ihn der redliche Vetter des Kaisers, Calixt II., entschieden hat.

Daher waren aber auch die Streitigkeiten im Reiche noch lange nicht geendet. Zunächst fehlte der Friede in Teutschland. Die Fürsten waren zum Theil immer noch unzufrieden über des Kaisers wachsende Macht und der boshafte Erzbischof von Mainz unterstüzte die Unruhen, wo es ihm möglich war. Der Landfriede wurde oft proklamirt; aber nie gehalten. Räuber und Gesindel, unter der Benennung von Milites, hausten in allen Gauen. Kein Eigenthum, wenn es nicht von starken Burgen beschüzt war, wurde mehr heilig gehalten, und wenn solche Leute genug Schandthaten verübt hatten, wallfahrteten sie zum heiligen Grabe, um dort ihre Sünden abzubüssen; denn der Glaube, man könne sich in Jerusalem am Grabe des Erlösers selbst von den abscheulichsten Missethaten wieder reinigen, galt allgemein als ächt. Durch die Annahme des Kreuzes, sagt Otto von Freising, meinten solche Räuber von allen Verbrechen wieder ganz rein werden zu können. Welcher Unterschied liegt doch zwischen diesem Glauben und dem Christenthume!

Im Jahre 1124 gebot nun der Kaiser, unter dem Vorwande, unruhige Grosse wieder zur Ordnung zu bringen, in der That aber, um Frankreich zu bekriegen, einen allgemeinen Heerbann. Allein man hatte seine Absicht durchschaut und der Heerbann kam nicht zu Stande. Die Teutschen hatten im Innern genug zu thun; es war nicht nöthig, noch auswärtige Kriege anzufangen, die ihren Grund dennoch nur in der persönlichen Abneigung des Kaisers gegen den König Ludwig von Frankreich hatten.

Mit den wenigen Milites also, die dem Aufgebot Folge

geleistet hatten, unternahm Heinrich einen Zug gegen die Wormser, die wider des Kaisers Willen den vertriebenen Bischof Buggo in ihre Mitte wieder aufgenommen hatten. Sie wurden besiegt und mußten zur Strafe noch 5,000 Mark Silbers zahlen. Otto von Freising sagt, der Kaiser habe auch auf den Rath seines Schwiegervaters, des Königs Heinrich von England, eine Steuer ausschreiben wollen, aber es sei wegen der Abneigung seiner Optimaten Nichts daraus geworden. Welcher Unterschied zwischen jener und unserer Zeit! Im Grunde hatte Heinrich auch dabei keinen anderen Zweck, als sich und seinen Nachfolgern durch eine gesezlich bestimmte Einnahme eine grössere Unabhängigkeit zu sichern, und daher die Aristokratie zu verkürzen; allein diese war zu sehr auf der Hut und aus der Steuer wurde Nichts.

Heinrich V. ließ sich nach diesem Ergebnisse, und weil er keine Kinder hatte, die Regirung in seiner lezten Zeit weniger angelegen sein. Derselbe starb an einem krebsartigen Geschwüre, am 23ten Mai 1125, im vier und vierzigsten Jahre seines Lebens. In Speier wurde er feierlichst begraben. Der Ursperger Chronist sagt von ihm: er habe unter dem Deckmantel der Religion seinen unglücklichen Vater vom Throne gestossen, er sei begierig nach fremdem Eigenthume gewesen und habe, ohne Kinder zu hinterlassen, sich dennoch grosse Schäze gesammelt; er war tapfer, klug und kühn; aber im Frieden glücklicher als in der Schlacht. Schwere Dinge lagen auf seinen Schultern und drückten ihn nieder.

§. 97.

Rückblick auf das sechste Buch.

Die Periode von vier Kaisern, von Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V. liegt hinter uns, ein Zeitraum von vollen hundert Jahren, 1024 — 1125. Alle vier haben dem Reiche und ihren Kronen Macht und Ansehen,

der königlichen Würde aber Unabhängigkeit verleihen wollen. Konrad war tüchtiger Regent und tapferer Krieger; Heinrich III. redlicher Fürst und tiefdenkender, aufgeklärter Staatsmann; Heinrich IV. unglücklich aber talentvoll, verdorben durch eine gewissenlose Erziehung, aber von Natur aus edlen Gefühles, leichtsinnig und trozig, aber auch feige und manchmal grausam, nie zu verachten, wohl aber zu bedauern; Heinrich V. glücklicher in der Politik und weniger gehemmt von einem energischen Papste. So schritten denn diese vier Männer über die Bühne der Ereignisse, wollten über sie Meister werden und sind es zum Theil auch geworden. Ein Zweck lag Allen vor der Seele, die Würde des Reiches und das Ansehen des Thrones zu behaupten nach Aussen und nach Innen. Zum Theil vergrösserten sie den Umfang des Reiches, zum Theil wurden jene Vergrösserungen entweder wegen ihrer Entfernung unwichtig oder gingen ganz verloren. Sie wollten die Macht der Herzoge beugen und haben nicht selten dadurch ihre eigenen Kronen gefährdet. Bei dem Feudalwesen war noch lange keine Einheit denkbar, eben so wenig eine unabhängige Monarchie. Sie wollten alle vier auch Staat und Kirche vereinigen und dadurch die römisch-hierarchische Gewalt unschädlich machen oder gar vernichten. Der darüber entstandene Kampf hat begonnen; ist noch nicht geendet. Den Thron in der salischen Dynastie erblich zu machen war eine Hauptaufgabe der genannten Fürsten. Für ihre Personen haben sie dieselbe vollständig gelöset.

Aber auch die Herzoge wollten in ihren Würden erblich werden; das konnten die Kaiser nicht zugeben, weil ihr Erblichkeitszweck dadurch verloren gegangen wäre. Aber kleinere Lehen wurden dagegen erblich gemacht, um den Herzogen die Macht nicht zu groß werden zu lassen; denn die Kleineren mußten sich deswegen mehr an ihre Lehensherren, die Kaiser, anschliessen. Auch die Bischöfe standen unter der weltlichen Oberherrlichkeit; sie wurden vom Kaiser investirt, am Oftesten auch durch seinen Einfluß gewählt. Die Investitur band

sie allein an die Interessen des Staates; der Papst wollte dieselbe daher aufgehoben wissen. Das Wormser Concordat beschränkte die weltliche Macht über die Kirche, hob sie aber nicht auf. Der Kampf war also auch zwischen Königthum und Papstthum nicht aufgehoben. Die Elemente des Streites blieben.

Der Papst sucht den Kampf für sich und seinen Klerus durch die Waffen des Bannes zu entscheiden oder zu führen, ein heilloser Mißbrauch wird um weltlichen Glanz mit der Religion getrieben. Das Christenthum kommt immer mehr von seiner ursprünglichen Einfachheit zurück und der Saame zur künftigen Reformazion ist gelegt, ohne daß man sich Mühe gibt, die erste Frucht desselben zu zerstören. Ein beinahe funfzigjähriger Bürgerkrieg hat unter Heinrich IV. die Sitten der Teutschen verwildert; die Nazionalität von ihrer Höhe herabgestimmt und für ganze Jahrhunderte Drachenzähne auf die teutschen Gaue gesät. Der Papst wagt es sogar, Eide der Unterthanen gegen ihre Fürsten zu lösen, wenn er sieht, daß diese sich seinem Willen nicht fügen wollen. Sein Wille aber bestand darin, die Obergewalt über alles Geistliche und Weltliche zu behaupten, also auch Herr der Könige zu sein, die alte Theokratie wieder einzuführen, wie sie bei den Juden und Aegyptern gewesen war.

Zwei Dinge haben diesen Plan in der Ausführung verschoben, die persönliche Tüchtigkeit der fränkischen Kaiser und die Verwirrung in der Kirche selbst. Sobald es einmal zwei und mehrere Päpste gibt, ist die Gewalt derselben, die nur in der Einheit ruht, gelöset, und was Gregor VII. wagte, konnten seine Nachfolger nicht mehr wagen; denn ihnen fehlte der Kredit beim Volke. Die Einsichtsvolleren desselben erkannten recht gut, daß die Bestrebungen der Päpste Anmassungen seien, denen man auf alle Weise begegnen müsse. Sogar Bischöfe sahen dieses ein, vorzüglich Otto, der Heilige, von Bamberg. Hat es doch auch Adalbert von Mainz eingesehen; aber nur aus Haß gegen seinen Wohlthäter zulezt ein

System begünstiget, das, wenn es ausgeführt worden wäre, die Finsterniß zur Regel, den Tag zur Ausnahme gemacht haben würde.

Als endlich der Zweck, die Kirche über den Staat zu stellen, nicht erreicht wurde, stand sie durch das Wormser Konkordat wenigstens neben dem Staate. Das Gregorianische System hatte durch die Vestigkeit teutscher Könige und die Nachgiebigkeit des Papstes, Paschals II., einen Stoß erlitten; aber es war nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Wir werden die Frage: ob die Kirche neben, unter oder über dem Staate stehen soll, noch oft erneuert finden; erneuert und unterstüzt durch Unruhen, Vorurtheile und tausend andere Uebel, aber jederzeit die traurige Erfahrung machen, daß leider weder die Religion noch die Sitten des Volkes dabei gewonnen haben. Die Geschichte wird zur Warnungstafel, wo der Einzelne wie das Volk die grosse Lehre lesen kann, daß der Mensch bei seinen ehrgeizigen Entwürfen selbst das Heiligste zu profaniren fähig ist; die grosse Lehre, daß aber das Licht aus dem Kampfe mit der Finsterniß stets siegreich hervortreten müsse.

Die vorerzählte Periode umfaßt mehrere sehr gediegene Quellen, die jedoch alle lateinisch geschrieben sind. Wir nennen die Ursperger Chronik von mehreren Verfassern, Sigebert von Gemblours, Herrmann Contractus, Berthold von Konstanz, Bruno, und Lambert von Aschaffenburg, der ausgezeichnetste Geschichtschreiber seiner Zeit. Von nun an gehen die Wissenschaften schnelleren Schrittes in das öffentliche und Privatleben über.

Die Kreuzzüge, die in ihrem lezten Grunde nichts weiter waren, als Resultate der Hoffnungen nach einer besseren Zeit, haben manche Kenntnisse aus fremden Ländern nach Teutschland zurück gebracht. Der Gedanke, die Geburts- und Leidensstätte des Erlösers zu sehen, wurde allgemein. Jerusalem ist dadurch ein Königreich geworden, ein christliches;

aber es war vorauszusehen, daß dasselbe wegen seiner weiten Entfernung von Europa nicht lange dauern könne.

Die ganze Welt fing an, sich zu regen. Es erstehen nach und nach Geister, deren Schöpfungen bis an's Ende der Menschheit reichen können. Die neue Zeit windet sich nach und nach aus der alten hervor, wie die Pflanze aus dem Saamenkorn. Gott gab auch diesem Korne Gedeihen.

Siebentes Buch.

Die Hohenstaufen.

Von 1125 — 1268.

So lange der Papst die Könige zu seinen Füssen haben will, hört der Kampf nicht auf.

Siebentes Buch.

Die Hohenstaufen.

Von 1125 — 1268.

§. 98.

Einleitung.

Es ist nun einmal im Einzelnen, wie in der Familie und im Staate, in der Nazion, im Volke und in der Menschheit mehr Stoff zum Kriege, als zum Frieden, oder wenigstens ragt jener Stoff vor diesem am Häufigsten hervor. Es scheint, die Völker seien dazu bestimmt, sich gegenseitig anzufeinden, zu bekämpfen und zu morden, um in lichten Zwischenräumen desto besser die Vortheile des Friedens kennen zu lernen und sie kaum gewonnen wieder zu verlieren. Es mag eine bessere Zeit kommen, eine Zeit, wo die Völker mehr zur männlichen Ueberlegung reifen, aber so lange der Eigennuz die gefährliche Triebfeder aller Politik ist, mag dieselbe sich auf den Staat oder auf die Kirche, auf den äusseren oder auf den inneren Menschen beziehen; so lange wird kein dauernder Friede denkbar; so lange der christliche Grundsaz: „achte die Rechte und Pflichten deines Nächsten, wie die deinigen, liebe ihn, wie du dich selbst liebst;“ so lange der nicht an der Spize aller Völkerrechte, an der Spize aller Staatspolitik steht, ist

auch von einem eigentlichen Frieden, von einem männlichen Alter der Menschheit keine Rede.

Bei dem teutschen Volke haben wir bisher wenig Ruhe, wenig christliche Ueberlegung bemerkt. Dasselbe steht, sobald wir eine höhere Moral bei ihm suchen wollen, gewiß noch sehr tief. Geschieht etwas Gutes, so trägt dasselbe immer noch den Charakter der Persönlichkeit, nicht den der Allgemeinheit an sich.

Wir treten nun in eine neue Periode über, wir sehen neue Kämpfe, grosse Männer stellen sich vor unsere richtenden Blicke, aber das Colorit der ganzen Zeit, die vor uns liegen wird, ist unter einander geworfen, ist ohne Beziehung zur Zeichnung und traurig. Die Zeichnung selbst trägt den Charakter eines stets regen Kampfes. Wir sehen, die Teutschen streben nach Besserem, sie ringen sich aus dem Schlendrian der Vergangenheit hervor, aber was sie wollen, wissen sie eigentlich selbst nicht. Nur die Gegenwart liegt vor ihren Blicken; ungerne heben sie den Schleier der Zukunft. Ist ja doch auch das Antliz der Göttin dieses ewig jungen Tages zu ernst, zu gehaltvoll, als daß die teutschen Kinder mit männlichem Muthe ihr in dasselbe hätten schauen können. Die Feudalverfassung auf der einen, die Hierarchie auf der anderen Seite, zwischen beiden das teutsche Volk, wird es hin und her gezerrt, wie das noch unerzogene Kind, von noch weit unerzogeneren Eltern, wie der Jüngling von der Erinnerung an seine Jugend und von der Ahnung an seine künftige Manneszeit. Eine unselige Halbheit greift in alle Bewegungen des politischen und religiösen Lebens ein, und gibt uns nur zu deutlich den Beweis, daß das teutsche Volk selbst unter den mächtigen Hohenstaufen immer nur ein junges Volk ist, das auf dem Wege zwischen Manneskraft und Jugendschwäche, zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Tugend und Leidenschaft schwankt, wie einst Herkules geschwankt hat.

Ich habe so manche teutschthümelnde Volksgeschichten gelesen, wo der Verfasser sich etwas zu Gute darauf that, die alte Zeit zu loben, ihre Freiheiten zu preisen, ihre Verfassun-

gen zu rühmen, kurz alle seine Worte zum Vortheile des Nazionalstolzes hinauf zu schrauben. Wenn ich aber diesen Wirrwarr in den Ereignissen, diesen selbstsüchtigen über alles wahre Volksinteresse hinaus schreitenden Kampf zwischen König, Fürsten und Papst, diese Vorurtheile, Aberglauben, Ungesezlichkeiten, Verbrechen und sonstige Uebel mit dem wenigen Guten, das hie und da, wie der Goldsand am Ufer des Stromes, hervorschimmert, vergleiche, mag ich mein Gewissen nicht mit der Lüge beflecken, die alte Zeit sei besser gewesen, als die neue. Eine solche Lüge ist zu offenbar; denn sie greift an und für sich schon das Grundgesez der Menschheit, daß dieselbe sich immer weiter fortbilden, immer höher steigen müsse, sie greift aber auch den Verstand des Individuums an, wenn derselbe sie mit den Ereignissen der Geschichte selbst zusammenstellt. Verdammen werden wir unsere teutschen Ahnen nie; aber wir werden sie auch nicht höher heben, als sie wirklich stehen und sie standen in der That nicht hoch. Die Geschichte soll ja kein Roman sein, der unseren Gefühlen schmeichelt und unseren Verstand vergißt! Sie ist im Grunde die Warnungstafel der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft. Ihre Lehre hat Christus verkündigt: werdet vollkommen, werdet Menschen, werdet ähnlich demjenigen, der euch schuf. Standen aber unsere Ahnen höher, als wir; so sind wir gefallen und ein Geschichtschreiber, der uns so etwas vor die müssigen Augen wirft, schmeichelt den Todten und verläumdet die Lebendigen.

Das teutsche Volk hat in mancher Beziehung noch Vieles vor sich und wer möchte den moralischen Fortschritten eines kernhaften Volkes selbst durch Jahrtausende Schranken sezen! Bis wir wahre Christen, Christen in uns, in unseren Familien, im Staate und mit den Staaten werden, dahin haben wir unendlich weit, und sind es unsere fernesten Enkel einmal geworden; so dürfen wir uns nicht betrüben, wenn auch sie ihre Ahnen in einer niederen Sphäre suchen. Die Wahrheit ist selten eine Schmeichelei.

Wir kommen nun in die Periode der Hohenstaufen. Grosse

Kaiser, groß als Menschen und als Fürsten, werden uns vorüber ziehen und wir werden uns wundern, daß solche Männer mit ihren Grundsäzen, mit ihrer Bildung das teutsche Volk nicht höher heben konnten, als es wirklich der Fall war. Allein derjenige, der mit den Schritten eines Riesen über seine Zeit hinaus schreitet, gehört gewöhnlich auch nicht seiner Zeit an, was er baut, fällt nach ihm wieder zusammen, weil die Arbeitsleute, die mit ihm bauten, seinen Plan nicht verstanden haben.

Die fränkische Dynastie ist mit Heinrich V., der kinderlos starb, erloschen. Es kommt eine neue Kaiserwahl, mit ihr neue Partheien. Die Wahl erfolgt und die Hohenstaufen (Gibellinen) besteigen den teutschen Thron. Kaiser Lothar ist der Erste. Zwei Dinge liegen vor seinen politischen Bestrebungen, die Behauptung des Erbrechtes der Krone in seiner Dynastie und die Behauptung seines Einflusses auf die Vorsteher der Kirche, damit er nicht nach dem Gregorianischen Systeme ein Vasall des Papstes werde. Der Papst will aber die Kirche über den Staat stellen, oder wenigstens neben denselben und die Folge dieses Willens ist der Kampf zwischen den Welfen und Gibellinen. Die Welfen siegen, Bajern gewinnt unter Heinrich, dem Löwen, Sachsen und das Uebergewicht des Papstes steigt. Es tritt ein Gegenkönig, Konrad von Hohenstaufen, auf die Bühne der Ereignisse. Aber Lothars Klugheit trägt den Sieg davon. Doch wird Konrad nach Lothar Kaiser, vorzüglich mit Hilfe des Papstes. Die Kreuzzüge kommen in Aufnahme, des Papstes Einfluß vergrössert sich, Konrad stirbt; einstimmig wird Friedrich I. gewählt. Derselbe hält vest am Wormser Concordat und erhebt die teutsche Volkskraft gegen Italien und die slavischen Nebenländer. Er zieht nach Rom und bändigt italienischen Uebermuth, erweitert die königliche Macht, schafft neue Bisthümer, macht Polen auf's Neue zinspflichtig, erzwingt vom Könige von Dänemark Vasallenpflicht und erwirbt sich bei anderen Großmächten Anerkennung der Würde des teutschen Reiches und seiner Krone; der Papst sieht aber diese Grösse ungerne, sie wird ge-

fährlich für das Gregorianische System. Friedrich zieht daher wieder nach Italien und der Papst muß nachgeben, weil selbst die teutschen Bischöfe sich ihm nicht mehr anreihen wollen. Von nun an sucht Friedrich allein mit seinen Bischöfen den Frieden der Kirche zu begründen und zu bevestigen. Das Gregorianische System wankt. Aber die Unruhen in Italien mehren sich, die Städte ringen nach grösseren Freiheiten, neben dem Adel entstehen die Bürgervereine.

Friedrich I. zieht wieder nach Italien. Der alte Kampf wird heftiger, als je; Heinrich VI. wird zum römischen König gewählt. Friedrich erringt über alle seine Feinde den Sieg, beruhigt das Reich, söhnt sich mit dem Papste aus, macht einen Kreuzzug mit und stirbt auf demselben mit dem Rufe, als der Größte seiner Zeit gelebt zu haben. Ihm folgt in der Regirung Heinrich VI. Derselbe will Teutschland und Italien zu einem einzigen Erbreich machen; seine Versuche mißlingen; er stirbt, ohne Wesentliches geleistet zu haben. Ihm sollte folgen sein Sohn Friedrich II.; dieser ist aber minderjährig und wird bevormundet von seinem Oheim Philipp, der sich an des Neffen Stelle auf den Thron schwingt, aber in dem päpstlichen Günstling, Otto IV., einen Gegenkönig erhält. Otto ist ein Welf; Philipp ein Hohenstaufe. Philipp wird ermordet und Otto ist von nun an gegen den Papst. Er wird exkommunizirt und Friedrich II., der rechtmässige Erbe des Reiches nach Heinrich VI., besteigt den Thron.

Die Hohenstaufen erheben sich wieder über die Welfen. Friedrich II. wird Herr von Sizilien und Jerusalem; Herr von Teutschland und Italien ist er ohnehin, seit der Gegenkönig Otto todt ist. Der Kampf mit dem Papste wird wieder heftiger, als je. Teutschland erhält den Sohn des Kaisers, Heinrich VII., zum Könige. Ueber ihn steht der ruhmvolle Friedrich. Heinrich erhebt sich gegen seinen Vater, wie einst Heinrich V. gegen Heinrich IV. Der Kaiser siegt über den Sohn; Teutschland kommt wieder unter Friedrichs II. unmittelbare Verwaltung. Der Kampf mit dem Papste gewinnt neues Leben. Er dauert dreizehn Jahre. Die Hierarchie be-

ginnt zu unterliegen, da stirbt der Kaiser, und das von den Hohenstaufen gegründete grosse Reich zerfällt unter ihren Nachfolgern, bis auch der lezte Hohenstaufe Konradin unter dem Henkerbeile eines Usurpators sein junges Leben verblutet.

Das ist der kurze Inhalt der folgenden Geschichte im siebenten Buche, glänzend manchmal, aber dann nur beruhend auf der persönlichen Grösse der Hohenstaufen, am Defterstен unglücklich und in ihren lezten Resultaten für die innere, die moralische Grösse des teutschen Volkes nicht von wesentlichem Nuzen. Die Verfassung blieb mangelhaft, das Volk roh; der Landfriede schwand immer mehr, das Faustrecht kam in Aufnahme. Durch Gegenkönige wurden die Bürgerkriege häufiger, die Macht eines einzigen Herrschers, die wohlthätige Monarchie, gelähmter. Was die Friedriche geleistet haben, konnten nicht ihre Nachfolger leisten; diesen fehlte die persönliche Grösse. Der Gedanke, das weström̃ische Kaiserreich wieder herzustellen, war kühn, wurde zum Theile in's Leben gerufen; aber das Resultat war nicht dauernd. Aus der Feudalverfassung keimt viel leichter die Republik, als eine grosse unumschränkte Monarchie.

Insoferne wir freilich in der teutschen Geschichte nur nach politisch glänzenden Perioden haschen wollen, finden wir unsere Lust in dem folgenden Buche vielseitig befriedigt. Wir sehen grosse Männer auf der Bühne, grosse Thaten werden ausgeführt, Eroberungen gemacht und verloren, Jerusalem sogar zum Königreiche erhoben; die Hierarchie gefesselt und frei; wir bemerken einen grösseren Schwung in den Wissenschaften, die Künste des Morgenlandes befreunden sich näher und auf innigere Weise mit dem Abendlande, die Rechtswissenschaft gewinnt, was ihre Abfassung in der Theorie betrifft, an Umfang und Sicherheit, es entsteht der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel, das Justinianeische Gesezbuch kommt in Aufnahme, Universitäten werden vorbereitet, Minnesänger durcheilen das Land und befröhlichen die Gemüther, es vervielfältigen sich die Geschichtschreiber; aber, ohne diesen grossen Resultaten nahe zu treten, müssen wir doch gestehen, daß alle die fol-

genden grossen Männer eine kleine Zeit getroffen. Hätten sie das nicht; so müßte das teutsche Volk in jeder Beziehung schon lange vor dem neunzehnten Jahrhundert das erste Volk der Welt geworden sein. So lange Zwietracht auf teutschen Gauen hauset, ist das teutsche Volk nicht groß.

§. 99.

XI.

Kaiser Lothar I.

1125 — 1137.

Die Dynastie der fränkischen Kaiser im männlichen Stamme war erloschen. Aber von der weiblichen Linie, nämlich Schwestersöhne Heinrichs V., waren noch zwei vorhanden. Friedrich und Konrad, beide Hohenstaufen und die mächtigsten Gutsbesizer im Reiche. Ueber die Nachfolge des Einen von diesen Beiden war Nichts bestimmt, wegen ihrer Güter waren sie auch weniger zur Regirung geeignet, da die Grossen des Reiches sich vor solchen Leuten, die eine beträchtliche Hausmacht besassen, leicht fürchteten. Mit einem Worte, die beiden Hohenstaufen, von denen Friedrich noch sehr jung, Konrad aber auf einem Zuge nach Palästina begriffen war, sollten vom Throne ihres verstorbenen Oheims ausgeschlossen und dadurch das Erbrecht der Hohenstaufen auf weiblicher Grundlage umgangen werden.

Die Seele aller dieser zum Nachtheile des hohenstaufischen Hauses gepflogenen Umtriebe war wieder Adelbert, der Erzbischof von Mainz. Dieser war unversöhnlich genug, um seine Abneigung und Rache gegen Heinrich V. noch an dessen Verwandten kund zu thun. Jedoch war dieser gewaltige Staatsmann auch klug genug, um seine Absicht, die hohenstaufischen Brüder von dem Erbe ihres Oheims zu verdrängen, so lange nicht laut werden zu lassen, bis ihre Tante, des verstorbenen Kaisers Wittwe, Mathilde, die Reichsinsignien heraus gege-

ben hatte; denn ohne diese war's nicht möglich, Jemanden zum Könige zu machen, weil eben der Schmuck nothwendig zusammen hing mit der Bedeutung der Königswürde. Mit schmeichelhaften Worten brachte nun Adelbert die Kaiserin Wittwe zur Herausgabe der genannten Insignien, und somit war die Bahn für eine neue Königswahl gebrochen, der Kampf aber zwischen dem Erb= und Wahlrechte der teutschen Krone herbei gerufen.

Der Erzbischof von Mainz beruft einen grossen Reichstag in seine Residenz und alle Fürsten der teutschen Völkerschaften erscheinen auf demselben; auch der Hohenstaufe Friedrich, Her= zog von Schwaben. Gegen sechzigtausend bewaffnete Männer lagerten um Mainz. Der Erzbischof Adelbert brachte es da= hin, daß, weil unter den Fürsten zu viele Kronkandidaten sich vorfinden mochten, aus den Bajern, Schwaben, Franken und Sachsen, je zehn Fürsten gewählt wurden, welche in einer vertrauten Zusammenkunft in Mainz eine Vorwahl halten und einzelne der Krone Würdigsten Männer bestimmen sollten, aus welchen Einzelnen dann die Völker den Einzigen wählen konnten.

Die Vorwahl erfolgte, und es wurden unter allen Für= sten drei Hauptwahlkandidaten als die der Krone am Wür= digsten bezeichnet; Herzog Friedrich von Schwaben, dann Markgraf Leopold von Oesterreich, endlich Herzog Lothar von Sachsen. Leopold und Lothar protestirten aber gegen jede Wahl, die auf sie fallen konnte und der Hohenstaufe Friedrich glaubte demnach seiner Sache nur um so gewisser zu sein. Allein Adelbert wußte den Ausgang anders zu lenken. Er überredete alle drei, gegen denjenigen, der aus ihrer Mitte gewählt werden würde, keine Feindschaft zu hegen. Dazu verstanden sie sich, und plözlich ergriffen mehrere Krieger den Lothar, hoben ihn auf ihre Schilder und riefen ihn unter dem Beifall des übri= gen Volkes zum Könige aus. Die Fürsten hinkten mit ihrer Beistimmung auch nach und so wurde der Herzog von Sach= sen König von Teutschland. Das geschah am 30ten August 1125. Der neue König mußte sogleich nach alter Sitte gewisse Wahl=

bedingungen beschwören. Er schwur „die kirchlichen Wahlen gänzlich frei sein zu lassen, dieselben weder durch die königliche Gegenwart noch auf sonstige Weise zu beschränken; nach der Konsekrazion den frei erwählten Bischof sodann mit dem Szepter unentgeltlich zu belehnen; der Belehnte soll blos den Lehenseid, aber mit Vorbehalt seiner kirchlichen Rechte, schwören."

So weit hat es der schlaue Adelbert gebracht. Das Wormser Konkordat war durch diesen Kapitulazionseid verlezt, und die Unabhängigkeit der Krone der Kirche gegenüber gefährdet. Dasjenige, was die fränkischen Kaiser mit Gut und Blut vertheidiget hatten, ihre Unabhängigkeit, war durch die Umtriebe des schlauen Kanzlers plözlich verloren.

Am Tage nach der Wahl ließ sich der neue König von den meisten anwesenden Bischöfen und Aebten den Lehenseid, von den weltlichen Fürsten aber den Lehens- und Huldigungseid leisten. Ueberdies schickte Lothar eine Gesandtschaft an den Papst, um die Bestätigung in seiner neuen Würde vom heiligen Vater zu erhalten. So weit stand also jezt schon Rom über dem Throne des teutschen Königs, eine für diesen wie für das ganze teutsche Volk höchst unwürdige Stellung. Früher hatten die teutschen Kaiser den Päpsten ihre Bestätigung ertheilt, jezt ist es umgekehrt. Die Gesandtschaft bringt die päpstliche Anerkennung und Lothar wird vom Erzbischofe Friedrich von Köln in Aachen nach alter Sitte feierlichst gekrönt.

Nun begann Lothars Regirung. Jedermann wußte, daß derselbe als früherer Herzog von Sachsen ein sehr tapferer Fürst sei, und daß man nun von seinem königlichen Amte nur Gutes hoffen dürfe. Allein manche Hoffnung ward betrogen. König Lothar hatte als solcher grössere Gegner, als der frühere Sachsenherzog, und wegen der vielen Partheien im Reiche auch weniger Macht. Seine Hauptfeinde waren die Hohenstaufischen Brüder, Friedrich, der Einäugige, und Konrad. Beide waren die mächtigsten Landesherrn im teutschen Reiche, beide waren die Erben der weitläufigen Besizungen Kaiser Heinrichs V., ihres Oheims. Unter diesen Besi-

zungen waren aber viele, die man als erledigte Reichsgüter ansah und die nun König Lothar als solche für das Reich oder die Kammer, also nicht für seine Krone allein, zurückforderte. Diese Forderung wurde auf einem Reichstage in Regensburg an die betheiligten Interessenten gestellt. Allein Friedrich war nicht gesonnen, das Geringste seiner und seines Bruders Güter heraus zu geben. Lothar war also gezwungen, den Hohenstaufen in Straßburg für einen Feind des Reiches zu erklären und den Krieg gegen ihn zu beschliessen. Der Kampf wurde jedoch aufgeschoben, und der König ordnete einen Streit zwischen dem Herzoge Otto von Mähren und dem Herzoge Sobeslav von Böhmen. Auch in Frankreich (Hochburgund) entschied er einen streitigen Lehensfall. Und jezt sollte es über den Herzog von Schwaben, Friedrich, losgehen.

Friedrich war zugleich Herzog von Elsaß. Am Rheine greift ihn nun Lothar an und Friedrich zieht sich in's Elsaß zurück, und da er merkt, wie der König immer mächtiger gegen ihn wird, verbindet er sich mit dem Herzoge Heinrich von Bajern, einem Welfen. Hohenstaufen und Welfen sind also jezt Freunde, später werden sie die heftigsten Feinde. Kaum merkt aber Lothar auf dieser Seite Nachtheil für seine Interessen, als er Heinrich, dem Stolzen, von Bajern seine Tochter Gertrude zur Ehe anbietet. Herzog Friedrich aber hatte die Tochter Heinrichs, des Schwarzen, Judith, schon zur Ehe. So lange jedoch dieser, der Vater Heinrichs, des Stolzen, lebte, wurde aus der beabsichtigten Verehlichung Nichts. Der Vater aber stirbt und der stolze Welf feiert am Lech seine Hochzeit mit der einzigen Tochter des Königs.

Von nun an sind die Welfen Feinde der Hohenstaufen. Allein diese verzagten in ihrer abgesonderten Stellung nicht, obgleich der Bajernherzog von seinem Schwiegervater auch mit dem Herzogthume Sachsen belehnt worden war. Konrad war aus Palästina zurück gekommen und führte, vest haltend an seinem erblichen Kronrechte, von nun an den Königstitel. Es gibt also einen Gegenkönig, dessen Macht durchaus nicht

zu verachten ist. Sogar in die Lombardei geht Konrad und läßt sich von dem Partheigänger, dem Erzbischofe von Mailand, zum Könige der Lombarden krönen, hält sich längere Zeit dort auf, um sich Freunde zu werben, und während dies geschieht, sinkt seines Bruders Macht in Teutschland immer mehr. Mit grosser Erbitterung wird der Kampf geführt. Nürnberg, eine Burg der Hohenstaufen, wird von König Lothar erobert (1130), auch Speier war durch Hunger in die Hände des königlichen Siegers gefallen und Herzog Friedrich wäre sicher gänzlich unterlegen, wenn die kleinen Kriege und Befehdungen im Reiche nicht zugenommen und die Macht seiner Gegner zersplittert hätten.

Der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen (Gibellinen) ermattete, als in Bajern Unruhen gegen den eigenen Herzog Heinrich ausbrachen. Die Ursache davon war die Vorliebe Heinrichs für sein neues Herzogthum Sachsen und die Zurücksezung Bajerns, dann und ganz vorzüglich die geheimen Aufreizungen der hohenstaufischen Parthei. Kurz Heinrich war gezwungen, seine Kriegsmacht vorerst in eigenem Lande zu verwenden; des Königs Fahne wurde dadurch geschwächt und Friedrich konnte sich erholen; denn König Lothar hatte auch gar manchen Streit mit den sächsischen Grossen zu schlichten. Ueberdies war er auch in manche Zwistigkeiten mit Bischöfen gerathen, und mancher Priester niederen Standes trozte noch immer dem Cölibate, kurz Lothar hatte auf vielen Punkten des Reiches Vieles zu thun und mußte daher die Hohenstaufen ruhen lassen.

Diese dagegen verstärkten ihre Macht wieder und hofften bessere Zeiten. König Lothar wendete dagegen seine Blicke nach Italien. Dort gab's wieder zwei Päpste. Die grössere Anzahl der Kardinäle hatte Innozenz II., die kleinere und das römische Volk Anaklet II. erwählt. Innozenz floh nach Frankreich und Anaklet saß ruhig in Rom. Beide schickten an Lothar Gesandte, aber nur Innozenz wurde von dem Könige und seiner Geistlichkeit anerkannt. Lothar verspricht sogar bei einer Zusammenkunft mit dem heiligen Vater in Lüttich, den-

selben nach Rom zu bringen und Anaklet II. zu vertreiben. Es wurden sogleich die nöthigen Anordnungen zu einem italienischen Zuge getroffen. König Konrad, der in Italien wenig Anhang gefunden hatte, war nach Teutschland zurück gekehrt und Herzog Heinrich von Bajern hatte seine Macht gegen die Hohenstaufen nach Unterdrückung innerer Unruhen verstärkt, der König konnte also jezt mit mehr Sicherheit und weniger Nachtheil für die Interessen des Reiches den Zug nach Italien unternehmen. Der Partheikampf geht zwar in Teutschland fort, aber die Parthei des Königs vertritt der mächtige Herzog von Bajern und Sachsen, Heinrich der Stolze. Diese Verwirrung im Vaterlande ließ jedoch voraussehen, wie wenig stark das Heer Lothars gegen Italien ausfallen werde. Im Ganzen belief sich seine Armee auch nur auf 3,000 Mann, und wo er durchzog mußte der König manches mitleidige Lächeln über diese Macht sehen. Allein Lothar konnte sich auf die Tapferkeit dieser wenigen Truppen verlassen, und viele lombardischen Städte hatten ihm ihre Ergebenheit schon zum Voraus zugesichert.

Mit Erfolg zog er also durch Oberitalien nach Rom, wo Anaklet II. sich in der Engelsburg verschlossen hatte. Innozenz II. krönte in einem andern Theile der Stadt, in der St. Lateranskirche, den König zum römischen Kaiser und seine Gemalin, Richenza, zur Kaiserin, im Juni 1133. Zugleich belehnte den neuen Kaiser der Papst Innozenz mit den Mathildischen Gütern in Italien, wogegen der teutsche Monarch jährlich an den heiligen Stuhl 100 Mark Silbers zahlen mußte.

Der Kaiser ist also durch diesen Akt der Vasall des Papstes, ein unerhörtes Ereigniß, das die Päpstlichen zur Beschämung der teutschen Kaiserwürde im Lateran abbilden liessen. Mit gefalteten Händen lag dort der Kaiser dem Papste zu Füssen und die Unterschrift hieß:

Rex venit ante foras, jurans prius Urbis honores,
Post homo fit Papae, recipit quo dante coronam.

Kaiser Friedrich I. ließ dieses Gemälde später vertilgen,

obgleich der Papst behauptete, das teutsche Reich sei ein Lehen des heiligen Stuhls. Genug, wir sehen nun zwei Päpste neben einander in Rom, der eine vom Volke gehaßt, der andere von demselben unterstüzt. Endlich sieht der Kaiser, daß es unmöglich ist, seinen Papst in Rom zu halten, da der Gegenpapst Anaklet auch die Normannen für sich gewann, und zieht also mit seinem Kriegerhäuflein wieder ab. Der Papst bleibt vorläufig in Pisa, der Kaiser geht nach Teutschland, wo der Bürgerkrieg eine immer ernstere Gestalt angenommen hat. Dieser Krieg sollte nun mit aller Kraft beendiget werden. Herzog Heinrich hatte die Hohenstaufen schon zum Weichen gebracht und nun wurden auch die Sachsen allseitig aufgeboten. Das half. Geheime Unterhandlungen werden gepflogen und Herzog Friedrich kommt mit blossen Füssen vor den Kaiser nach Fulda und unterwirft sich.

Im April 1135 erscheint der zu Gnaden angenommene Herzog nochmal vor einer Reichsversammlung in Bamberg und in Gegenwart der Fürsten ging die völlige Aussöhnung mit dem Kaiser vor sich. Bald brachte es der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, auch zu einer Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Titularkönige Konrad. Am 29ten September 1135 warf sich Konrad vor die Füsse des Kaisers in Mühlhausen, erhielt Verzeihung und wurde zum ersten Fürsten nach dem Kaiser in Teutschland erklärt; er ist nicht mehr König; sondern Herzog von Ostfranken; sein Bruder Herzog von Schwaben und Elsaß.

Die Ruhe und Einheit der Regirung war somit hergestellt; der Landfriede wurde jezt auf zehn Jahre hinaus proklamirt, obgleich es unmöglich war, denselben nur für ein Jahr vollkommen aufrecht zu halten, da sich die Grossen das Recht nicht nehmen liessen, streitige Punkte in Privatfehden zu schlichten. Doch wußte der tapfere Kaiser auch in den meisten Fällen seinem friedfertigen Geseze Achtung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke versuchte er den Heerbann wieder zu ordnen und das teutsche Kriegswesen zu verbessern. Dadurch und durch zweckmässige Anstalten im Innern des Reiches erwarb er sich

auch die Achtung auswärtiger Mächte, nur in einem Punkte verstand man den Monarchen nicht, wie er nehmlich dem Papste durchaus nachgab. Lothar war eben klug genug, um nicht einen unseligen Streit mit der Kirche herbeizuführen. Der Kaiser gewann dessenungeachtet immer an Verehrung und ächt moralischer Grösse, der schönste Schmuck eines christlichen Fürsten. Er sollte aber an kriegerischer Grösse auch noch immer mehr gewinnen.

Der König Roger von Sizilien und Apulien hatte es mit Hilfe der Sarazenen in seinem Lande unternommen, die griechische Herrschaft in Unteritalien gänzlich aufzuheben. Der griechische Kaiser nahm daher seine Zuflucht zum Kaiser Lothar, und forderte denselben auf, ihm ein Bundesgenosse zu werden und den König Roger zu bekriegen. Prächtige Geschenke begleiteten die bittenden Gesandten. Auch die Venezianer, deren Handel durch die Seeräuberei des Roger gefährdet wurde, wendeten sich an den teutschen Monarchen um Hilfe.

Endlich bat Papst Innozenz II. seinen geliebten Sohn, er möchte doch einmal den Anaklet vertreiben und ihm die dreifache Krone sichern. Von allen Seiten sezte man daher das größte Vertrauen auf die kriegerische Macht des Kaisers, und alle Anträge der Art wurden auch mit aller Bereitwilligkeit und Zusicherung aufgenommen. Ein Heerbann wird ausgeschrieben und von allen Seiten strömen die teutschen Fürsten mit ihren Schaaren herbei, um den Ruhm ihres Kaisers zu erhöhen, und sich Beute im Kriege zu holen. Der Kaiser erließ jedoch strenge Vorschriften, die alle Räubereien des Heeres untersagten, dämpfte durch seine Gegenwart, wie einst Germanikus unter den Legionen, einen Aufstand und zog nun zum Zweitenmale nach Italien, aber mit einem weit mächtigeren Heere, als das Erstemal. Dies geschah im Jahre 1136. Auch diesesmal suchten die Bewohner des Tridentinischen Thales das kaiserliche Heer zu necken und hinzuhalten, aber Lothar erobert und verheert die Burg Chiusa und bestraft alle offenen Rebellen mit dem Tode.

Ein solches Beispiel wirkte auf alle allenfalls noch insurrektionslustigen Italiener. Der Kaiser sezt seinen Zug ruhig fort, legt in alle vesten Pläze Truppen, schont die Gebräuche des Landes, die Geseze und freiheitlichen Verfassungen desselben, gewinnt die beiden Hauptstädte Pavia und Mailand, die erstere wurde, da sie sich aus Eifersucht gegen die andere widersezen wollte, eingenommen und ihr 20,000 Pfund Strafgelder aufgelegt, einzelne Adelige, die in kleineren Bezirken herrschten, wurden ebenfalls mit Waffengewalt unterworfen, und so zog denn das teutsche Heer längs der Küste immer näher gegen den eigentlichen Feind. Eine von Roger bei Bari errichtete Citadelle wird mit Sturm genommen und die ganze Besazung niedergemacht.

Von da rückt Lothar immer weiter gegen und in Unteritalien vorwärts, und nimmt von allen Ländern Besiz zu Gunsten des teutschen Reiches. Der ihn begleitende Papst aber will diese italienischen Besizungen als zunächst dem Erbtheile des heiligen Petrus zugehörende Lehen betrachten und zerfällt daher mit dem Kaiser, der im Grunde diesem heiligen Vater doch das meiste Gute erwiesen hat.

Ruhig sizt aber während dieser Vorfälle der Gegenpapst Anaklet in Rom. Dieser stirbt jedoch 1138 und Innozenz ist von nun an unbestrittener Papst in Rom selbst. König Roger aber, der diesen Papst eine Zeitlang gefangen hielt, wird von ihm mit Sizilien und Apulien belehnt und ist nun Vasall des heiligen Stuhls, was Kaiser Lothar nicht sein wollte. Dieser hatte schon im Jahre 1137, am 3ten Dezember, seine nicht unrühmliche Laufbahn vollendet. Seine Soldaten hatten nach Hause getrachtet, weil es der Heerbann mit sich brachte, nicht ein ganzes Jahr vom Vaterlande abwesend zu sein. Lothar begann also die Heimkehr aus dem unzuverlässigen Lande, ohne Rom zu berühren, und starb in einer Alpenhütte in Tyrol, nachdem er die Reichskleinodien seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Heinrich, ausgeliefert hatte. Eines hatte der Papst unter Lothars Regirung gewonnen, eine grössere Ausbildung des Gregorianischen Systems.

§. 100.

XII.

Kaiser Konrad III., ein Hohenstaufe.

1138 — 1152.

Wenn nur einigermassen mit Wahrscheinlichkeit Berechnungen in der Geschichte voraus bestimmt werden können; so dürfen wir bei Vergleichung aller Umstände nach Kaiser Lothars Tode erwarten, daß derjenige, welcher die Reichsinsignien besizt, Heinrich, der Stolze, von Bajern, zunächst auch die Königskrone besizen will; wir ahnen aber auch, daß weder der Papst noch die Fürsten zugeben können, daß derjenige den teutschen Thron einnehme, welcher unter den Fürsten wegen seiner beiden Herzogthümer, Sachsen und Bajern, dann noch vieler anderer Güter und Lande im Reiche, der Mächtigste, dem Papste aber wegen des Besizes der Mathildischen Güter in Italien, womit ihn sein Schwiegervater gleichsam nochmal belehnt hatte, der Gefährlichste ist. Zudem weiß Jedermann von dem rauhen und abstossenden Charakter des stolzen Heinrichs gar Manches zu erzählen und man fürchtet diesen Herrn mehr, als man ihn liebt.

Wird also eine Königswahl angeordnet; so ist voraus zu sehen, daß der mächtige Welf von uraltem Geschlechte wenig Wahlstimmen erhalten werde. Wer kann denn wissen, ob Heinrich, wenn er einmal König würde, nicht auch seine Herzogthümer, die theils gekauft, theils geerbt waren, beibehalten möchte? Wird er aber dieses thun, so ist seine unumschränkte Herrschaft in Teutschland entschieden, und die Feudalverfassung ist zur unabhängigen Monarchie geworden. Solches aber kann keinem teutschen Fürsten gleichgültig sein. Aber wer soll ausser Heinrich gewählt werden? Wer ist mächtig genug, in die Fußtapfen des verstorbenen Kaisers einzutreten? Mächtiger, als Heinrich, wohl Keiner. Aber von höherer Charakterkraft, von grösserer Seelengüte und gehaltvollerer Bildung ist Konrad, Herzog von Ostfranken. Er hat gewissermassen ein älteres Recht auf die Krone, als Heinrich, und ist auch

weit weniger zu fürchten, als dieser. Einmal nannte er sich ohnehin König, und mit vollkommen siegreichen Gründen konnte Niemand sagen, er hat sich mit Unrecht so genannt. Er war ja der Schwestersohn Kaiser Heinrichs V. Ihn begünstiget daher der heilige Vater, mit ihm die meisten teutschen Bischöfe und Fürsten. Allein Adelbert, der Erzkanzler des Reiches, war schon vor Lothar gestorben und keiner hatte noch seine gerade jezt höchst nothwendige Stelle übernommen; es war also ausser der Kaiserin Wittwe Niemand da, der eine Wahlversammlung hätte berufen können. Die Kaiserin aber begünstigte ihren Schwiegersohn, den Herzog Heinrich.

Um nun aus dieser Klemme heraus zu kommen, berief der Erzbischof Adalberd von Trier eine Reichsversammlung, jedoch mit Ausschluß Heinrichs, des Stolzen, nach Mainz. Bajern und Sachsen erschienen nicht; aber die anderen Fürsten. Auf diesem einseitigen Wahltage (Lichtmeß 1138) wurde nun Konrad, der Herzog von Ostfranken, zum Könige von Teutschland erwählt und am 6ten März vom Kardinal Dietwin, dem päpstlichen Legaten, in Aachen feierlichst gekrönt.

Die Reichsinsignien waren immer noch in Herzog Heinrichs Händen. Aber auch die Kaiserin hatte einen Wahltag nach Quedlinburg ausgeschrieben, jedoch getraute sich Niemand dort zu erscheinen, weil der Markgraf von Meissen, Albrecht der Bär, ein Enkel des Herzogs Magnus von Sachsen, sogleich nach des Kaisers Tode auch Anspruch auf das Herzogthum gemacht und zur Behauptung seiner vermeintlichen Rechte sich kriegerisch gerüstet hatte.

Konrad III. war also jezt vorläufig von einer Parthei zum teutschen Könige erwählt und vom Papste bestätigt. Wenn demnach Heinrich von Bajern auch König werden will; so ist der Kampf eröffnet, der Bürgerkrieg vor der Thür. Aber Heinrich hat dann zwei Feinde, den Markgrafen Albrecht und den König Konrad, zum Ueberflusse noch einen dritten, aber mächtigen, den Papst. Um nun die neue Würde durch eine mehrseitigere Anerkennung zu heiligen, berief König Konrad einen Reichstag nach Bamberg und auf demselben bestätigten

die Fürsten einstimmig seine Wahl und huldigten ihm. Heinrich war nicht gegenwärtig. In Sachsen hatte Albrecht, der Bär, Fortschritte gemacht und dieser Umstand mochte den stolzen Doppelherzog bewegen, den neuen König auch anzuerkennen. Die Kaiserin Wittwe war mit gutem Beispiele plözlich ihrem Schwiegersohne vorausgegangen und nun hinkte auch Heinrich nach, erkannte den Hohenstaufen als König und lieferte die Reichsinsignien aus.

Konrad III. war also jezt allgemein anerkannter König der Teutschen, wenn auch nicht durch eine regelmässige Wahl. Genug, er war's. Jezt wird nun wohl Friede im Reiche sein und bleiben! Noch nicht. Die Fürsten sahen wohl, gereizt durch des Papstes geheime Freunde, daß Heinrich, der Stolze, im Besize von zwei Herzogthümern zu mächtig sei und immer mächtiger werden könne. Um die Frage, ob ein Herzog nach der teutschen Reichsverfassung zwei Herzogthümer besizen dürfe, zu entscheiden, wurde demnach ein Reichstag nach Augsburg anberaumt und auf demselben dem tapferen Markgrafen Albrecht das Herzogthum Sachsen verliehen. So war der Kampf ausgesprochen.

Von nun an beginnt der Bürgerkrieg zwischen den Welfen und Gibellinen (Hohenstaufen) wieder. Der neue Herzog von Sachsen rüstet sich auf's Eifrigste, besezt alle sächsischen Burgen und erwartet mit kühner Stirne seinen Feind. Dieser aber wendet in Verbindung mit Konrad von Zähringen seine Streitkräfte vorerst gegen den Herzog von Schwaben, Friedrich, den Hohenstaufen; richtet jedoch Nichts aus. Da nun der König sieht, daß Heinrich eigentlich gegen seine Würde ankämpfen will, weil er die sächsiche Belehnung für nichtig erklärt, nimmt er ihm als einen Friedenstörer des Reiches auch noch das Herzogthum Bajern und verleiht es an den Markgrafen von Oesterreich, Leopold. Dieser dringt nun in Bajern ein, besezt es, und Heinrich, der Stolze, ist plözlich aus einem Doppelherzog kein Herzog geworden. Im Unglücke findet man aber doch oft Freunde. So auch Heinrich. Er floh auf seine Stammgüter in Sachsen und plözlich wird von meh-

reren Seiten das allerdings zu rasche Benehmen des Königs gegen ihn ungünstig beurtheilt. Zuerst bedauert man den Herzog, alsdann verwirft man die Gewaltstreiche des Königs und bietet endlich dem aus seinen Ländern verbannten Fürsten Hilfe. Bald hat er ein kräftiges Häuflein beisammen und zieht gegen Albrecht, den Bären. Dieser jedoch nimmt seine Zuflucht zu dem Könige. Konrad kommt mit einem Heere und lagert sich bei Hersfeld.

Es wird ein Waffenstillstand durch den Erzbischof von Trier vermittelt und die Entscheidung der streitigen Sache Heinrichs bis auf das nächste Pfingstfest verschoben. Während dieses Waffenstillstandes stirbt aber Herzog Heinrich 1140, und nach seinem Tode übernimmt sein Bruder Welf die Parthei des von Heinrich hinterlassenen gleichnamigen Sohnes. Der Kampf wird fortgeführt, Leopold von Oesterreich aus Bajern vertrieben und Welf fällt in Schwaben ein und belagert die Burg Weinsberg. Hie Welf, Hie Gibellinen heißt der beiderseitige Schlachtenruf. Welf wird zurück geschlagen und Weinsberg erobert. Daß die Weinsbergerinen bei dieser Gelegenheit ihre süssesten Bürden aus dem Burgthore getragen haben, weiß jeder Teutsche. Seit dem 21ten Dezember 1140 nennt man daher die Burg Weinsberg „Weibertreue."

Bald starb auch Leopold von Oesterreich und nach ihm verlieh, mit Zurücksezung Welf's, der König das Herzogthum Bajern an Leopolds Bruder, Heinrich, mit dem Beinamen Jasomirgott; der minderjährige Heinrich, Heinrichs des Stolzen Sohn, aber erhielt die Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen, nachdem der König Albrecht, den Bären, mit der Mark Brandenburg entschädiget hatte.

Troz dieser Ausgleichung streitiger Rechtsverhältnisse aber ging der Kampf zwischen Welf, der viele Güter als Allodien besaß, und den Hohenstaufen fort, weil Welf durchaus nicht gesonnen war, die Ansprüche seines Neffen auf das Herzogthum Bajern aufzugeben. Der kleine Krieg wurde daher im Vaterlande immer mehr genährt, als zerstört. Albrecht, der Bär, hatte genug mit den Slaven zu kämpfen, zwischen Polen

und Böhmen wurden Feindseligkeiten geübt, in Ungarn brach ein Bürgerkrieg aus und als der Herzog Jasomirgott Ruhe stiften wollte, wurde er derb auf's Haupt geschlagen. Die Vortheile, die sich Lothar früher in Italien errungen zu haben glaubte, gingen unter Konrad, der genug im Innern des Vaterlandes beschäftiget war, wieder verloren, König Roger von Sizilien schwang sich immer mehr zum unabhängigen Gebieter in seinem Reiche auf. In Oberitalien gewann das freiheitliche Städtewesen einen immer höheren Aufschwung, aber auch die Eifersucht zwischen den Städten und ihrem wechselseitigen Wohlstande vermehrte sich und erzeugte überall kleine Kriege. Die Welt war voll Unruhe. Der Papst verlor in seinem Rom selbst an weltlicher Macht.

Die Römer bildeten sich wieder einmal ein, sie seien die Abkömmlinge der alten Patrizier. Sie schufen also einen Senat und an seine Spize einen Patrizius. Der teutsche König mit seinen römischen Vorrechten wurde bei Seite gesezt, der Papst übersehen. Arnold von Brescia getraute sich auf Einmal zu lehren, es gezieme dem Klerus nur die Demuth und Armuth der Apostel, nicht aber Weltgüter, Höfe und Pracht. Seine Lehre fand natürlich Beifall, nur nicht beim Papste und seiner Geistlichkeit. Arnold wird vertrieben, kommt wieder und vor ihm flieht Papst Eugen III.

Da luden die Römer den König Konrad, als wollten sie seiner Herrlichkeit huldigen, nachdem sie jedoch alle seine Regalien eingezogen hatten, nach ihrer Stadt. Er möge seinen kaiserlichen Siz dort aufschlagen und von Rom aus, wie einst die alten Kaiser, über die abendländische Welt herrschen. Auch der Papst schickte an den teutschen König Gesandte und bat ihn, die römischen Unruhen zu unterdrücken und als rechtmässiger Beschüzer des heiligen Stuhles sich zu zeigen.

Während nun beide bei einer und derselben Person nach Hilfe suchten, und König Konrad sich selbst nicht in allen Stücken helfen konnte, kam die Nachricht nach Teutschland, daß Edessa von den Mohamedanern eingenommen worden sei. Diese Schreckensbotschaft wirkte elektrisch auf alle Gemüther.

Der heilige Bernard, Abt des von ihm gestifteten Klosters Clairvaux erließ überall hin aufmunternde Schreiben zu einem Kreuzzuge. Mit heiliger Begeisterung ermahnte er die Teutschen, von ihren Bürgerkriegen abzulassen und sich ewige Verdienste durch den Kampf gegen die Ungläubigen und durch Rettung des Königreichs Jerusalem zu erwerben, und dieser heilige Bernard genoß überall Vertrauen und Achtung. Auf dem Reichstage in Speier nahm König Konrad 1147 selbst das Kreuz, obgleich er früher geglaubt hatte, es sei nicht mehr nöthig, einen Kreuzzug zu unternehmen, weil er ohnehin schon in Palästina gewesen war. Selbst Welf von Bajern nahm im Eifer für die heilige Sache das Kreuz und wurde plözlich aus einem Feinde ein Freund des Königs. Konrad ließ nun seinen Sohn Heinrich, der noch minderjährig war, von den Fürsten des Reiches zum Nachfolger krönen, den Landfrieden schwören und die kreuzfahrenden Ritter sich versammeln. Siebzig tausend bewaffnete Männer und über einmalhunderttausend unbewaffnete Pilger wurden gezählt. Und nun gieng der Zug, den Otto von Freising ausführlich beschreibt, der Donau entlang ruhig durch Ungarn an die Gränze des griechischen Kaiserthums, wo die Pilger bald alle Arten von Unannehmlichkeiten erfuhren. Zügellosigkeiten und Krankheiten rafften Viele weg. Endlich sezte man über die Meerenge von Konstantinopel und ließ sich von griechischen Wegweisern geraden Weges gegen Ikonium führen. Das Heer kam durch höchst ungastliche Gegenden, entbehrte bald aller Lebensmittel und alles Gehorsams.

Da kam der Feind, und bald waren von 70,000 streitbaren Männern nicht mehr als 7,000 übrig, und diese mußten unter den traurigsten Verhältnissen den Rückzug ergreifen. Da trafen sie auf die ihnen folgenden 60,000 Franzosen, die ihren König Ludwig an der Spize hatten. Auch diese wurden geschlagen, und zulezt kam ein kleines Häuflein von der grossen beinahe fürchterlichen Schaar dennoch erst auf Schiffen nach Palästina, und wenige von Allen kehrten unter dem Bedauern ihrer Landsleute heim, unter ihnen auch König Kon-

rad. Sogleich wurde ein Reichstag 1149 nach Regensburg berufen, um das gute Vernehmen zwischen dem Könige und den Fürsten herzustellen, vorzüglich aber auch, um die Ruhe des Reiches gegen die Slaven zu sichern. Die Sachsen boten Alles auf, um ihre unruhigen Nachbarn zu unterwerfen. Sie unterwarfen dieselben wirklich und stellten also von dieser Seite die Ruhe wieder her.

Aber von andern Orten aus brannte das Feuer der Zwietracht immer noch um den teutschen Thron. Es war, als habe die Zeit ihr Wohlgefallen an teutschen Bruderkämpfen; sie endeten nie. Im Innern war Lothringen voll Verheerung und Mord, Bajern und Schwaben heftiger, als je, zum Kampfe gerüstet, in Sachsen nicht alle Unruhen gedämpft, sein Herzog als Rebell gegen den König sogar vom Papste begünstigt; nach Aussen König Roger von Sizilien drohend für Konrad und seine italienische Authorität, und bei all dieser Verwirrung war der König krank. Sein Sohn Heinrich muß daher für den Vater in den Kampf ziehen. Welf will Bajern und Heinrich von Sachsen will es auch, auch Otto von Wittelsbach zeigt sich unruhig und zweideutig gegen den König. Dieser vertröstet, abgesehen von den unvermeidlichen Kämpfen, alle Partheien auf einen Reichstag, und beschließt inzwischen, etwas besser geworden, einen Römerzug. Allein einen solchen will der Papst, obgleich er der Persönlichkeit des teutschen Monarchen nicht abgeneigt ist, nicht haben, und obgleich das unruhige Rom die Hilfe des Königs selbst begehrt.

Um den Römern den Rang abzulaufen willigt endlich Eugen III. selbst in einen solchen Zug ein; aber Konrad erkrankt wiederholt und stirbt in Bamberg am 15. Febr. 1152. Die Reichskleinodien hat er seinem Neffen, dem Hohenstaufen Friedrich von Schwaben übergeben, wohl wissend, daß unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen es unmöglich sei, seinen jüngsten Sohn Friedrich, der erst sieben Jahre zählt, auf den teutschen Thron zu heben.

Konrad war ein redlicher biederer Fürst, mehr zum häuslichen Heerde, als zum Lenker einer unruhigen Zeit geschaffen,

dem Papste aus religiösen Gründen ergeben, aber unbewandert in den Künsten der Politik. Konrad ist aus päpstlichem Mißtrauen zwar kein gekrönter Kaiser geworden; aber er verdiente diesen Titel wohl auch, weil er auf seinem Throne ein redliches Herz bewahrt hat, welcher Umstand in der politischen Welt zwar wenig Achtung verdient, aber desto mehr in der moralischen. Konrad war zugleich ein tapferer Ritter seiner Zeit, und er trug die Ueberzeugung mit in's Grab, seine Pflichten erfüllt zu haben, immer ein beseligender Trost für einen aufrichtigen und wohlmeinenden Fürsten. Wir sezen noch die Prophezeihung der Aebtissin Hildegarde von Rupertsberg, deren Schriften vom Papste Eugen III. sogar kanonisirt worden sind, und die unter jenem Papste und Konrad III. erlassen wurden, hieher. Die Prophetin sagt unter anderem: „es wird eine Zeit kommen, wo die Macht und der Ruhm der Kaiser abnehmen wird, eine Zeit, wo sich viele Völker von der römischen Herrschaft losreissen, wo das Reich in Zerfall gerathen, wo jedes Volk und jede Provinz sich einen König oder Fürsten wählen wird, eine Zeit, wo der Szepter des Kaisers vernichtet werden wird, ohne je wieder hergestellt werden zu können, eine Zeit, wo Geistliche und Weltliche an dem apostolischen Namen keine Religion mehr finden werden, und daher die römisch-päpstliche Würde gänzlich sinken wird, eine Zeit, wo nur wenige Orte um Rom mehr unter der römischen Inful sein werden. Alles dieses wird geschehen durch Krieg und Uebereinstimmung der Geistlichen und Weltlichen, welche sagen werden, es soll jeder Fürst sein Volk selbstständig regiren, und eben so jeder priesterliche Vorsteher seine Untergebenen."

Ob wohl diese Prophetin recht prophezeihet habe? Was sie sagte, spricht die Geschichte unserer Tage leise nach.

§. 101.

XIII.

Kaiser Friedrich I., ein Hohenstaufe — Barbarossa genannt.

1152 — 1190.

Konrad III. hatte das Reich nach Innen und Aussen in einem zweideutigen Zustande hinterlassen. Noch war kein König als sein Nachfolger bestimmt; aber die Fürsten versammeln sich schnell in Frankfurt a. M. und am 5. März 1152 wird von ihnen einstimmig der tapfere Herzog von Schwaben, Friedrich, vom Vater ein Hohenstaufen, von der Mutter ein Welf, zum teutschen Könige erwählt und am 8. März d. J. vom Kölner Erzbischof gekrönt. Friedrich ist in politischer und moralischer Beziehung der größte Fürst seiner Zeit. Wegen seiner röthlichen Haare nannten ihn die Italiener den Rothbart (Barbarossa). Verstand und Herz sind bei ihm im schönsten Einklange; wenn er des Einen bedarf, vergißt er das Andere nicht. Er ist Herr seiner selbst, darum auch leichter Herr von Andern. Er besizt vortreffliche Kenntnisse und hat einen hellen Glauben. Er weiß die Religion in ihren Dienern zu ehren und die Anmassungen derselben zu erkennen und zu beseitigen. Er ist gerecht ohne die Weisheit dabei zu verunglimpfen. Ohne Stolz wußte er jedes Verdienst zu ehren, er war der trefflichste Feldherr, daher auch der würdigste Fürst seiner Zeit.

Ein solcher Mann besteigt jezt den teutschen Thron, besteigt ihn unter der unbedingten Zustimmung aller Fürsten, folglich wird jezt auch das Ansehen der Krone und des Reiches besser gehandhabt werden. Wir wollen sehen. Große Aufgaben liegen vor dem dreissigjährigen rüstigen Kaiser. Das Ansehen der Krone ist gesunken, die Fürsten sind sich wechselseitige Feinde, die Verfassung des Reiches wankt, in Italien häufen sich die Verwirrungen, die weltliche Herrschaft des Papstes bringt der teutschen Krone mehr und mehr Gefahr,

die Religion hat an innerer Kraft und Heiligung verloren, nirgends ist durchgreifende Ordnung und Gesezlichkeit, und allen diesen Aufgaben soll Friedrich I. ein tüchtiger Löser sein. Er geht froh und mit der Ueberzeugung einer gerechten Sache an's Werk, zeigt sich kräftig, gerecht und ernst, und wird einer der ersten und ruhmvollsten Fürsten in der teutschen Geschichte.

Zuerst beruft er einen Reichstag nach Merseburg, entscheidet den dänischen Kronstreit zwischen Kanut und Suens zu Gunsten des Lezteren, versichert sich der Heeresfolge Heinrichs des Löwen gegen Italien, belehnt ihn, obgleich er schon Herzog von Sachsen ist, noch mit dem Herzogthume Bajern, über welches Heinrich von Oesterreich immer noch gebietet, aber auf keinem Reichstage erscheint, schlichtet noch andere kleine Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Fürsten, belehnt Bischöfe, verspricht dem alten Welf die mathildischen Güter, dem Herzoge Berthold von Zäringen Burgund und gewinnt sich auf diese Art durch Energie und Klugheit die Heeresfolge der meisten Fürsten und beseitigt auf gleiche Weise ungebührliche Ansprüche geistlicher Gewalt Er schickt Gesandte nach Italien und nach Rom, um seine Erwählung dort bekannt zu machen, ohne jedoch eine apostolische Bestätigung zu erbitten, und nun kommen Abgeordnete aus Apulien, um gegen den König Roger, der ganz Unteritalien unter seine alleinige Botmässigkeit bringen will, dann Gesandte von Lodi, um gegen die Stadt Mailand, welche ihre anmassende Herrschaft über alle umliegenden Städte ausdehnen will, Hilfe zu holen. König Friedrich schickt abmahnende Gesandte nach der empörten Stadt, diese werden verhöhnt und der teutsche Monarch hat einen weitern Grund zum italienischen Zuge.

Der Papst Eugen ist gestorben und mit seinem Nachfolger Athanasius steht Friedrich nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße, weil er schon zweimal seine Legaten, die sich in streitige Bischofswahlen gemischt haben, abgewiesen hat. Der Römerzug ist übrigens beschlossen, die teutschen Fahnen wehen im Oktober 1154 am Lech und im November ist Heerschau

auf den roncalischen Feldern. Anders, als sonst, sieht hier der König die politischen Verhältnisse in Oberitalien. Die Bürger haben eine nicht mehr zu beugende Macht über den kleinen und dieser über den großen Adel errungen. Das alte Feudalsystem nähert sich dem Republikanismus. Die Bürger fangen an zu wissen, daß sie mehr als die blossen Knechte des Adels sein können. Nach dem teutschen Könige wird wenig mehr gefragt; sobald man weiß, daß man sich selbst zu regiren fähig sei. Der Adel will den König, weil er durch ihn die alte Herrschaft wieder erlangen zu können hofft, die Bürger verlangen ihn nicht, weil sie wissen, daß ihre Freiheit auch ohne ihn möglich ist.

Unter solchen Auspizien kommt Friedrich nach Italien. Er ist gezwungen, wenn er seine Oberherrschaft wieder herstellen will, sich an eine Parthei, an den Adel, anzuschliessen. Allein zunächst geht, weil sein Heer zu einem weit aussehenden Krieg zu schwach ist, sein Streben nach Rom. Dort ist auch Athanasius gestorben und Hadrian IV. während der Anwesenheit Friedrichs I. zum Nachfolger gewählt worden. Arnold von Brescia, den wir schon oben wegen seiner freimüthigen Grundsäze gegen den römischen Stuhl kennen gelernt haben, war verbannt, und der Papst, der sich von Friedrich I. nicht viel Gutes erwarten mochte, hat sich in die veste Stadt Castellana eingeschlossen. Es werden, um alle Mißverständnisse zu beseitigen, zwischen Hadrian und Friedrich Unterhandlungen gepflogen; Arnold von Brescia vom König an den Papst ausgeliefert, und weil er die Römer vom päpstlichen und kaiserlichen Despotismus befreien wollte, wird verbrannt.

Endlich kommt der Papst in's königliche Lager bei Viterbo. Auf vieles Zureden hält hier Friedrich dem heiligen Vater die Steigbügel, und empfängt dann den Friedenskuß, wird am 18. Juni 1155 vom Papste zum Kaiser gekrönt, ohne dabei die Zustimmung der Römer, die sich plözlich, wie wir schon oben hörten, für die ersten Bürger der Welt ansahen, zu erholen. Die Römer darüber erbittert greifen zu den Waffen, sie werden zwar geschlagen, aber der Papst hält sich in

den Mauern der empörten Stadt nicht für sicher, vielleicht auch der Kaiser nicht, und beide ziehen ab.

Nun beginnt Friedrich den kleinen Krieg gegen die auf die Macht ihres neuen Bürgerthums sich stüzenden unruhigen Städte. Einige werden erobert und verbrannt, aber im Ganzen hat der Kaiser die neue Gestaltung der Dinge nicht anders gemacht; er kommt nach Teutschland zurück, und die politische Umgestaltung in Italien geht ihren Gang vorwärts, wie sonst. Allein Friedrich hat jezt Gelegenheit gehabt, die alte Zeit von der neuen zu unterscheiden und seine künftigen Plane darnach zu ordnen. Im Grunde kann er Nichts wollen, als die Herstellung seines politischen Einflusses in Italien, und dabei kann es ihm gleichgültig sein, ob die innere Verfassung dieses Landes auf den alten Lehens- oder den neuen Bürgerrechten ruhe. Jedenfalls aber konnte er nicht länger in Italien verweilen, weil sein Heer theils zu schwach, theils durch Krankheiten und Klima zu sehr geschmolzen war, dann auch vorzüglich deswegen, weil in Teutschland die Fehden unter den kleineren Herren zugenommen hatten und zur Herstellung der inneren Ruhe ein kräftiger Arm nothwendig war. Das war ja eben Sitte im teutschen Reiche, daß man während der Abwesenheit des Kaisers den Landfrieden brach und sich die Länder wechselseitig verheerte, gewiß eine Sitte, die uns von der moralischen Bildung unserer Ahnen nicht gar viel schöne Proben gibt.

Der Kaiser kommt eben, als der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Herrmann wegen Worms sich in den Haaren liegen. Beide bringen vor den Thron des Kaisers ihre Klagen; dieser beruft einen Reichstag nach Worms. Beide Landfriedensbrecher erhalten dort ihre gerechte Strafe, und die öffentliche Achtung gegen den strengen und weisen Oberherrn nimmt zu. Er tilgt die Raubburgen am Rhein, und stellt den Frieden wieder her. Und nun wird auch der Streit zwischen dem Herzog Jasomirgott und Heinrich dem Löwen von Sachsen geschlichtet. Heinrich der Löwe erhält auf einem Reichstage in Regensburg zu seinem Herzogthume

Sachsen im Sept. 1156 noch das Herzogthum Bajern, und der frühere Herzog Jasomirgott wird zum Herzoge von Oesterreich erhoben, Oesterreich also zum Herzogthume gemacht. Jezt ist dasselbe ein mächtiges Kaiserthum und Bajern ein kleines Königreich. So gestalten sich die Dinge in der Zeit.

Heinrich der Löwe, Stammvater der Herzoge von Braunschweig und des jezigen Königs von England, ist von nun an der mächtigste Herzog im teutschen Reiche und zwar nach den Grundsäzen der Erblichkeit. Das welfische Haus steht also jezt in rühmlicher Macht neben dem hohenstaufischen, und die Streitigkeiten zwischen beiden Häusern scheinen für immer gehoben zu sein. Sein eigenes Herzogthum Schwaben aber gibt der Kaiser dem Sohne seines Vorgängers dem bisherigen Grafen Friedrich von Rothenburg, und seinen Bruder Konrad macht Friedrich zum Pfalzgrafen am Rhein. So hat er die wechselseitigen Ansprüche der verschiedenen Fürstenhäuser ausgeglichen und sich ihre Heeresfolge zu künftigen Unternehmungen gesichert.

Im Mai 1156 hat er auch ein prächtiges Beilager mit seiner zweiten Gemalin Beatrix, der Tochter des Grafen Rainald von Hochburgund, in Würzburg während der Anwesenheit der Reichsfürsten gefeiert, und nun gibt er gemäß seinem früheren Versprechen an Herzog Berthold von Zäringen die Verwaltung von Burgund und Arles. Berthold heißt von nun an Herzog von Kleinburgund. Ganz Burgund kommt jezt wieder unter die teutsche Oberherrlichkeit, und huldiget auf dem Reichstage in Besançon 1157 dem Kaiser Friedrich, nachdem derselbe eben vorher auch Böhmen und Polen wieder zur alten Abhängigkeit zurückgebracht hatte. Durch alle diese Umstände vermehrt sich die Macht des Kaisers nach allen Seiten.

Der neue König der Dänen Waldemar holt die Bestätigung seiner Würde vom teutschen Monarchen, der Herzog von Böhmen Wladislav wird zum Könige erhoben, selbst der Ungarnkönig Geisa schickt an den durch seine offene Politik und

ernste Gerechtigkeit überall berühmten Kaiser Gesandte, um seinen Richterspruch in einem Streite zwischen ihm und seinem Bruder Stephan einzuholen, selbst der König von England huldigt dem weisen Friedrich mit einer Gesandtschaft, kurz Teutschland genießt im Innern plözlich Ruhe, Wohlstand und Vertrauen, und nach Aussen Ehrfurcht und Achtung; Alles durch seinen großen Fürsten.

Nur in Italien gewinnen die bürgerlichen Unruhen immer eine ernstere Gestaltung und die teutsche Oberherrlichkeit wankt dort mehr, als je. Mailand erhebt sein Haupt stolz über alle anderen Städte des Landes empor, so, daß der Kaiser sich zu einem neuen Heereszuge entschließt. Motivirt wird dieser Entschluß durch die Spannung zwischen Kaiser und Papst. Der heilige Vater hat es übel genommen, daß Friedrich ihm nicht Apulien erobert, ferner, daß er sich von seiner ersten Gemalin Adela von Vohburg ohne päpstliche Beistimmung getrennt, die Beatrix geheirathet und überhaupt sich gegen den römischen Stuhl noch nicht als treuer Sohn gezeigt habe. Allein Kaiser Friedrich weiß eben auch recht gut, was der heilige Vater unter einem der römischen Kirche getreuen Sohn versteht, und ein solcher Sohn will nun einmal Friedrich nicht werden, obgleich der päpstliche Legat, Cardinal Roland, auf dem Reichstage in Besançon behauptet hat, der Kaiser habe das Reich nur vom Papste. Roland wird später Papst Alexander III., gute Aussichten für einen teutschen Kaiser. Friedrich behauptet aber, ein teutscher Kaiser habe durch die Wahl der Fürsten sein Reich von Gott allein erhalten, und ein Jeder, der sagt, dasselbe sei ein Lehen des Papstes, widerspricht den Anordnungen Gottes und der Lehre des heiligen Petrus. Und, fährt der Kaiser fort, wenn der Papst selbst das kaiserliche Ansehen durch seine anmassenden Behauptungen herabsezt, so bricht er den Frieden der Kirche; er soll das Kreuz Christi vielmehr zuerst tragen, aber nicht Kronen vertheilen und einen Kaiser spielen wollen; er soll nicht reden von dummen und nur zum Gehorsam befähigten Teutschen; dieses kräftige und

tapfere Volk wird sich vor einem sogenannten päpstlichen Hofe nicht demüthigen, vor einem Hofe, den die Italiener und selbst die Römer am Meisten lächerlich machen. So sprach ein teutscher Fürst im zwölften Jahrhundert, und wie spricht man heut zu Tage? Damals sprachen aber auch die Bischöfe auf ähnliche Art, als ihnen der heilige Vater vorstellte, durch die obigen Grundsäze käme die ganze Kirche, nicht der Papst allein in Gefahr; sie sagten: der Kaiser habe ihnen darüber vollkommene Rechtfertigung angedeihen lassen, wie es sich für einen katholischen Fürsten gezieme, der das Reich nach den Gesezen und Gebräuchen seiner und unserer Vorfahren regire, und deren Gränzen selbst die Bischöfe nicht überschreiten könnten. Wir erzeigen, fuhren die Bischöfe fort, unserm Vater, dem Papste, recht gerne die schuldige Ehrfurcht, aber nicht auf Kosten der Freiheit unserer Königskrone, die wir nur der göttlichen Wohlthat zu verdanken haben. Wir geben zu, daß der Erzbischof von Mainz die erste Wahlstimme unter den Fürsten habe, daß die Krönung des Königs dem Erzbischofe von Köln, die des Kaisers dem Papste gebühre, aber wir erklären alle höhern Forderungen für überflüssig und vom Bösen. So haben damals die Bischöfe die Freiheit ihres Königs gegen die Anmassungen des Papstes verwahrt. Unter den Vorfahren Friedrichs I. haben sie freilich anders gesprochen; aber jezt sehen sie ihren Kaiser selbst mit Zuversicht auf der Bahn der Selbstständigkeit voraustreten und sie folgen ihm gerne.

Friedrich wollte nun einmal seine Kaiserkrone nicht als päpstliches Benefizium, wie der Legat des heiligen Vaters sie in Besançon genannt hatte, ansehen, und er sezte seinen Willen durch. Es wird ein neuer Zug nach Italien 1158 beschlossen.

Von allen Seiten strömen Truppen zur Reichsfahne. Gegen hunderttausend Mann sind diesmal auf den roncalischen Feldern versammelt; Mailand ist dem ersten Angriffe ausgesezt; allein nur durch Hunger wegen seiner ausgezeichneten Vestungswerke bezwingbar. Der Kaiser blockirt die Stadt,

und bald ergibt sie sich. Ihre Consularverfassung wird anerkannt, aber sie muß dreihundert Geiseln stellen zum Beweis der Anerkennung kaiserlicher Oberherrlichkeit, und die Städte Como und Lodi frei lassen von der über beide ausgeübten Botmässigkeit. Hierauf richtet der Kaiser und entscheidet die italienischen Angelegenheiten auf den roncalischen Feldern. Nach Gesez, nicht nach Willkühr, sagt Friedrich, will ich regiren. Es wird demgemäß mit Zuziehung von vier angesehenen Rechtsgelehrten der Universität Bologna, und aus vierzehn Städten je zwei Räthen beschlossen: das Volk wählt seine Podestà, Consuln und seine andere Obrigkeit, und der Kaiser bestätigt sie, Hoheitsrechte und Regalien gehören dem Kaiser, Lehen dürfen ohne seine Beistimmung nicht veräussert werden, große Lehen dürfen nicht, kleine wohl aber getheilt werden, jeder Lehensmann muß in seinem Lehenseide auch die Pflichten gegen den Kaiser beschwören, alle Fehden hören auf, wer Recht haben will, muß dasselbe vor dem Richter suchen, den Landfrieden muß Jeder vom siebzehnten bis siebzigsten Jahre schwören, und dieser Eid muß alle fünf Jahre erneuert werden.

So bestimmte Friedrich I. die öffentlichen Rechtsverhältnisse mit bewunderungswürdigem Muthe und einer manchen teutschen Kaiser beschämenden Ausdauer.

Nun schließt er noch mit Venedig und Genua besondere Verträge, und in Betreff der mathildischen Güter belehnt er den Herzog Welf mit Umgehung des päpstlichen Stuhles mit Tuszien, Spoleto, Sardinien und dem ganzen mathildischen Nachlasse, zulezt ernennt er seinen Kanzler Rainald zum Erzbischofe von Köln. Das Alles beleidigt den Papst auf's Höchste. Hadrian IV. beschwert sich in einem heftigen, die Ehrfurcht gegen den Kaiser verlezenden, Schreiben darüber, und Kaiser Friedrich antwortet: die Päpste hatten zur Zeit Konstantins, des Grossen, keine Hoheitsrechte, was sie besizen, haben sie zum Geschenke von weltlichen Fürsten erhalten und wenn die Bischöfe Lehensmänner sein wollen, so müssen sie auch geben, was des Kaisers ist, wie Christus selbst gesagt

hat; der Papst und seine Cardinäle sollen keine Räuber und Geldschneider, sondern Friedensstifter sein, und es ziemt sich Demuth für den Stuhl des heiligen Petrus, aber nicht hochmüthige Anmassung.

Aus solchen und anderen derben Aeusserungen entsprang nun zwischen Kaiser und Papst, wie voraus zu sehen war, offene Feindschaft. Der Papst schreibt unter andern an die teutschen Bischöfe: euer Kaiser ist der Drache in der Offenbarung des Johannes, der durch den Himmel fliegen und den dritten Theil der Sterne an seinem Schweife nachziehen, ein Rebell gegen Gott, der aus unnüzen Saamen entsprossen, wie ein Fuchs den Weinberg des Herrn zerstören will, ein Heide, den man exkommuniziren muß, so wie alle diejenigen, die auf seiner Seite stehen. Es ist doch sonderbar, dieser Kaiser wagt es, sich einem Papste an Rechten gleich zu halten, er, dessen Reich, bevor es die Päpste erhoben haben, im lezten Winkel der Erde gelegen war, dessen Vorfahren einst wie arme Philosophen auf Ochsenwagen gefahren sind und noch fahren würden, wenn nicht Papst Zacharias II. den Karl zum Kaiser geweiht hätte, er, dessen Residenz in dem finstern Aachen ist, wagt es, sich uns gleich zu stellen, die wir doch in dem ruhmvollen Rom residiren, dieser Kaiser, der kaum einen seiner ungehorsamen Fürsten im Zaume halten kann, der nur durch päpstliche Gnade seine Krone, die wir ihm auch nehmen können, erhalten hat, wenn er gegen einen solchen Schenker sich undankbar zeigt, der wagt es, gegen uns anzukämpfen. So spricht der Apostelfürst. Die teutschen Bischöfe aber halten vest an ihrer Kaiserkrone. Der Papst dagegen verbindet sich mit Mailand und Sizilien. Friedrich gebraucht dagegen Ernst. Die auf Seite der Mailänder stehende Stadt Crema wird erobert und geschleift. Da stirbt der Papst, und an seine Stelle werden plözlich zwei erwählt, Viktor IV. und Alexander III. Der Erstere wird von dem Kaiser und den italienischen und teutschen Bischöfen, der andere von den übrigen Ländern als rechtmässiger Papst anerkannt. Die Folge ist ein Schisma.

Mailand wendet sich auf Seite des Gegenpapstes Alexander und der erbitterte Kaiser läßt die eroberte Stadt niederreissen und dem Boden gleich machen. Ein solches Beispiel wirkt, die roncalischen Beschlüsse werden jezt überall geltend gemacht, und das kaiserliche Ansehen hat kräftig gesiegt. Die Lombardei ist unterworfen und Friedrich zieht aus Italien ab nach Burgund, nachdem er auf der Kirchenversammlung zu Lodi, Viktor IV. auch von Böhmen, Ungarn und Dänemark hat anerkennen lassen.

In Burgund wollte er es auch zur Anerkennung desselben von Seite Frankreichs bringen; allein Alexander III. wußte jene Kirchenversammlung zu vereiteln, und Friedrich zog unverrichteter Dinge nach Teutschland zurück. Dort hatte er gar manchen Streit zu schlichten, der während seiner Abwesenheit ausgebrochen war. Ernst verfuhr er gegen die Mainzer, welche ihren Bischof erschlagen hatten. Ihre Mauern wurden niedergerissen, die Gräben ausgefüllt und ihre Freiheiten eingezogen. Hierauf gieng er wieder nach Italien, wo auf Betrieb seines Kanzlers Rainald schon wieder nach dem Tode Viktors IV. ein neuer Papst Paschal III. gewählt worden war. Die Lombarden hingegen neigten sich aus gerechter Erbitterung gegen den Kaiser, und durch Frankreich gereizt immer mehr auf Seite Alexanders III.

Der Kaiser, der damals 1164 eben kein Heer bei sich hatte, um seinem Willen Nachdruck zu geben, gieng nach Teutschland zurück, um sich ein solches zu holen. Dort waren die Fehden wieder an der Ordnung des Tages. Auch der Slavenkrieg war durch Heinrich, den Löwen, fortgesezt worden. Die Slaven wurden jedoch besiegt, und der Kaiser berief einen Reichstag nach Würzburg 1165, um dort einen neuen Römerzug mit den Fürsten des Reiches zu beschließen, und die allseitige Anerkennung Paschals III. zu Stande zu bringen.

Beide Zwecke erreichte er, und am 29. Dez. 1165 wurde durch Paschal III. Karl der Große in Aachen feierlichst heilig gesprochen. Im nächsten Jahre sollte der italienische Feldzug

vor sich gehen. Im November des Jahres 1166 zieht Friedrich I. auf Rom los. Unterwegs werden ihm mehrere Beschwerden von italienischen Städten übergeben. Er hilft keiner ab, weil sein Ziel Rom ist, und er sich nicht in Oberitalien aufhalten will. Wegen dieser Gleichgültigkeit werden aber die unzufriedenen Partheien noch mehr gereizt. Mehrere verbinden sich mit den Mailändern, führen diese in ihre zerstörte Stadt und schwören jedem, der ihre Freiheit antasten will, Untergang und Tod. Doch Friedrich läßt sich durch solche drohende Vorgänge nicht aufhalten, er dringt nach Rom, dessen Bewohner Alexander III. in ihre Mauern aufgenommen haben, besezt die Stadt, erobert die Peterskirche, Alexander flieht nach Benevent und das Schisma ist nicht gehoben.

Paschal III. wird wieder feierlichst nach der Engelsburg geführt, die Kaiserin gekrönt und die Römer jubeln eben so, wie sie einst dem Alexander entgegen gejubelt haben, ein unbeständiges und treuloses Volk ohne alles nazionale Element. Und nun will Friedrich gegen die Normannen und Lombarden ziehen, um auch bei ihnen wieder die Ruhe herzustellen, da bricht aber unter seinem Heere eine fürchterliche Pest aus und rafft es beinahe ganz dahin. Mit Mühe rettet er sich nach Teutschland, nachdem er die heftigsten Unruhen in Italien zurückgelassen hat. Wäre er in Teutschland geblieben und andere Vorgänger und Nachfolger von ihm; unser Gesammtvaterland hätte so manches folgenreiche Unglück nicht erlitten. Jezt ist Friedrich zurückgekehrt, und sieht auch im teutschen Lande allenthalben Unruhen ausbrechen. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bajern, wollte seine Großen sich unbeschränkt unterwerfen. Der Kaiser kommt, beruft einen Reichstag nach Bamberg und die Fehden werden beigelegt. Friedrich darf es weder mit den Großen des Herzogs noch mit Heinrich dem Löwen verderben.

Es naht wieder ein italienischer Feldzug, um die teutsche Ehre den unruhigen Lombarden nicht Preis zu geben. Allein da naht auch ein weiterer Grund der Zwietracht zwischen Kaiser

und Heinrich. Der Kaiser ist nehmlich vom Welf zum Erben der mathildischen Güter eingesezt und der Löwe als näherer Erbe übergangen worden. Durch die mathildischen Güter aber wäre Heinrich viel zu mächtig neben seinen beiden Herzogthümern geworden. Vorläufig aber sucht Friedrich jeden offenen Zwist zu beseitigen, weil er selbst seine Hausmacht zu vergrössern und die Großen zu seiner Hilfe immer gerne bereitwillig zu sehen strebt. Vorläufig bleibt auch Friede und Heinrich der Löwe benüzt denselben und zieht sogar nach Palästina.

Während dieser Zeit — 1172 — soll Friedrich die größeren sächsischen Vasallen von ihrem Herzoge abwendig gemacht haben. Böhmen wird im nächsten Jahre bekriegt, und an die Stelle des vertriebenen Wladislav der Fürst Sobieslav gesezt, auch gegen Polen übernimmt Friedrich einen Heereszug, und macht die Söhne des Wladislav zu Herzogen von Schlesien. Ueberall im Reiche hat man Ehrfurcht, oft Furcht vor dem glücklichen und mächtigen Kaiser, und nun lenkt dieser wieder seine Blicke nach Italien.

Dort ist Papst Paschal III. gestorben; an seine Stelle hat die kaiserliche Parthei Calixt III. gewählt und dadurch ist das Schisma noch nicht gehoben. Alexander III. ist immer noch Papst und der Kaiser unterhandelt mit ihm ohne Erfolg. Auf Alexanders Seite stehen die Lombarden, die diesem Papste zu Ehren die Stadt Alessandria bauen und sich täglich feindseliger gegen den Kaiser zeigen. Dieser schickt nun den Erzbischof Christian von Mainz voraus und er selbst kommt im Jahre 1174 mit dem Heerbanne nach. Auch hat Heinrich der Löwe, der aus Palästina zurückgekommen ist, sein Aufgebot mitgesendet. Susa, das sich gegen den Kaiser unbedingt treulos gezeigt hat, wird niedergebrannt und Alessandria belagert. Da kommt aber ein lombardisches Heer zum Entsaz. Es werden Friedensunterhandlungen gepflogen, der unvorsichtige Kaiser aber, im Vertrauen eines guten Ausganges der Sache, entläßt den größten Theil seines Heeres und aus dem Frieden wird Nichts.

Friedrich will ein neues Aufgebot von Teutschland kommen lassen, er ersucht Heinrich den Löwen selbst auf den Knieen um seine Beihülfe, aber Heinrich aus Rache wegen des Verlustes der mathildischen Güter versagt diese Hilfe, und Friedrich sieht sich in seinen Entwürfen plözlich gehemmt und selbst dem Gespötte seiner Feinde Preis gegeben. Es kommen zwar viele fränkische und schwäbische Heerhaufen, aber die wüthende Schlacht bei Legnano — Mai 1176 — entscheidet zum Nachtheile des Kaisers. Dieser knüpft nun Unterhandlungen mit Alexander III. an, der Friede wird hergestellt und Friedrich am 24. Juni 1177 vom Banne losgesprochen. Calixt III. soll mit einer Abtei entschädigt werden, das Schisma aufgehoben sein, mit den Lombarden ein sechsjähriger, mit den Normannen oder dem König Wilhelm von Sizilien ein fünfzehnjähriger Waffenstillstand gelten, der Kaiser aber fünfzehn Jahre lang auch Nuznießer der mathildischen Güter sein; der Papst erkennt übrigens den Sohn des Kaisers, Heinrich, als dessen Nachfolger an.

Unter solchen Auspizien kehrt Friedrich nach Teutschland zurück. Hier entspinnt sich erst der wichtigste Kampf. Heinrich, der Löwe, hat dem Kaiser die Heeresfolge versagt, ihn in der höchsten Noth aus Rache verlassen, er hat sich in seinen beiden Herzogthümern durch das Streben nach unumschränkter Herrschaft unter Geistlichen und Weltlichen Feinde aller Art erworben und nun ladet ihn der Kaiser auf den Reichstag nach Worms, Heinrich kommt nicht, er ruft ihn nach Magdeburg, der Löwe bleibt aus, nach Goslar, und Heinrich kommt wieder nicht.

Da sprechen ihn die Fürsten des Reiches seiner Lehen verlustig und erklären ihn in die Reichsacht. Heinrich protestirt, aber die Protestazion eines Uebermüthigen fruchtet Nichts. Der Kaiser immer noch zur Versöhnung geneigt, ruft ihn noch auf zwei Reichstage, aber Heinrich läßt beide wieder unbenüzt vorübergehen. Er rüstet sich vielmehr zum erbittertsten Kriege. Da gibt Friedrich I. das Herzogthum Sachsen dem Grafen Bernard von Anhalt, das Herzogthum Bajern aber

dem durch viele Thaten um den Kaiser wohlverdienten Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Otto ist der Stammvater der königlichen Familie von Bajern. Beides geschah im Jahre 1180. Und nun beginnt Friedrich I. den Krieg selbst gegen den halsstarrigen geächteten Heinrich. Dieser wird endlich gezwungen, vor dem Kaiser in Erfurt auf die Kniee zu fallen, und ihn um Aufhebung seiner Acht zu bitten. Die Bitte wird erhört, aber der unglückliche Herzog auf drei Jahre verbannt und ihm Nichts als seine Stammgüter, Braunschweig und Lüneburg, gelassen. Und nun ist das welfische Haus gänzlich gebeugt; die Hohenstaufen haben über dasselbe gesiegt, im Jahre 1182.

Der alte Herzog Welf vergißt seine vorige leichtsinnig vergeudete Größe in Memmingen, während der Kaiser alle Allodien der Welfen zu seinem eigenen Besten eingezogen hat.

Nun naht der lombardische in Venedig geschlossene Waffenstillstand seinem Ende. Alexander III. ist gestorben und sein Nachfolger Luzius III. ist ein schwacher Kirchenfürst. Soll nun Friede oder Krieg sein? Die Lombarden sind des Kampfes müde; auch der Kaiser. Dieser beruft nun zu friedlichen Zwecken eine Reichsversammlung nach Konstanz im Juni 1183. Dort werden die früheren roncalischen Beschlüsse näher bestimmt und der Friede zwischen dem Kaiser und den Lombarden geschlossen. Der Kaiser sagt im Eingange der Friedensurkunde: „Wir und unser Sohn, Heinrich VI., römischer König...“, also seit Alexander der III. Heinrich VI. als des Kaisers Nachfolger im venezianischen Vertrage anerkannt hat, wird derselbe als solcher auch in öffentlichen Urkunden genannt.

Nach dem Konstanzer Frieden — 25. Juni 1183 — beruft der Kaiser eine Reichsversammlung nach Mainz, und es sollen dort — 1184 — gegen siebzigtausend Männer — Fürsten und ihr Gefolge — erschienen sein. Friede ist also im ganzen Reiche. Prachtvolle Feste wechseln in und um Mainz. Der Kaiser macht seine Söhne wehrhaft, erklärt, und läßt von den Fürsten des Reiches seinen ältesten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger erklären, gibt seinem zweiten

Sohn Friedrich das Herzogthum Schwaben, welches der Kaiser seit dem Tode Friedrichs, Sohnes Konrads III., selbst besessen hatte, den dritten Sohn Konrad macht er zum Verwalter der fränkischen Grafschaften und gibt ihm das Erbe Friedrichs von Rotenburg, dem vierten Sohne Otto verleiht er die Anwartschaft auf Burgund und Arelat, und Philipp, der jüngste, wird zum geistlichen Stande bestimmt. Das waren Festlichkeiten, die man nur unter dem großen Friedrich sehen konnte.

Nach dem Mainzer Reichstage geht der Kaiser nach Italien, nicht um Krieg zu führen, sondern dieses Land im Frieden zu sehen. Ueberall wird er mit Begeisterung aufgenommen, auf den schwachen Papst Luzius III. merkt er nicht viel, benüzt aber auch seine Schwäche nicht. Mit Mailand schließt er einen besonderen Vertrag, in welchen er noch andere Städte aufnimmt, vermählt seinen Sohn und Nachfolger Heinrich mit der Tochter und Erbin Königs Roger von Sizilien, indem ihr Neffe Wilhelm II. auch keine Kinder hat, und sie also jedenfalls seine Nachfolgerin werden muß, oder vielmehr als die Gemalin Heinrichs VI. diesem die Erbschaft zubringt und dadurch das hohenstaufische Haus auch zum Herrn von Unteritalien macht. Zwischen der hohenstaufischen Erbmonarchie soll von nun an das päpstliche Gebiet liegen, ein Umstand, der dem heiligen Vater — nun Urban III. — nicht gleichgültig sein kann.

Bald nach dem Hochzeitfeste kommen mehrere Anklagen des neuen Papstes, der aus Rom vertrieben ist, gegen den Kaiser zum Vorschein; jene Bischöfe, welche das Hochzeitfest in Mailand mitgefeiert haben, werden abgesezt und überhaupt ein feindseliger Schritt nach dem anderen gegen Friedrich I. gewagt. Auf die Seite des Papstes wendet sich der Erzbischof von Köln und der Kaiser geht nun schnell nach Teutschland zurück, während sein Sohn, der römische König, den Papst in Verona gleichsam gefangen hält — Jahr 1186. — Die teutschen Bischöfe vermögen auf verschiedenen, zur Herstellung des Kirchenfriedens abgehaltenen Versammlungen dem

Kaiser nicht zu widersprechen, der Papst sieht sich von den teutschen Bischöfen verlassen und will schon den Bann über Friedrich I. niederdonnern, als er stirbt und die Kunde nach Teutschland kommt, Jerusalem sei von den Ungläubigen wieder in Besiz genommen worden.

Papst Gregor VIII. erläßt daher überall hin Aufrufe an die Christen, er stirbt jedoch schon nach zwei Monaten, und sein Nachfolger Clemens III. — 1187—1191 — sezt das unterbrochene Werk fort, und bringt den Kaiser selbst zum Entschlusse, einen Kreuzzug mitzumachen. Bereits zählt dieser 67 Jahre, hat mithin wenig Zeit mehr vor sich. Aus der Hand des päpstlichen Gesandten nimmt also Friedrich I. im Februar 1188 das Kreuz auf einer zu diesem Zwecke gehaltenen Reichsversammlung in Mainz, welche man den Reichstag Christi nannte.

Es wird nun der Landfriede im ganzen Reiche noch proklamirt, Heinrich der Löwe aber verbindet sich, nochmal auf drei Jahre das Reich zu meiden. Und nun beginnt der Kreuzzug nach Ostern 1189 von Regensburg aus. Hindernisse aller Art, die besonders von dem griechischen Kaiser Isak Angelos erregt werden, hemmen die Kreuzfahrer; endlich sezen aber am 23. März 1190 an zweiundachtzigtausend Pilger auf die asiatische Küste über. Die Schlechtigkeit der Griechen bringt das Heer bald in unwirthbare Gegenden, wo die Teutschen da und dort auf Türkenhaufen treffen, endlich liefern sie dem Sultan Kilidsch Arslan eine Schlacht, in welcher 10,000 Türken auf dem Plaze bleiben — 14. Mai 1190. — Am nächsten Tage wird des Sultans Hauptstadt Cogny genommen. Das siegreiche Heer, den ehrwürdigen Helden Friedrich an der Spize, zieht weiter gegen Seleucia, und der Sultan Saladin zeigt sich selbst zum Frieden geneigt. So kommen die tapferen Ritter, ihren Kaiser an der Spize, an den Fluß Seleph. Die Einen reiten über die Brücke, der Kaiser reitet mit einem großen Gefolge durch den Fluß und hält am andern Ufer das frugale Mittagsmahl. Es ist der 5. Juni 1190. Nach der Mahlzeit will der Kaiser sich im Flusse ein

wenig baden. Kaum ist er in's frische Wasser gestiegen, als der plözliche Tod ihn seinem weinenden Heere entreißt. Nach ihm übernimmt sein Sohn, der Schwabenherzog Friedrich, den Oberbefehl, geht aber auch während der Belagerung vor Akkon zu Grunde. Kaiser Friedrich liegt in Tyrus begraben, und von seinem ganzen Kreuzheere sind nur einige Hundert wieder in's Vaterland zurück gekommen.

So hat Friedrich, der Rothbart, gelebt, gewirkt, und ist eben, als er die schönste Frucht seiner Bemühungen brechen wollte, gestorben. Er starb als der Held seines Jahrhunderts, moralisch und politisch ausgezeichnet im Frieden und im Kriege. Sein unglücklicher Sohn erhob die Brüder des Hospitals der heiligen Maria in Akkon zum teutschen Ritterorden, und das ist vielleicht das einzig erhebliche Resultat aus jenem Kreuzzuge.

§. 102.

XIV.

Kaiser Heinrich VI., ein Hohenstaufe.

1190 — 1197.

Ein großer Mann geht, ein kleinerer kommt. Heinrich VI., erwählter römischer König und seit dem Beginne des Kreuzzuges Reichsverweser, trat nach dem Tode seines hochgerühmten Vaters die unmittelbare Regirung an. Fehden aller Art entstehen. Der kräftige Kaiser ist fort, sein rauherer Sohn hat wohl vielen Verstand, aber ihm fehlt des Vaters mildes und gerechtes Herz. Anfangs zwar kann er nicht jene Ruhe herstellen, die unter Kaiser Friedrich so kräftig hergestellt war; allein das Glück schien dem jungen Monarchen sich auch zur Seite stellen zu wollen. Als nehmlich die Nachricht vom Tode des Kaisers in Teutschland eintrifft, hört man auch zugleich, daß König Wilhelm II. von Sizilien gestorben und Heinrich VI. durch seinen Vater nun Nachfolger im teutschen und oberitalienischen Reiche, durch seine Gemalin Konstanze aber auch König von Sizilien sei.

Unter, wenn auch drückenden, Bedingungen wird der Reichsfriede hergestellt, Heinrich der Löwe nochmal zur Ruhe gebracht, schnell ein Reichstag in Mainz gehalten, und darauf ein Heereszug nach Italien unternommen. Das obere Land endete seine Fehden durch kaiserliche Vermittelung bald, und nun waren nur noch zwei Punkte zu erzielen, die Kaiserkrönung und die Beseitigung des von Clemens III. schon anerkannten und mit Sizilien belehnten Königs Tancred. Clemens III. ist zwar gestorben, aber sein Nachfolger, Cölestin III. ist auch nicht gesonnen, den Teutschen in Unteritalien und Sizilien eine Herrschaft einzuräumen, die im Grunde zulezt nur dem römischen Stuhl gefährlich sein kann. Allein Heinrich weiß vor Verhandlungen wegen Siziliens die Römer zu gewinnen, und Cölestin krönt den teutschen König zum römischen Kaiser. Hierauf zieht Heinrich gegen Apulien, wo er anfangs bedeutende Vortheile über Tancred erringt. Allein bald kommen Seuchen unter sein Heer, seine Gemalin wird gefangen, mehrere teutsche Heereshaufen verlassen ihn, und Heinrich sieht sich gezwungen, die Belagerung von Neapel aufzuheben und nach Teutschland unverrichteter Dinge zurückzukehren.

Eben war der alte Welf gestorben und der Kaiser nahm nun von dessen hinterlassenen Gütern, die fast alle seinem Vater schon verpfändet waren, Besiz, machte seinen Bruder Konrad zum Herzoge von Schwaben, und Ludwig zum Herzoge von Bajern, der ohnehin schon in das Erbe seines Vaters Otto eingetreten war. Auf dem Reichstage in Worms 6. Januar 1192 ordnete er noch andere Angelegenheiten des Reiches, söhnte sich mit Heinrich dem Löwen aus, und nun wird 1194 ein neuer Zug nach Italien beschlossen. Im August desselben Jahres ist schon fast ganz Apulien in den Händen des Kaisers und selbst Palermo wird ohne vielen Widerstand genommen, Wilhelm II. aber, der nach dem frühzeitigen Tode Tancreds dessen Krone übernommen hat, legt dieselbe zu des Kaisers Füssen und dieser verübt nun allerlei Gewaltthätigkeiten, um den Besiz seiner Krone von Sizilien sicher zu stellen, erzeugt aber dadurch nur Erbitterung und Abscheu gegen die

Teutschen. Seine Gemalin, die ihm in Jesi einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Friedrich II. (Friedrich Roger), am 26. Dez. 1194 geboren hatte, ließ er zur Leitung der Regirung in Sizilien zurück und er selbst brach nun im Februar 1195 nach der Heimat mit seinem beutebeladenen Heere auf. Er hatte sich wegen vieler Bedrückungen und Grausamkeiten den Fluch der Sizilier aufgeladen, und nun belegte ihn auch noch der Papst mit dem Bann, nach welchem Heinrich jedoch gar nichts fragte, sondern vielmehr auf seinem despotischen Streben vorwärts schritt.

Nachdem ihm auch der wieder erneuerte alte lombardische Städtebund Feindschaft angedroht hatte, gieng er nach Teutschland zurück, wo er die während seiner Abwesenheit entstandenen Fehden schnell dämpfte und sich nun gewissermassen auf dem höchsten Gipfel seiner Macht dünkte. Nun trug er ohne Rückhalt den Fürsten vor, das Wahlrecht aufzuheben und gesezlich zu bestimmen, daß dem Kaiser immer der nächste Erbe folgen sollte, eben so sollte auch das Erbrecht für alle anderen teutschen Fürsten gelten. Allein es gab noch viele geistliche und weltliche Fürsten, welche einem solchen die ganze bisherige teutsche Reichsverfassung umstürzenden Vorschlage ihre Zustimmung nicht gaben, und die Sache blieb bei'm Alten. Nur soviel brachte der Kaiser zu Stande, daß sein Söhnchen Friedrich beinahe als sein Nachfolger anerkannt wurde. Und nun wurde auf dem Reichstage in Worms 1196 ein Kreuzzug beschlossen. Ein Theil des Heeres zog den gewöhnlichen Landweg, ein anderer Theil gieng mit dem Kaiser nach Sizilien, um sich dort einzuschiffen. Des Kaisers Bruder Philipp, nach dem ermordeten Konrad Herzog von Schwaben, blieb in Teutschland als Verweser des Reiches zurück. Kaiser Heinrich selbst hatte bei all' diesen Unternehmungen keine andere Absicht, als das altrömische Kaiserthum selbst mit der Herrschaft über Konstantinopel wieder herzustellen und sich die Könige der Erde zinsbar zu machen.

Er machte nun den Kreuzzug nicht mit, aber seinem Kanzler Konrad, der das zweite Heer anführte, hatte er

die gemessensten Befehle gegeben, überall, wo es möglich wäre, die Herrschaft Heinrichs VI. zu proklamiren. Er selbst blieb vorläufig in Sizilien und wüthete wie ein ächter Nero durch Grausamkeiten der schändlichsten Art gegen alle seine wirklichen oder auch nur scheinbaren Gegner. Unter barbarischen Martern wurden Viele vom Leben zum Tode gebracht, besonders solche, die man ihm als in einem vertrauten Verhältnisse mit seiner Gemalin bezeichnete. Sein durch Grausamkeiten und Mißtrauen gegen seine Gemalin aufgeregtes, zulezt blutgieriges Gemüth erkrankte bald und die erbitterten Sizilianer wußten diese Krankheit durch Gift zu beschleunigen. Heinrich VI. starb daher im zwei und dreissigsten Lebensjahre als ein junger Tyrann am 28. Sept. 1197 in Messina. Wenige haben ihn beweint, die Meisten frohlockten über seinen Tod, denn im Leben schien er wohl hohe Entwürfe aber wenig Humanität von sich hoffen zu lassen. Das Reich gewann unter ihm an Ausdehnung und Glanz, die Moralität des Volkes ist aber nicht gestiegen.

§. 103.

Gegenkönige.

XV. und XVI.

Otto IV. 1197—1208 und Philipp von Schwaben 1197—1208.

Folglich 1197 — 1208.

Es war voraus zu sehen, daß nach dem Tode Heinrichs VI. der Partheienkampf losbrechen werde. Völker lassen sich wenigstens nicht auf die Länge mit der Geisel des Despotismus regiren, am Wenigsten dann, wenn sie fähig sind, zu wissen, wer sie sein können, und durch den absoluten Willen ihrer Zwingherrn nicht sind. Heinrich VI. hatte nun durch seine unpolitischen nur von persönlichen Leidenschaften ausgegangenen Grausamkeiten ganz Italien gegen die hohenstaufische Zwangsherrschaft erbittert. Auch sein Bruder Philipp, der

bisherige Reichsverweser und muthmaßlicher Vormund des jungen kaiserlichen Prinzen Friedrich, hatte sich durch die strenge Verwaltung der mathildischen Güter in Oberitalien wenig Freunde erworben. Auch ihn hatte der heilige Vater mit dem Bannfluche belegt — natürlich aus politischen Gründen, denn bei den Bannflüchen wurde immer die höhere Moral bei Seite gesezt; es handelte sich ja um das materielle Erbe des heiligen Petrus, um die weltliche Herrschaft des Papstes, nicht um die geistliche.

Der Papst war also auch ein Gegner der hohenstaufischen Parthei, und damit er als solcher um so wirksamer auftreten könne, schloß er sich an die Parthei der tiefgebeugten Welfen in Teutschland an. Allein die Zeit ist veränderlich und in ihr auch der Papst. Friedrich II. wird von einer großen Anzahl teutscher Fürsten für zu jung erklärt, um die Krone behaupten zu können, und man dringt in den aus rechtlichen Grundsäzen wankenden Philipp, sich dieselbe aufzusezen. Er thut's und wird sogar vom Papste anerkannt. Allein seine Gegner in Teutschland, durch englisches Geld aufgemuntert, wählen den Bruder des Pfalzgrafen Heinrich, Otto, Grafen von Poitou als Otto IV. zu ihrem Könige. Dieser wird in Aachen, Philipp in Mainz gekrönt.

Wir haben also jezt zwei Könige in Teutschland, und zwischen beiden den Papst. Der alte Kampf beginnt wieder. Unglückliches Teutschland! Der gutmüthige Cölestin III. war gestorben, und an seine Stelle trat Innozenz III., ein thatenkräftiger, erst 37 Jahre zählender Papst, ein würdiger Nachfolger Gregors VII. Kaum ist er auf dem heiligen Stuhle, als er alle sogenannten kaiserlichen Rechte einzieht und das Erbe des Apostels für gänzlich unabhängig von einer weltlichen Macht erklärt. Seine Arme strecken sich natürlich auch auf die mathildischen Güter aus. Sogar die Kaiserin Constanze erbat sich von dem heiligen Vater die Belehnung ihres Sohnes mit dem sizilischen Reiche, und als sie auf dem Todbett liegt, übergibt sie dem Papste sogar die Vormundschaft ihres Sohnes.

In Teutschland aber stehen beide königliche Partheien sich kampfgerüstet gegenüber. Das sind doch gewiß trübe Aussichten für die Zukunft. Und nun schicken beide Könige Gesandte an den politischfeinen Papst, um sich sein Schiedsrichteramt und seine Anerkennung auszubitten. Der Papst sagt, wenn der Streit entschieden sei, wolle er den rechtmäßig gewählten König schon nach Rom zur Krönung rufen, ein für Teutschland entmuthigender Bescheid. Bald geht er aber weiter und behauptet, daß der apostolische Stuhl nach dem alten Testamente die erste und lezte Instanz für alle weltliche Macht sei und daß alle Könige ihre Kronen nur unter päpstlichen Auspizien zu tragen vermöge, erklärt sich für Otto IV., der dagegen den Papst als seinen Herrn erkennt und sich zur Kaiserkrönung vorbereitet.

Aber hiemit ist die Parthei Philipps nicht zufrieden. Es werden Schreiben an den Papst erlassen, die dieser wieder kräftig beantwortet. Die Folge ist eine größere Spannung und ein fortgesezter weit verheerender Bürgerkrieg auf teutschen Gauen, in welchem Philipp der Stärkere zu sein scheint. Jedoch, da der heilige Vater für Otto noch immer nicht vollkommen sich entschieden zeigt; so sendet derselbe nochmal eine Deputazion nach Rom und fordert eine endliche bestimmte Erklärung im Jahre 1200. Der Papst antwortet in allerlei vagen Prinzipien und Consequenzen, es seien eigentlich drei Könige gewählt, Friedrich II., Philipp und Otto IV., er rathe zur Ruhe und nochmaligen Wahl, außerdem berufe er Otto IV. zur Kaiserkrönung. Friede wird natürlich nicht, und Otto wird nach Rom zu seinem Herrn, wie er den Papst nannte, berufen. Allein die Gegner Otto's wissen neue Verhandlungen mit dem römischen Stuhl anzuknüpfen, der Bürgerkrieg dauert fort, Teutschland sinkt von seiner ehemaligen Macht unter Friedrich I. immer tiefer herab, Otto verliert endlich auch viele Anhänger, aber dadurch wird die Parthei des Philipp nicht vermehrt. Endlich nach vielen, für die teutsche Geschichte ewig entehrenden Bruderkämpfen behauptet Philipp 1207 das Feld, Otto flieht nach England, um sich neue Hülfe zu suchen, und

die siegende Parthei eröffnet nochmal Unterhandlungen mit dem Papste. Diese haben wenigstens einen einjährigen Waffenstillstand zur Folge, aber kein Gegenkönig will die Krone niederlegen. Philipp geht während dieser Zeit, 1208, nach Bamberg in die alte Residenz Heinrich II. Dahin kommt auch der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein treuer Genosse der philippischen Parthei, dem Philipp eine seiner Töchter wegen seiner vielen Verdienste um das Hohenstaufische Haus versprochen, nun aber wegen der Rohheit des Bräutigams sein Versprechen zurückgenommen hat. Dieser Umstand empört den rüstigen und jähzornigen Wittelsbacher. Er sinnt auf Rache und ermordet den König auf seinem Zimmer am 21. Juni 1208. So wurde Philipp ein Opfer der Privatrache. Er trug selbst die Trauer seiner Feinde mit in's Grab, aber Teutschland hatte unter seiner schwachen Regierung geblutet. Eine herbe Zeit, die Zeit des Faustrechtes, die Zeit der Vehme, naht.

§. 104.

Gegenkönige.

Kaiser Otto der IV. allein von 1208 — 1212 und gegen Friedrich II. 1212 — 1218.

Papst Innozenz III. ermahnte nun nach dem gewaltsamen Tode Philipps die teutschen Fürsten, um weiteren Bürgerkrieg zu verhüten, zur Eintracht, den König Otto aber zur Milde gegen alle seine frühern Gegner, die er unter Androhung des Bannes von einer neuen Wahl abhielt. Wirklich wurde Otto IV. auf einem Reichstage in Frankfurt zum einzigen Könige von Teutschland ausgerufen und anerkannt. Dort spricht sogar der König die Reichsacht über den Mörder seines ehemaligen braven Gegners aus und die ganze Versammlung stimmt bei. So ändern sich die Dinge.

Otto von Wittelsbach wird bald darauf vom Marschall von Calendin bei Regensburg erschlagen und sein Haupt in

die Wellen der Donau geworfen, die Güter des Ermordeten aber verleiht der König dem Herzoge von Bajern, Ludwig. Hierauf ladet der Papst den König, nachdem er ihm viele Conzessionen abgedrungen hatte, nach Rom zur Krönung. Otto IV. reist ab, findet sich in dem durch Partheien aller Art zerrissenen Italien als Retter begrüßt, zieht nach Rom und wird von Innozenz III. am 27. Sept. 1209 feierlichst zum römischen Kaiser gekrönt. Das ist aber auch der lezte Tag des Vergnügens für Otto den Welfen.

Er glaubt sich und seine Macht nun vest genug, um auch einige Schritte gegen die päpstliche Allgewalt wagen zu dürfen und verleiht mehrere schon vom heiligen Vater verliehene Güter in Italien an seine Günstlinge, er spricht sogar — als Welf — das mathildische Erbe ganz an, endlich will er auch Ansprüche auf Sizilien, ein Lehen des päpstlichen Stuhles, geltend machen. Das ist denn doch nicht mit großer Ueberlegung gehandelt. Der Papst schreibt daher mit derben Worten an den ohnehin politisch nicht vest stehenden Kaiser: er möge nicht vergessen, daß ihn die Kirche erhoben habe, und er möge sich erinnern an den König Nebukadnezar, der wegen seines Stolzes in einen Ochsen (!!) verwandelt wurde und wie ein Thier Gras fraß! Der neue Kaiser antwortete ebenfalls derb: das Geistliche habe er nie berührt und in weltlichen Dingen habe ihm der Papst Nichts zu befehlen. Diesen Worten gibt Otto sogleich Nachdruck, fällt in Apulien ein, erobert es und rüstet sich für das kommende Jahr zur Ueberschiffung nach Sizilien. Innozenz III. spricht also im Nov. 1210 über den übermüthigen Verhöhner der päpstlichen Gewalt den Kirchenbann aus.

So wird Otto IV. aus einem Freunde des heiligen Stuhles ein Feind desselben. Nach dem Kirchenbanne fragt der leichtsinnige Kaiser nicht viel, sondern sezt seine Eroberungen in Italien fort, da entbindet aber der Papst die Teutschen ihres Eides gegen Otto, und sogleich erhoben sich Böhmen, Bajern und Oesterreich gegen den Monarchen. Der Kaiser sieht sich gezwungen, seine Absicht auf Sizilien fahren zu lassen und nach dem unruhigen Vaterlande zurückzukehren. Schon

im Jäner 1212 kommt er dort an. Schnell wird ein Reichstag nach Frankfurt, dann nach Nürnberg ausgeschrieben, König Ottokar, sein Hauptfeind, vom Kaiser in die Acht erklärt, die Tochter Philipps, Beatrix, geheurathet, aber von seinen Beischläferinen bald vergiftet, und nun stehen die Sachen für Otto eben so schlimm, wie sie einst, da noch Gegenkönig Philipp gelebt hatte, gestanden waren.

Der Papst hat sich nehmlich an den Sohn Kaiser Heinrich VI., Friedrich, bisherigen König von Sizilien, gewendet und ihn zur Behauptung der teutschen Krone angefeuert. Friedrich in Gegenwart von 15 Bischöfen und Cardinälen geboren und noch durch einen Eid seiner Mutter als ächter Sohn Heinrichs und also als Hohenstaufe erklärt, obgleich man sagte, er sei der Sohn eines Arztes, bewies doch durch sein blondes Haar die teutsche und durch seine Geistesgröße die Hohenstaufische Abkunft. Der Papst hatte ihn in Wissenschaften aller Art wirklich gewissenhaft unterrichten lassen und demselben gelehrigen Zöglinge die liebenswürdige Wittwe des Königs Emmerich von Ungarn, Constanzia, eine Prinzessin von Arragonien, zur Ehe gegeben, und nun will er ihn sogar zum Könige von Teutschland gemacht wissen, weil Kaiser Otto es gewagt hat, dem weltlichen Ansehen des geistlichen Roms Hohn zu sprechen.

Schon ihm Jahre 1211 hatten die dem Otto feindlich gesinnten teutschen Fürsten Gesandte an Friedrich geschickt, um ihn einzuladen, nach Teutschland zu kommen und das Reich seiner Väter zu übernehmen. Er kommt, gewinnt Frankreich, wird von dieser Macht mit Geld unterstüzt, die Schwaben wenden sich auf seine Seite, Bajern, Oesterreich und Böhmen ohnehin, Lothringen und kleinere Fürsten werden gewonnen und Kaiser Otto IV. sieht sich bald nur noch auf Sachsen beschränkt, selbst Dänemark fällt von ihm ab; auf dem Reichstage in Mainz huldigen sie dem Hohenstaufen und derselbe ist nun erklärter Gegenkönig Kaisers Otto IV., der, weil Friedrich dem Papste allerlei Versprechungen und Conzessionen macht, jenen einen Pfaffenkönig oder auch den apulischen Bu-

ben nennt. Der Kaiser zieht nun, gestüzt auf englische Hülfsgelder, gegen den ersten Bundesgenossen des teutschen Gegenkönigs, den König Philipp August von Frankreich, wird aber in der Schlacht bei Bovines — 27. Juli 1214 — besiegt. Friedrich gewann von dieser Zeit an immer mehr Anhänger und Kaiser Otto sieht sich, da auch England ihm wegen eines fünfjährigen Waffenstillstandes mit Frankreich keine Hülfsgelder mehr sendet, gezwungen, nach Braunschweig zurück zu kehren. Friedrich aber verzichtet zu Gunsten seines Sohnes Heinrich auf Sizilien und gewinnt dadurch die päpstliche Beihülfe nur um so mehr, weil jene Urkunde dem Papste die Oberlehensherrlichkeit über Sizilien zugesteht. Hierauf ließ sich der Gegenkönig am 25. Juli 1215 in Aachen krönen, gelobte einen Kreuzzug und nun entschied auch der Papst, daß Otto IV. der Kaiserkrone verlustig und Friedrich rechtmäßiger König der Teutschen sei, beurkundete also dadurch sein oberstes Schiedsrichteramt über die teutsche Krone. So weit hat es die Zwietracht der teutschen Fürsten gebracht.

Otto IV. behielt jedoch immer die Reichsinsignien und gab von seinem Rechte nicht das Geringste auf. Zwar ist seine Macht nur auf Sachsen beschränkt, wo er mit den Dänen beständige Kriege, die nichts entscheiden, führt; aber er steht doch auch in seinem Unglücke, ohne zu wanken, da. Friedrich II. unternimmt nichts mehr gegen ihn, sondern gibt sich alle Mühe, die alte hohenstaufische Herrlichkeit in seinen Bezirken wieder herzustellen. Endlich stirbt Kaiser Otto IV. auf der Harzburg am 19. Mai 1218 und Friedrich II. hat keinen Gegenherrscher mehr. Otto sah zu spät ein, was er zum Nachtheile der teutschen Krone an den Papst gegeben hatte und fieng zu spät an, das Geschehene wieder gut zu machen. Auch sein Hauptgegner, Papst Innozenz III., war schon am 6. Juli 1216 gestorben, nach dessen Tode aber hatte Friedrich II. seinen Sohn Heinrich, den designirten König von Sizilien nach Teutschland holen lassen und ihm das hohenstaufische Hauserbe, das Herzogthum Schwaben, übergeben. Und nun handelt Friedrich II. allein.

§. 105.

Kaiser Friedrich II. ohne Gegenkönige.

1218 — 1246.

Als nun Kaiser Otto vom Schauplaze trüber Ereignisse abgetreten war, blieb dem teutschen Könige nur noch die Gewinnung der Sachsen übrig. Zu diesem Zwecke rief er einen sächsischen Landtag nach Hervord, wo er die Huldigung, und später einen Reichstag nach Goslar, wo er vom Pfalzgrafen Heinrich, dem Bruder des verstorbenen Kaisers, gegen 12000 Mark die Reichsinsignien erhielt. Nun war er im Besize seiner unter Stürmen aller Art errungenen Krone sicher und hatte einen Papst, Honorius III., sich gegenüber, dessen Talente die seinigen nicht aufwogen. Der Papst aber forderte den König jetzt zur Ausführung des von ihm längst versprochenen Kreuzzuges auf. Jedoch Friedrich sucht zuerst durch wichtige Privilegien an die teutschen Bischöfe seinen Sohn Heinrich zum römischen König und Nachfolger erwählen zu lassen, ein Umstand, der der päpstlichen Politik wegen Sizilien nie zusagen kann. Die Wahl kommt dessenohngeachtet im April 1220 auf einem Reichstage in Frankfurt zu Stande. Der Papst wird besänftigt und Friedrich gelobt nochmal den Kreuzzug, unternimmt aber zuvor einen Heereszug nach Rom, um sich vorerst zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Honorius machte zwar in diesem Punkte keine Einsprüche, aber er protestirte feierlichst, daß Heinrich, König von Sizilien, auch zugleich Reichsverweser von Teutschland sein solle; denn dadurch bezwecke der König Friedrich doch wohl nichts Anderes, als eine Vereinigung der teutschen mit der sizilischen Krone, welche Vereinigung Friedrich schon aus früheren Verträgen nie bewerkstelligen dürfe, wenn er nicht ein Feind des heiligen Stuhles werden wolle. Allein Friedrich, in den Künsten einer schleichenden Politik wohl bewandert, weiß den Papst mit Versprechungen der glänzendsten Art zu besänftigen, und die Kaiserkrönung wird an ihm und seiner Gemalin am 22. November 1220 feierlichst vollzogen; der neue Kaiser nimmt nochmal das Kreuz

und verspricht im nächsten August einem Theile des bald abzusendenden Heeres nach Syrien selbst zu folgen.

Im besten Einverständnisse mit dem Papste geht der Kaiser nach Sizilien, um, weil sein Sohn noch minderjährig ist, die Verwaltung dieses Landes zu übernehmen; er trifft zweckmäßige Einrichtungen sowol staatsrechtlicher, als auch civilrechtlicher Natur und scheint hierüber den Kreuzzug zu vergessen. Der Papst jedoch mahnt auf's Neue und dringend, der Kaiser sucht mit der Entschuldigung, als fehle ihm Geld, auszuweichen, rüstet dennoch vierzig Schiffe aus, begehrt aber bis zum Frühjahr 1222 Aufschub. Honorius, ein wahrhaft milder Kirchenfürst, gab sich auch jezt zufrieden, beraumte aber die längste Frist, bis zu welcher sich auch der König von Frankreich dem Kreuzzuge anschließen wollte, auf 1225, jedoch wurde der Kreuzzug auch von diesem Jahre aus noch um zwei weitere verschoben.

Im genannten Jahre verehlichte sich Kaiser Friedrich II. mit der Jolante, Tochter des Königs Johann von Jerusalem, und nun wurde ein allgemeiner Reichstag auf Ostern 1226 nach Cremona berufen. Wenige erschienen, mehrere widerspenstige Städte der Lombardei gar nicht. Ueber sie wurde vom Kaiser die Acht ausgesprochen, die aber der Papst wegen des bevorstehenden Kreuzzuges zu mildern suchte.

Honorius starb und ihm folgte der achtzigjährige Cardinal Hugolinus, als Gregor IX. Dieser ermahnt wiederholt zum heiligen Zuge und Friedrich macht endlich Ernst. Zuerst billigt er den von seinem Sohne zur Bekehrung der heidnischen Preussen errichteten teutschen Orden und nun schifft er sich ein, kommt aber bald wieder nach Otranto zurück, wird krank, geht in die Bäder nach Puzzuoli und aus dem Kreuzzuge wird wieder Nichts.

Der Papst, erzürnt, und in der Meinung, die Krankheit sei nur ein Vorwand, den Kreuzzug zu beseitigen, wozu man in dieser Zeit ohnehin wenig Lust mehr verspürt, spricht schnell den Kirchenbann über den Kaiser aus. Dieser vertheidigte sich leicht und warf die härtesten Anschuldigungen auf den Papst

zurück, und zwar mit einem solchen Erfolge, daß das römische Volk einen Aufruhr erhob, als der Papst es wagte, am Gründonnerstag 1228 den Bannfluch über den Kaiser, der den Römern viele Wohlthaten erwiesen hatte, nochmal auszusprechen, und der heilige Vater sah sich gezwungen, nach Perugia zu entfliehen. Der Kaiser nahm jedoch wenig Notiz von allen feindseligen Schritten des Papstes, sondern bereitete sich, obgleich er im Banne war, zum Kreuzzuge vor. Das kam dem heiligen Vater unerwartet. Nie hatte dieser geglaubt, daß Friedrich es wagen würde, das heilige Land zu betreten. Allein der Kaiser hatte, ohne dem Papste etwas zu sagen, schon seit mehreren Jahren Unterhandlungen im Morgenlande angeknüpft, und diese waren eben jezt so weit gediehen, daß er es unternehmen konnte, den Kreuzzug zu beginnen. Er begann ihn nach dem Tode seiner zweiten Gemalin Jolante im September 1228. Der Papst schickte ihm nochmal seinen Bannfluch nach; Europa aber zollte dem klugen Helden seine Bewunderung.

Um jedoch seine Unchristlichkeit noch weiter zu treiben, erregte der heilige Vater einen Aufstand in Apulien und schickte den Bannfluch voraus nach Jerusalem. Allein Friedrich kehrte sich an all dieses unselige Getreibe nicht mehr; sondern landete in Akkon. Da er weislich die Uneinigkeiten der sarazenischen Fürsten zu benüzen gewußt hatte, so schloß der Sultan Kamel einen zehnjährigen Waffenstillstand mit Friedrich, gab ihm Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama und mehreres Land zwischen und um diese heilige Orte gelegen dazu, unter der Bedingung, daß auch die Mohamedaner frei ihren Gottesdienst dort üben dürften und so zog denn der ruhmvolle Kaiser ohne Schwerdtstreich in Jerusalem am 17. März 1229 ein, sezte sich selbst die Königskrone von Palästina auf und kehrte bald wieder nach Italien zurück, um die dortigen durch den Papst entstandenen Unruhen zu dämpfen. Ein panischer Schrecken bemächtigt sich der Empörer, als sie hören der Kaiser sei gelandet. Die Schlüsselsoldaten, Krieger des Papstes, laufen davon; Italien und Teutschland will sich durchaus

nicht mehr vom heiligen Vater zur Empörung reizen lassen, und dieser sieht sich gezwungen, mit Friedrich II. einen Frieden zu schließen. Der Bann wird aufgehoben und der römische Stuhl erläßt gegen alle die, welche seinen unlauteren Lockungen kein Gehör gaben, eine allgemeine Amnestie. Am 1. September 1230 kommen Papst und Kaiser in Anagni zusammen und söhnen sich persönlich aus.

Nun wirft Friedrich seine Blicke auf Sizilien und die damit verbundenen italienischen Staaten. Friede herrscht allenthalben. Er verbessert daher die Gesezе oder schafft ganz neue, kurz er begründet für jene Staaten eine ganz neue politische Aera.

Während dieses geschieht, erheben sich aber unziemlicher die Städte in Oberitalien, besonders das neu erbaute, stets reizbare Mailand. Der Kaiser beruft daher einen Reichstag nach Ravenna und ladet dazu auch viele teutsche Fürsten. Da aber hier wenig Große erscheinen, so beraumt er einen neuen Reichstag nach Padua, jedoch will troz der friedlichen Vermittelung des Papstes auch hier kein genügendes Resultat zu Stande kommen; endlich hört Friedrich, daß sein Sohn Heinrich, der römische König und Nachfolger, endlich auch Reichsverweser von Teutschland, sich mit den rebellischen Lombarden gegen seinen Vater verbunden habe. Das war ein gut angelegter Kniff christlicher Politik. Friedrich sieht sich plözlich in allen seinen Entwürfen gehemmt; denn Teutschland will sich von Italien trennen, es will, was auch den Ahnen nicht zu verargen ist, kein stiefväterlich behandeltes Anhängsel Kaiser Friedrichs anderer Länder sein. Schon funfzehn Jahre ist der Kaiser abwesend von Teutschland, sein Sohn erringt dadurch eine gewisse Selbstständigkeit in der Reichsverweserschaft, die zulezt beinahe zur unabhängigen Regirung wird. Diese Selbstständigkeit zeigte sich aber bisher nur in größeren Angelegenheiten, in den geringeren, in den allenthalben um sich greifenden Fehden war auch Heinrich zu schwach. Ein Hauptunruhestifter aber war Rom.

Der Papst konnte nie zugeben, ohne seine weltliche Herr-

schaft zu gefährden, daß das teutsche Reich mit dem ober- und unteritalienischen, endlich gar mit dem sizilischen ein einziges bilde; denn dadurch wäre das Erbe des heiligen Petrus zwischen die kaiserliche Macht gekommen, und in der Folge hätte der Papst ein Vasall des Kaisers werden können. Um nun jene Vereinigung zu hindern, wurden alle denkbaren Intriguen aufgeboten, Unruhen überall erregt, Nuzen daraus gezogen, und den Völkern in ihrem politischen wie in ihrem moralischen Fortschreiten Hindernisse in den Weg gelegt.

Schon jetzt sah der Papst überall Kezer, nehmlich Leute, welche die Forderungen des ächten Christenthums mit den Handlungen des heiligen Stuhles verglichen und traurige Resultate aus dieser Vergleichung zogen. Darum wollte eben der Papst Schiedsrichter in kleinen und großen Dingen sein, weil ein so umfassendes Schiedsrichteramt viel Geld trug, und Geld hatte die große Klerisei in der Petersstadt nöthig; Geld, sagt die gleichzeitige Ursberger Chronik, Geld braucht Rom, jenes Rom, das nicht durch seine Religion, sondern nur durch die Dummheit der Menschen die Welt besiegt hat. Schon jetzt konnte der heilige Vater es wagen, unter die frommen Teutschen einen Kezerrichter zu senden, den jedoch das Völklein von Marburg erschlug.

So gab es also in dem unglücklichen Vaterlande politische und moralische Spaltungen, über die alle der römische König, ein ausschweifender, seinem Vater sehr unähnlicher junger Mensch, Herr werden sollte. Sein Ohr war jedem Schmeichler offen, besonders dann, wenn man sagte, sein Vater ziehe den Stiefbruder Konrad ihm vor. Kaiser Friedrich war aber in Italien zu sehr beschäftigt, um wesentlichen Einfluß auf die Ereignisse in Teutschland üben zu können. Die teutschen Fürsten mißbrauchten daher ihren schwachen römischen König, vergrößerten ihren Einfluß auf die Krone und verminderten ihre Abhängigkeit in Beziehung auf die Rechtsverhältnisse der Grossen sowol, wie der Städte und Märkte. Kurz das öffentliche Recht in Teutschland schien dieselben Bestrebungen und Wege durchzumachen, wie in Italien. Der Feu-

dalismus reihte sich mehr dem Republikanismus als dem absoluten Monarchismus an. Teutschland verliert allmählig durch die politischen Eingriffe des römischen Papstes an moralischer und durch die Schwäche seiner Könige an politischer Einheit. Nun meinte Heinrich, er könnte die Fürsten des Reiches, die Landstädte und die Reichsstädte dadurch gegen seinen Vater aufregen, wenn er ihnen recht viele Freiheiten gäbe, in der Voraussezung, daß dieselben von seinem Vater nicht bestätigt würden; allein Friedrich wußte recht gut um die Umtriebe seines Sohnes und gab der Freiheiten wohl mehr oft, als verlangt wurden.

Die Fürsten durchschauten endlich auch die Plane des untreuen Sohnes und neigten sich schon aus moralischen Gründen mehr auf die Seite des Vaters. Einige jedoch begünstigten aus patriotischem Aerger, weil der Kaiser Italien mehr als Teutschland liebte, den König Heinrich. Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, beruft Friedrich einen Fürstentag nach Friaul, April 1232, und dort bringt er es durch väterliche Ermahnungen so weit, daß der Sohn ihn um Verzeihung bittet. Allein Heinrich meint es unredlich, sein Herz ist schon zu sehr verdorben. Er geht vom Friauler Fürstentag nach Teutschland zurück und sucht sich neue Freunde zu erwerben, auch sucht er Verbindungen mit der ewig unzufriedenen Lombardei anzuknüpfen, bald tritt er öffentlich gegen seinen Vater auf; allein Kaiser Friedrich II. wußte den Papst wegen seiner unruhigen Römer auf seine Seite zu bringen und und nun ergehen drohende Donnerworte von Papst und Kaiser an die Fürsten und an König Heinrich. Gewohnt, in allen Unternehmungen Energie zu zeigen, kommt plözlich der Kaiser mit vielem Gelde nach Bajern, wird überall wohlwollend aufgenommen, die meisten Fürsten des Reiches kommen nach Regensburg, bezeugen dem muthigen Kaiser ihre Ergebenheit und sprechen ihre Verachtung gegen den rebellischen Sohn aus; Heinrich sieht sich plözlich von allen Fürsten und Städten verlassen und nur auf wenige Burgen beschränkt, die Anklagen gegen ihn mehren sich, er unterwirft sich seinem Vater und

wird von diesem dem Herzoge Otto von Bajern zur Gefangenschaft übergeben.

Hierauf feiert der große Kaiser sein drittes Hochzeitsfest mit der englischen Prinzessin Isabella, beruft einen Reichstag nach Mainz — 15. Aug. 1235 — drei Wochen nach jener Familienfeier, spricht hier die Absezung seines Sohnes mit Beistimmung der Fürsten aus, läßt ihn dann nach Italien in Verwahrsam bringen, wo der Gefangene auf dem Schlosse Martorano, ohne sich mit seinem Vater ausgesöhnt zu haben, am 12. Februar 1242 stirbt. So wurde ein treuloser Sohn und Empörer von Friedrich bestraft. Der Kaiser söhnte sich, nachdem er das Reich wieder in seine eigene Verwaltung übernommen hatte, auch mit dem Herzoge von Braunschweig und Lüneburg aus, mit dem Stammhalter der Welfen, gab demselben das Herzogthum als Reichslehen, erneuerte das Landfriedensgesez, hob das Wehrgeld auf, verpönte alle Selbsthilfe, sezte auf Landfriedensbruch die Acht und die Strafe an Leib und die Ehrlosigkeit, gab Verordnungen über sicheres Geleit, über Zoll und Münze, über die Competenz geistlicher und weltlicher Gerichte, stellte zur Vesthaltung des Friedens einen freigebornen Hofrichter auf, sezte vest, daß über Reichsvasallen nur der Kaiser richten könne, ließ diese Gesezespunkte insgesammt von den beim Mainzer Reichstag anwesenden Fürsten beschwören und im ganzen Reiche in teutscher Sprache verkünden.

Hierauf hielt er in Betreff der hohenstaufischen Erbgüter im November des Jahres 1235 einen Reichstag in Augsburg, brachte dieselben, wenn sie in anderen Händen waren, sogar durch Kauf zurück, empfing von Abgeordneten aus Elsaß und dem arelatischen Reiche die gebührende Huldigung und ging wieder 1236 nach Italien, um die unruhigen und im früheren Bündnisse mit seinem abtrünnigen Sohne gegen die kaiserliche Macht treulosen Städte zu züchtigen, was die teutschen Fürsten, erbittert gegen den Lombardenstolz, selbst wollten. Mit 1500 auserlesenen Rittern war er dorthin aufgebrochen, nachdem er den Herzog Friedrich von Oesterreich

aus vielfach gerechten Gründen in die Acht erklärt und die Vollziehung derselben dem Könige Wenzeslav von Böhmen, dem Herzoge Otto von Bajern und mehreren mächtigen Bischöfen übertragen hatte.

Der Krieg gegen den von seinem eigenen Volke, das er selbst sehr gedrückt hatte, nicht sehr geliebten Friedrich begann also; aber plözlich bricht der tapfere Feind aus seinen Burgen hervor und nimmt die Bischöfe von Passau und Freising gefangen. Da kommt eben so schnell der Kaiser aus Italien zurück, ordnet einen neuen Heerbann, zieht gegen Friedrich, erobert ganz Oesterreich, erhebt weislich Wien zur Reichsstadt, schließt den abtrünnigen Herzog in Neustadt ein, trennt Steiermark von Oesterreich, zieht dieses Herzogthum zum Reiche, vergrößert dadurch seine Hausmacht, läßt es von kleineren Fürsten, als Herzoge sind, verwalten und erhöht somit seine Herrschaft auf's Neue in dem Vaterlande.

Hierauf richtet er seine Blicke wieder auf die übermüthigen Lombarden. Um jedoch den Frieden und eine einige Herrschaft in Teutschland zu behaupten, läßt er 1237 seinen Sohn Konrad zum römischen König wählen, läßt ihn krönen und gibt die eigentliche Reichsverweserschaft des noch zu jungen römischen Königs in die Hände des Erzbischofs Siegfried von Mainz. Während alles dieses geschah, hatte der Krieg in Oberitalien gegen die welfische Parthei schon begonnen und sein Erfolg war bisher zum Vortheile des Kaisers gewesen. Jezt kam Friedrich mit neuen Truppen und die Schlacht bei Cortenova 27. Nov. 1237 entschied vollends gegen die verbündeten Städte. Doch Mailand sollte sich unbedingt der Gnade des siegestrunkenen Kaisers unterwerfen, aber die unglücklichen Bürger beschlossen im Vereine mit Piacenza, Brescia und Bologna auf Tod und Leben zu kämpfen. Der Papst stand im Hintergrunde und schürte die patriotische Flamme, die den Kaiser in seinem allerdings zu großen Uebermuthe selbst verzehren sollte. Es handelte sich um den Untergang der kaiserlichen Herrschaft in Italien, die jedenfalls dem päpstlichen Gebiete gefährlich war und gefährlicher wer-

den konnte, da die Römer selbst gar oft mehr auf Seite des Kaisers als des Papstes sich zeigten.

Der Umstand, daß wegen der Hartnäckigkeit der genannten vier lombardischen Städte der Feldkrieg in einen Belagerungskrieg sich verwandeln mußte, forderte neue Truppen. Der Kaiser geht also nach Teutschland und sucht sich ein neues Heer zu sammeln. Dort aber gab's zwei bedächtliche Vorfälle. Der römische König Konrad wurde ausschweifend und der Erzherzog von Oesterreich suchte in Verbindung mit dem treulosen Böhmenkönig sein Land wieder zu erobern. Friedrich II. nahm seinen Sohn nach Italien mit, rüstete durch gemessene Vertheidigungsanstalten sich zum Kriege, zog ein Heer von Sarazenen von Unteritalien an sich und stand plözlich mit gewaltiger Heeresmacht vor den zu jedem Kampfe gefaßten Städten. Die Bezähmung Friedrichs von Oesterreich hatte er den Teutschen überlassen.

Da sprach Gregor IX. am 20. März 1239 den Kirchenbann über den Kaiser zum Zweitenmale aus, weil er die päpstliche Vermittelung in den italienischen Angelegenheiten verschmäht hatte. Der eigentliche Grund war Niemanden unbekannt. Zahllose Vertheidigungsschriften wurden gewechselt, und der freisinnige Kaiser rüstete sich jeden Tag zu ernsterem Kampfe selbst gegen den Papst. Nach dem Banne fragte er Nichts, und wenn er sich gegen den Papst vertheidigen ließ, so that er es nur des Volkes wegen, um nach seiner Ueberzeugung nicht auf unpolitische Art gegen die gemeinen Vorurtheile anzustossen und dann ganz vorzüglich aber deswegen, um die päpstlichen Tendenzen etwas näher zu beleuchten. Er ließ deshalb durch seinen Sohn Konrad auf einer Reichsversammlung in Eger die päpstliche Bannbulle ungescheut verkünden, sie aber auch gebührender Massen widerlegen, alsdann forderte Konrad die teutschen Reichsfürsten auf, seinem Vater Treue und Gehorsam zu schwören und Frieden zu behaupten. Sie thaten es, und die päpstlichen Legaten kamen zu spät, um die teutschen Bischöfe gegen den Kaiser aufzureizen.

Die Fürsten scheuten sich nicht, dem heiligen Vater zu schreiben, er habe kein Recht Kaiser zu machen, sondern nur die Pflicht, den von den Fürsten erwählten König zum Kaiser zu krönen. Um nun auch den teutschen Reichsfrieden wieder herzustellen, ließ er dem Exherzog Friedrich von Oesterreich versichern, er werde ihm sein abgenommenes Land wieder zurückgeben; die Folge war, daß Friedrich von nun an dem Kaiser mit seelenvoller Innigkeit anhieng. Gregor IX. versuchte nun alles, um den französischen Prinzen Robert zum Gegenkönig von Teutschland aufzustellen; aber der Versuch mißlang, auch mißlang derselbe beim Herzoge Otto von Bajern. Allgemein wurde unter Bischöfen und Adeligen die Mißstimmung gegen den Papst, von dem man sogar behauptete, er sei ein Wolf in Schafskleidern. Albert von Beham, Erzdiakon von Passau und päpstlicher Gesandter, gab sich zwar alle Mühe, eine Parthei gegen den Kaiser in Teutschland zu organisiren; allein man nannte ihn einen Feind des Christenthums, einen Friedensstörer, einen Heuchler, einen falschen Propheten, und es vermehrten sich troz allen seinen Umtrieben eher die Freunde als die Feinde des großen Kaisers. Seine Bevollmächtigten zogen im Lande herum und warben sich Anhänger, so daß Albert von Beham sich gezwungen sah, dem heiligen Vater seine mißliche Lage offen darzustellen. Das geschah im Jahre 1240.

Aber als es den Anschein hatte, als zögen alle teutschen Fürsten gegen den Papst dem Kaiser zu Hilfe, kam die fürchterliche Nachricht auf die teutschen Gauen, die Mongolen seien aus dem innersten Asien herausgekommen, hätten Rußland und Polen überwältigt und seien, wie einst Attila, mit einem Heere von 450,000 Mann im Anzuge gegen Teutschland; eine neue Völkerwanderung drohe und neue Verheerungen. Herzog Heinrich von Niederschlesien sammelte schnell ein Heer von Teutschen, Schlesiern und Polen und stellte sich am 9. April 1241 den Mongolen bei Wahlstadt gegenüber. Eine der fürchterlichsten Schlachten wurde dort gekämpft und von Herzog Heinrich verloren; denn die Mongolen sind zwölfmal stärker ge-

wesen, als das Heer der Teutschen. Der Herzog von Polen war gefallen und Herzog Heinrich, der Fromme, verwundet. Die Sieger drangen unaufhaltsam, wie einst die Hunnen, gegen Ungarn vor, verjagten den König Bela und drohten in Südteutschland einzubrechen.

Während all diese drohenden Gewitter über dem teutschen Horizonte hiengen, führte der Kaiser seinen Krieg gegen den Papst und dessen Anhänger in Italien fort. Die Mongolen rückten immer näher, und der Kaiser ließ vom Kampfe gegen die römische Hierarchie nicht ab. Aber auch der Papst, obgleich er beinahe seinen ganzen Kirchenstaat in seines Feindes Gewalt sah, wollte nicht nachgeben. Zwar trug er auf einen Waffenstillstand an; allein der Kaiser, im Taumel des Sieges, schlug ihn aus, und der erbitterte Papst starb, eben als die Mongolen in Oesterreich einbrachen, am 21. Aug. 1241. Mit ihm war auch der Grund zu weiteren Kriegen im päpstlichen Gebiete erloschen, und Friedrich II. wendete sein Heldenauge auf die kriegerischen Mongolen. Er schickte sogleich Truppen nach Oesterreich und die Mongolen wurden bedeutend geschlagen, zogen sich zurück und kehrten in kurzen Zwischenräumen wieder in ihre asiatischen Steppen. Das hatte Niemand erwartet. Desto freier athmete man wieder, als sie abgezogen waren. Innere Partheikämpfe unter den Mongolen selbst waren die Ursachen dieses Abzuges.

Kaiser Friedrich war in Italien geblieben und ein neuer Papst Cölestin IV. war gewählt worden. Dieser starb aber schon wenige Wochen nach seiner Wahl, und nun verflossen achtzehn Monate, ohne daß man sich über eine neue Wahl verständigen konnte. Des Kaisers feine Politik hatte die Zwietracht selbst unter die Cardinäle gesäet.

Endlich betrieb Friedrich mit den Waffen eine solche. Die Cardinäle nannte er Thiere ohne Haupt, die statt den Frieden der Kirche den Unfrieden derselben nährten. Er fiel in ihre Ländereien ein, verheerte einige derselben und das wirkte. Sie wählten den Cardinal Sinibald, einen Genueser, zum Papste als Innozenz IV., am 24. Juni 1243. Sinibald war bisher

des Kaisers Freund, Innozenz IV. wurde sein Feind. Friedrich wußte dieses recht wohl und drang auf Frieden mit der Kirche. Allein Innozenz sah, daß der Kaiser insgeheim bei jedem Frieden die Rechte der Kirche (des Papstes) zu schmälern drohe, brach die Unterhandlungen ab, und begab sich unerkannt auf einer genuesischen Flotte nach Lion. Der Kaiser war noch immer im Kirchenbann, und der Papst hatte durchaus nicht die Absicht, diesen zu lösen, ohne vorher den Gebannten gänzlich gedemüthigt zu sehen. Da er nun in Rom diese seine Politik nicht frei erreichen konnte; so floh er in das arelatische Reich, um dort ungehindert der heftigste Gegner des Kaisers sein zu können. Dieser soll sich einmal geäussert haben, die Welt sei von drei Betrügern hintergangen worden, von Moses, Christus und Mohamed; und dadurch bewies er sich als vollkommenen Kezer. Als solchen aber wollte ihn der Papst aller Welt verdächtig machen. Der Kaiser mochte die Schwere solcher Anklagen fühlen, und gab sich alle Mühe, eine allgemeine Kirchenversammlung zu Stande zu bringen, um durch seinen Gesandten Thaddäus eine glänzende Vertheidigung führen zu lassen. Allein der schlaue Papst wartete eine solche Versammlung, die vielleicht auch seine Rechte näher untersucht haben würde, nicht ab, sondern sprach noch einmal am 17. Juli 1245 den Bannfluch über den Kaiser aus, erklärte ihn für einen Erzkezer, Heiligthumsschänder und entband ihn aller seiner Aemter und Würden, alle seine Unterthanen aber ihres Eides gegen ihn; eben so erklärte er alle seine Anhänger mit dem Banne belegt, forderte die Fürsten des Reiches zur neuen Wahl auf, zog die Lombarden durch ein Bündniß auf seine Seite, verkündete den sizilischen Thron für erledigt, und sagte, daß er mit Beirathung seiner Cardinäle denselben selbst besezen wolle, weil er ein päpstliches Lehen sei. Und nun begann der alte Partheienkampf wieder.

Die Mongolen waren fort, die Zwietracht im teutschen Reiche geblieben. Der Kaiser begann jezt den Streit ohne Rücksicht auf die oberpriesterliche Würde des Papstes. An die Stelle des zweideutigen Erzbischofs Siegfried von

Mainz, des bisherigen Reichsverwesers, sezte er den Landgrafen Heinrich (Raspe) von Thüringen, versicherte sich seiner Treue, verband sich inniger mit Oesterreich und rief einen Reichstag nach Verona, während der Papst eine Kirchenversammlung nach Lion ausschrieb. Nach Verona wurde auch der römische König, des Kaisers Sohn Konrad, geladen. Die Partheien traten nun immer greller hervor. Der Kaiser versicherte sich durch Ertheilung von Privilegien aller Art des Beistandes der Städte, und nun sollte der Reichstag von Verona den Untergang des Papstes entscheiden. Allein der heilige Vater gieng in Erreichung seiner Plane gar schnell zu Werk. Die Bannbulle wanderte durch alle teutschen Gaue, die meisten Bischöfe traten auf päpstliche Seite, und endlich wurde durch päpstliches Geld und päpstliche Versprechungen sogar Heinrich Raspe von Thüringen, Reichsverweser in Teutschland, für Innozenz gewonnen. Auf besondere Empfehlung wurde denn auch dieser dem Kaiser, troz den feierlichsten Versicherungen seiner Ergebenheit, treulose Fürst in Hochheim bei Würzburg von einem Theile geistlicher und weltlicher Fürsten zum päpstlichen Gegenkönig gewählt. Raynald sagt, der Papst habe den Wählern wegen ihres Gehorsams gegen den heiligen Stuhl ihre Sünden nachgelassen. Das geschah im Mai des Jahres 1246.

§. 106.

Gegenkönige.

XVIII. und XIX.

Heinrich Raspe, Markgraf, von Thüringen, 1246 — 1247.
Wilhelm, Graf von Holland, 1247 — 1250.

Nach der Wahl wurde gegen den gebannten Kaiser der Krieg beschlossen. Der Papst unterstüzte seine königliche Kreatur mit hinlänglichem Gelde, damit er seinen Anhang im teutschen Reiche vergrössern könne. Er that's; denn das Geld vermag ja oft die heiligste Moral zu erschüttern, zudem dann,

wenn der Papst seine Gewalt zu lösen und zu binden der klingenden Münze beifügt. Der römische König Konrad zog sodann auch mit einem Heere gegen seinen Gegenkönig, wurde aber wegen des treulosen Uebertrittes mehrerer seiner Vasallen von Heinrich geschlagen, Konrad zog sich in das veste Frankfurt zurück und erwartete Hilfe. Diese kam von Seite des dem Kaiserhause schon aus natürlicher Dankbarkeit stets treuen Bajernherzogs Otto, dem Erlauchten. Auch viele Städte traten aus gleichen Gründen zur kaiserlichen Parthei über und der Bürgerkrieg wurde mit erneuter Kraft geführt.

Die Schlacht bei Ulm fiel für Konrad entscheidend aus, denn der Gegenkönig Heinrich wurde schwer verwundet, zog sich nach Thüringen zurück und starb am 17. Februar 1247. Der Kaiser siegte auch während dieser Zeit in Italien und mehrte seine Anhänger, doch nur durch Kriegsglück. Die moralische Ueberzeugung von seiner Unschuld wollte ihm von Seite der Ueberwundenen nicht recht zu Theil werden. Er suchte sich mit dem Papste auszusöhnen. Allein Innozenz blieb beharrlich, obgleich selbst der König von Frankreich sich zweimal für den Kaiser verwendete. Der heilige Vater gab in keinem Punkte nach; nie werde er die Absezung des übermüthigen Friedrichs und seines Sohnes zurücknehmen, äusserte er, folglich war auch an ein Ende des Krieges nicht zu denken. Die meisten teutschen Fürsten sahen aber an den päpstlichen Umtrieben einen nur für die römische Curie sündhaften Eigensinn und blieben auf Seite des römischen Königs Konrad. Kein teutscher Fürst wollte nach dem Tode des Gegenkönigs Heinrich Raspe mehr die fatale Krone übernehmen; da wendete sich der Papst an einen Ausländer, den jungen Grafen Wilhelm von Holland, und trug ihm die gesezwidrige Krone an. Wilhelm nahm sie, mußte aber die Krönungsstadt Aachen erst ein ganzes Jahr belagern, bis sie ihm die Thore öffnete und er dort mit falschen Insignien gekrönt wurde. Nur wenige teutsche Fürsten waren auf seiner Seite. Die meisten zogen sich aus dem unseligen Streite wegen ihrer eigenen An-

gelegenheiten zurück, andere traten offen auf für König Konrad und seinen kaiserlichen Vater.

Die nachtheiligsten Bewegungen im teutschen Reiche gewannen immer vestern Boden, und es war nicht abzusehen, wie einmal wieder der segnende Friede auf die germanischen Fluren zurückkehren werde. Da entstand plözlich der rheinische Städtebund. Mehrere Städte vereinigten sich nehmlich zur Aufrechthaltung des Landfriedens und ihrer Rechte und Privilegien, aber nicht um die kaiserliche Macht zu beugen, sondern um sie zu ersezen. Der Kaiser aber erlitt auch in Italien ein Unglück nach dem andern. Bei Parma, welche Stadt er belagerte, wurde durch einen Ausfall der Bürger beinahe sein ganzes Heer aufgerieben. Auch des Kaisers Sohn und designirter König von Italien, Enzius, wurde in der Schlacht bei Fossalta gefangen und zu ewigem Gefängnisse verurtheilt. Ueberall sah sich der schnell alternde Kaiser von Verrath und Gift umgeben. Selbst seinen erprobtesten Freunden konnte er nicht mehr trauen.

Da erhob sich der Heldengeist noch einmal. Friedrich sammelte ein neues Kriegsheer, die päpstliche Parthei verlor selbst in Arelat an Einfluß, und es neigte sich das Glück allmählich wieder auf die Seite des größten Hohenstaufen, da starb Friedrich an der Ruhr am 13. Dezember 1250 im 56zigsten Jahre seines Lebens, zu einer Zeit, als eben das Glück sich für ihn noch einmal entscheiden wollte.

Das war eine herbe Zeit für Teutschland, für seine politische und moralische Grösse, eine Zeit, wo der Papst das Gift der Zwietracht in alle Herzen goß und der Kaiser aus Ruhmsucht sich mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigte, wo er politischer Weise seine ganze Kraft auf Teutschland hätte verwenden sollen. Ricardo Malespini sagt von Friedrich: der Kaiser war ein kühner, hochgesinnter Fürst, persönlich tapfer, ausgerüstet mit grossen Anlagen und reich an Wissenschaften, voll Freigebigkeit und Herablassung; er sprach lateinisch, italienisch, teutsch, französisch, griechisch und sara-

zenisch. Ein solcher Mann hätte für die damalige vielseitig beschränkte Welt entweder nicht geboren werden oder nicht sterben sollen. Er war als römischer Christ, entlöset vom Banne durch den Erzbischof Bernard von Palermo, gestorben.

§. 107.

XX.

König Konrad IV.

(Gegenkönig Wilhelm von Holland).

1250 — 1254.

Kaiser Friedrich II. war vom Schauplaz der Ereignisse abgetreten, sein lezter Wille hatte bestimmt, daß sein Sohn, der römische König Konrad, ihm in der Kaiserwürde, sein Sohn Manfred in der Königswürde über Sizilien und Italien folgen sollte, seinem Sohne Heinrich vermachte der Erblasser Arelat und Jerusalem, seinem Enkel Friedrich aber Oesterreich und Steiermark. Dabei war bestimmt, daß auf Konrad Heinrich und auf diesen Manfred folgen solle, vorausgesezt, daß die früher Gestorbenen keine Erben hinterließen. Das Testament des grossen Kaisers bestimmte ferner Vergessenheit alles Vergangenen, allen Abtrünnigen Verzeihung, der Kirche Zurückerstattung alles Genommenen und Einhunderttausend Goldunzen für einen neuen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Landes. Also sollte von nun an Friede sein. Aber der Papst wollte den Frieden nicht, sondern das völlige Verderben des hohenstaufischen Hauses. Die Beredsamkeit des ganzen Klerus wird gegen König Konrad, den Erzkezer aufgeboten, das Volk überall gereizt gegen das gotteslästerliche Haus der Kirchenräuber, wie der heilige Vater die Hohenstaufen nennt.

Wilhelm muß ein neues Heer ausrüsten, den teutschen Fürsten wird mit dem Bann gedroht, wenn sie noch länger auf

kezerischer Seite verharren wollen. Bei Oppenheim wird Konrad von dem Gegenkönig wirklich besiegt und der Sieger geht nach Lion, um das päpstliche Wohlwollen zu athmen und vom heiligen Vater einen neuen Bannfluch gegen Konrad zu holen. Er bekam Beides. Konrad aber ernannte den Herzog Otto von Bajern zum Reichsverweser und gieng nach Italien, dann besonders nach Apulien, wo er von König Manfred längst erwartet worden war. Während dieser Zeit wuchs aber die Parthei König Wilhelms in Teutschland. Dieser machte sogar Eingriffe in die hohenstaufischen Erbgüter, welche Eingriffe vom heiligen Vater natürlich volle Bestätigung erhielten. Konrad, der in Italien beschäftiget war, fragte nach dem allen nicht viel, sondern hatte den Zweck im Auge, die Herrschaft des rachsüchtigen Papstes in Italien zu beugen. Der Papst dagegen, als er sah, daß die Hohenstaufen in Apulien immer grössere Fortschritte machten, suchte auch dort und in Sizilien einen Gegenkönig aufzustellen. Diesen glaubte er im zweiten Sohne des Königs Heinrich III. von England gefunden zu haben, in der Person eines eilfjährigen Knaben, Edmund.

Allein mit der Einsezung eines solchen Königs wollte es schon deswegen nicht recht gehen, weil Konrad und Manfred in Italien ihren Einfluß täglich vergrösserten und weil auch der König von England die Plane des Papstes, der von ihm blos Geld wollte, wohl durchschaute und mit seinen Subsidien so lange als möglich zurück hielt. Das Alles bewog den Papst zu einiger Annäherung gegen Konrad. Allein die Unterhandlungen zerschlugen sich wieder, als die beiden Neffen Konrads und endlich gar sein Bruder Heinrich auch starben. Der Papst behauptete nun, Konrad habe seinen Neffen Friedrich vergiftet und noch sonst viele abscheuliche Handlungen verübt, er forderte ihn daher auf, die Krone nieder zu legen. Konrad, erhaben über solche feindselige Beschuldigungen, legte sie nicht nieder und der Papst blieb sein gehässigster Feind. Jedoch suchte sich der Hohenstaufe mit einer bessern Zukunft zu

trösten; starb aber nach Einigen an päpstlichem Gifte, nach Anderen am Fieber den 21. Mai 1254 im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens. Er hinterließ eine Wittwe Elisabeth und einen zweijährigen Sohn Konradin. Auch Konrad war während seines kurzen Lebens unglücklich gewesen, unglücklich durch den Statthalter Gottes auf Erden.

§. 108.

Wilhelm von Holland, alleiniger König.
1254 — 1256.

Schon seit der Entfernung König Konrads IV. nach Italien hatte der Gegenkönig Wilhelm von Holland beinahe gewonnenes Spiel, jezt nach dem Tode seines Gegners sollte man glauben, es habe keinen Feind im teutschen Reiche mehr gegen den Papstkönig, denn ein solcher war doch Wilhelm, gegeben. Allein Otto von Bajern hielt wie ein ehrlicher Germann noch immer an den Interessen des hohenstaufischen Hauses, selbst nach der Besiegung des rechtmässigen Königs Konrad bei Ulm. Er starb zwar schon 1253; aber auch seine Söhne blieben den Hohenstaufen treu. Plözlich sah man aber, daß Wilhelm von Holland nicht der rechte Mann sei, eine teutsche Krone auf seinem Haupte zu tragen. Er war zu arm und besaß zu wenig Klugheit, um den Kahn einer stürmischen Zeit zu lenken.

Endlich sieht er selbst ein, daß ein vom Papste gemachter König eigentlich kein König ist. Die teutschen Fürsten und der rheinische Städtebund bekümmerten sich auch nicht viel um den schwachen Monarchen, sondern ergriffen zur Herstellung des Landfriedens oft in Form von Reichstagen selbst die geeigneten Maaßregeln. Besonders zeichnen sich plözlich die Städte durch ein kräftiges Auftreten in Sachen des gemeinen Wohles aus und das Bürgerthum gewinnt von nun an auch in Teutschland eine kräftigere Gestaltung. Es werden von

Städten gegenseitig Sendboten aufgestellt, diese berathen das wechselseitige Wohl ihrer Kommittenten und machen zum Zwecke eines durchgreifenden friedlichen Handels Gesetze und fragen wenig nach ihrem Könige. Dieser jedoch soll viel nach dem heiligen Vater fragen. Allmählich vermehren sich die Fehden und Räubereien im Lande und selbst des Königs Gemalin wird einmal auf einer Reise gefangen und beraubt. Das war Alles Folge des Feudalismus und der daraus hervorgehenden unstäten Regirungsformen.

Endlich kam es so weit, daß der rheinische Städtebund sogar vom Könige anerkannt wurde, ein entscheidender Moment in der teutschen Geschichte, der freilich von manchem Burgherrn nicht gut aufgenommen wurde, aber dennoch blieb. Wilhelm zog nach diesem Anerkennungsakte gegen Margarethe von Flandern in den Krieg; denn diese Gräfin hatte, man denke, vom teutschen Könige gefordert, er solle ihr wegen einiger zu Flandern ehemals gehörigen Güter den Lehenseid schwören. Das nahm der teutsche Monarch nun sehr übel und wollte die stolze Frau mit den Waffen züchtigen. Er nahm ihre beiden Söhne gefangen; allein Margarethe wurde durch dieses Unglück nicht gebeugt, sondern nahm ihre Zuflucht zu Karl von Anjon. Diesen wollte König Wilhelm von der Gräfin abwendig machen, erhielt aber von ihm den traurigen Titel „Wasserkönig" und damit war der Kampf erklärt. Auch die Friesen traten auf flandrische Seite und erschlugen den matten Wilhelm, als er sammt seinem Rosse in einem Sumpfe stecken blieb, am 28. Jäner 1256. Das war das Ende eines vom Papste gemachten Königs; er blieb im Wasser stecken.

§. 109.

Das Zwischenreich. (Untergang der Hohenstaufen). 1256 (1250) — 1273 (1268).

Die Gegenkönige:

1) Richard von Corn Wallis und
2) Alfons von Castilien } 1256 — 1272.

Teutschland war nun von seiner alten Herrlichkeit herabgestiegen, sein Name klang in fremden Ohren wie der eines Räuberlandes, eines Landes, wo tausend herrschen, ohne daß Jemand sich getraut hätte, über diese zu herrschen, und es konnte nun schon einmal keiner herrschen, der nicht zugleich sich die Wahlstimmen zu kaufen im Stande war. Von einer hohenstaufischen, fränkischen oder sächsischen Erbmonarchie war nun einmal keine Rede mehr. Die Fürsten wollten einen König haben, über den sie herrschen konnten, auch der Papst wollte einen seinen Zwecken willfährigen Mann, und die Städte waren auch schon zu mächtig, um bei der künftigen Wahl ein Wörtchen mitzusprechen, kurz die Interessen kreuzten sich so mannigfaltig, daß der damalige Zustand des teutschen Volkes wirklich unselig genannt werden kann. Wir folgen der Geschichte.

Nach dem Tode Wilhelms war die Frage: wer eine neue Königswahl veranstalten sollte? Sonst hatte dieses Geschäft der Erzbischof von Mainz gehabt, jezt stritten sich die Erzbischöfe von Köln und Trier darüber, weil der Erzbischof von Mainz in einer Fehde vom Herzog Albrecht von Braunschweig gefangen worden war. Der Erzbischof von Köln, Konrad, schrieb nun einen Wahltag nach Frankfurt aus; allein er stellte seine Stimmverkäuflichkeit zu hoch, als daß ein armer teutscher Fürst sie übernehmen mochte, und ohne Geld wollte er nun einmal eine neue Wahl nicht veranstalten. Da richtete er seine habsüchtigen Blicke auf das reiche England; war ja auch Wilhelm ein Holländer, warum sollte denn nicht auch

jezt ein Engländer über Teutschland herrschen können? Es handelte sich bei einer solchen Herrschaft ohnehin mehr um den bloßen Titel und diesen konnte der englische Graf Richard von Corn Wallis leicht kaufen, denn der Mann hatte Geld. Ohne weiters wird ihm also eine Gesandtschaft zugeschickt, und diese kündigt dem Hrn. Grafen an, wenn er dem Erzbischof von Köln 12,000, jedem andern Wahlfürsten aber 8000 Pfd. Sterling bezahle, so werde man ihn zum teutschen Könige wählen. Dagegen schickte der Erzbischof Arnold von Trier, der, wie wir hörten, auch behauptete, ihm stehe die Inizia=tive der Königswahl zu, an König Alphons von Castilien, und bot auch diesem gegen eine Entschädigung von 20,000 Mark für jeden Wähler die Krone an. Und nun gieng's zur Wahl.

Arnold kam mit seiner Parthei dem Nebenbuhler Konrad zuvor und auf seinen Betrieb wurde in Frankfurt Alfons von Castilien, ausserhalb Frankfurts aber, auf Betrieb Konrads der Graf von Corn Wallis zu teutschen Königen gewählt. Das heißt doch wahrlich mit den Interessen der Völker einen schamlosen Hohn treiben, und das thaten teutsche Erzbischöfe und habsüchtige Fürsten; unglückliches Vaterland!

Jezt hatte man wieder zwei Könige, von denen der Eine in Spanien, der Andere in England wohnte, Könige mit ei=nem erkauften Purpur.

Richard von Corn Wallis kam nun sogleich nach Teutsch=land, kaufte den Erzbischof von Mainz los und ließ sich troz den Einreden seines Nebenbuhlers in Aachen feierlichst krönen. Er hatte Geld genug mitgebracht und um Geld war damals Alles zu erreichen. Der rheinische Bund, durch die doppelte Königswahl auch wieder in Zwietracht zerfallen, löste sich auf, und König Richard schien plözlich kräftiger in die Re=girungsmaschine eingreifen zu wollen, als man erwartet hatte. Allein diese übermüthigen Hoffnungen schwanden bald; denn heimische Zwistigkeiten führten den Engländer bald übers Meer zurück und Teutschland sah ihn während fünfzehn Jah=

ren nur viermal. Seinen Gegner Alfons haben die fehdelustigen Ahnen glücklicherweise gar nicht gesehen. Der mit Sternen mehr als mit irdischen Dingen vertraute König schien nicht sonderlich viel Gefallen an einer teutschen Königskrone zu finden, kein Wunder, denn sie kostete Geld und trug Nichts ein. Da nun die im Auslande wohnenden teutschen Könige nicht wesentlich zum Wohle des Staates beitrugen, d. h. nicht Münzen genug schickten; so gab's manche Fürsten, welche auch einen mitleidigen Blick auf den Sohn des verstorbenen Königs Konrad IV., Konradin, warfen, und glaubten, in ihm könne das alte Erbreich der Hohenstaufen und der alte Glanz und Ruhm Germanniens wieder aufleben. Allein Alfons und Papst Urban IV. wußten die redliche Sache zu hintertreiben und Teutschland hatte seine hohenstaufische Legitimität verloren, obgleich beide Könige mit Tod abgiengen ohne eine Thräne für ihre Gräber zu erhalten. Keiner von ihnen hat die Kaiserkrone getragen; vielleicht hat sie auch keiner von ihnen verdient, wenigstens war Friedrich II. derselben zu würdig gewesen, als daß er einen ähnlichen Nachfolger in jener wahrhaft empörenden Zeit hätte erhalten können. Das Unglück war nun einmal im hohenstaufischen Hause ausgebrochen und keine Macht der Welt war im Stande, dasselbe auch von dem grossen Reiche Italiens und Teutschlands ferne zu halten. Obgleich Konradin durch den lezten Willen seines Vaters der Vorsorge des Papstes empfohlen war, so schob dieser heilige Vater Innozenz IV. dieses Vertrauen dennoch durch die herrschsüchtige Aeusserung von sich ab: er werde, wenn der Knabe zu Jahren komme, schon seine Rechte untersuchen, vorläufig gebühre ihm (dem Apostelfürsten) die Herrschaft über Italien. Dem Papste war es nur um Vergrösserung seines Kirchengebietes und um Einfluß auf alle italienischen Angelegenheiten zu thun; diesen Einfluß konnte er aber dann weniger geltend machen, wenn ein legitimer Erbe, wie Konradin es war, die Rechte seines Großvaters auf Sizilien ansprechen wollte.

Es kam also zum offenen Krieg, in welchem die päpstlichen Truppen geschlagen wurden, und Innozenz starb über diese Niederlage aus Gram den 13. Dez. 1254. Sein Nachfolger Alexander IV. knüpfte hinterlistige Unterhandlungen an, versprach den Anverwandten Konradins die Krone und bot sie zu gleicher Zeit gleichsam kaufsweise an den Sohn des Königs von England, Edmund, wie wir schon oben hörten. Allein Manfred vereitelte englische Hilfe durch tapferes Schwerdt, schlug die päpstlichen Truppen und ließ sich auf Veranlassung der sizilischen Stände selbst mit Ausschluß seines Neffen zum Könige von Sizilien krönen. Es wurde zwar im Namen Konradins von der Mutter des Prinzen feierlichst protestirt; allein Manfred gab einmal die Krone nicht mehr ab, sondern versprach blos sie nach seinem Tode an den Neffen vererben zu wollen. Nun hatte Konradin in Italien vorläufig wenig Glück mehr zu hoffen, seine Freunde, besonders Herzog Ludwig von Bajern, sahen sich also um hohenstaufische Rechte in der Nachbarschaft um, und fanden Schwaben, ein hohenstaufisches Hausland. Da nun mehrere Partheien in Teutschland auch auf Konradins Seite waren; so belehnte dieser einige seiner Freunde mit schwäbischen Gütern. Und nun gestaltete sich ein neuer Partheikampf in Italien. Ernster stellten sich die Welfen den Hohenstaufen entgegen, seit Manfred die sizilische Krone trug.

Die welfische Parthei — von einem Repräsentanten ist keine Rede mehr — forderte nun plözlich den Hohenstaufen Konradin zu ihrem Könige; es gieng eine eigene Gesandtschaft an ihn ab, allein wegen alter Ansprüche auf die teutsche Krone wurde vorläufig Nichts aus einem Römerzuge; ein ewiges Wanken ohne gemessenen Entschluß. Demohngeachtet sammelten sich redliche und kräftige Männer um Konradin, und als Richards Einfluß immer schwächer auf Teutschland sich zeigte, schien der junge Hohenstaufe allmählich eine bessere Aussicht auf den teutschen Thron zu erhalten; da donnerte aber plözlich Papst Urban IV. mit seinem Machtspruche

darein und Konradins Hoffnungen auf das Erbe seiner Väter in Teutschland waren dahin. Er besaß vorläufig Nichts mehr, als blosse Titel; selbst zum Unterhalte fehlte ihm oft das Nöthigste. So wuchs der lezte Hohenstaufe im Unglücke heran.

Er zählte bereits i. J. 1267 fünfzehn Jahre, da kamen wieder Gesandte aus Italien und boten ihm die Krone. Allein der Papst, ein unversöhnlicher Feind der Hohenstaufen aus Politik, also ohne Unterschied der Person, auch ein unversöhnlicher Feind von Manfred und wohl bekannt mit der italienischen Sehnsucht, einen Hohenstaufen und zulezt wohl zwei zu ihren Königen zu haben, lud den Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich, Karl von Anjou, ein, die Belehnung und die Krone des sizilischen Reiches vom heiligen Stuhle zu erhalten, und dieser, ein ehrgeiziger ohne Rücksicht auf fremdes Recht nach Herrschaft lüsterner Fürst, ließ die päpstliche Ermahnung nicht zweimal an sich ergehen; er kam mit vielen Franzosen, wurde troz den Warnungen seines Bruders vor ungerechtem Gute in Rom belehnt und gekrönt, zog gegen Manfred zu Felde und raubte diesem am 22. Febr. 1266 in einer mörderischen Schlacht Thron und Leben, hierauf herrschte er mit aller erdenklichen Grausamkeit in den eroberten Ländern, so daß alle angesehenen Fürsten und selbst viel geringes Volk sich den schuldlosen Konradin wünschten. Konradin kam, mit ihm sein unzertrennlicher Freund und Spielgenosse, der ebenfalls von seinem Erbe vertriebene Herzog Friedrich von Oesterreich. Auf seine Seite traten bald viele wohlgerüstete Städte, dann sogar die beiden Brüder des schwachen Königs Alfons. Konradin selbst kam mit einem teutschen Heere von zehntausend Mann. Leute zum Kampfe fehlten ihm nicht, aber die Hauptsache — Geld, sie zu bezahlen und in Italien empfängt man lieber, als man gibt, weil die Gastfreundschaft dort keine tiefen Wurzeln schlägt. Da kam der päpstliche Bannfluch und viele von Konradins teutschen Anhängern giengen in ihr Vaterland zurück, selbst seine nächsten Anverwandten. Zulezt blieben ihm nur drei-

tausend kampffähige Männer treu. Aber diese wurden von der hohenstaufischen Parthei auch überall mit Jubel aufgenommen.

Konradin zog in das jauchzende Rom, der Papst in die Veste Viterbo. Konradin zog weiter und kam vor Alba, wo auch sein Gegner, Karl von Anjou, seine Streitkräfte gesammelt hatte, und nun sollte eine Schlacht entscheiden. Sie wurde gekämpft am 23. Aug. 1268. Die Teutschen hatten gesiegt, überließen sich dem Sammeln der Beute, da brach ein Haufe Italiener aus einem Hinterhalt hervor und Konradin wurde gänzlich geschlagen. Konradin floh, wollte sich einschiffen, wurde aber von dem undankbaren Johann Frangipani ausgeliefert, von Karl in Neapel, troz den Einsprüchen des heiligen Vaters, in's Gefängniß geworfen. Hier sprach der grausame König das Todesurtheil über Konradin und seinen Freund, Friedrich von Oesterreich, aus. Am 29. Okt. 1268 wurden beide auf dem Marktplaze in Neapel hingerichtet, und das hohenstaufische Haus war erloschen. Teutschland hatte keine legitime Krone, der Papst hatte sich gerächt aber dadurch Nichts gewonnen, als einen Barbaren in seiner Nachbarschaft, den die sizilianische Vesper später vertrieben hat.

§. 110.

Rückblick auf das siebente Buch.

Die Hohenstaufen sind vor unseren Blicken glücklich und unglücklich, aber in beiden Beziehungen gewiß großartig, vorüber gezogen. Das fränkische Kaiserhaus war in der Person Heinrichs V. erloschen. Das Erbreich wurde wieder ein Wahlreich. Es entstanden Partheien, schon forderte man von einem Kronkandidaten Bedingungen und unter Bedingungen kam der Sachse Lothar auf den teutschen Thron. Der große Kampf zwischen einem unabhängigen Kaiserthum und einer

die Könige selbst beherrschenden Hierarchie des Papstes war durch das Wormser Konkordat einigermassen erdrückt, aber nicht geendet. Der Papst fühlte, wohl, daß, so lange der königliche Hof von Teutschland feudalistische Blicke nach Italien sende, seinen weltlichen Bestrebungen ein Eintrag geschehe, besonders aber seinem Gebiete und seiner in Rom ohnehin nur matt waltenden Gewalt Gefahr drohe. Er suchte also den teutschen Königsthron von sich abhängig zu machen, gleichviel, ob auf christliche oder unchristliche Weise, ob mit moralischen oder unmoralischen Mitteln. Das erste Resultat dieser Bestrebungen schon unter Lothar war der Streit zwischen den Welfen und Gibellinen (Hohenstaufen). Die Hohenstaufen siegten einigermassen und es kam ein sogenannter Gegenkönig; allein der Sachse behauptete dennoch den Vorrang und Lothar wurde Kaiser. Er wußte der päpstlichen Politik durch Gutmüthigkeit auszuweichen und bei seinen Grossen sich durch die Siege über die Slaven Ansehen zu verschaffen. Er gieng nicht ohne Ruhm; da kamen die Hohenstaufen. Konrad III. eröffnete die Reihe; selbst der Papst begünstigte seine Ansprüche gegen die welfische Parthei, aber nur aus Politik, weil die Welfen im Besize der mathildischen Güter waren. Heinrich von Bajern muß den beiden mächtigern Gegnern weichen. Da sinkt aber auch einigermassen die moralische Gewalt des heiligen Vaters.

Arnold von Brescia fordert die Uneigennüzigkeit des Urchristenthums auf den profanisirten Stuhl des heiligen Petrus; doch die Menschen jener Zeit wissen mehr von der Form, wenig vom Wesen der Religion, und Arnold geht, wie er kam, angefeindet vom hierarchischen Eigennuze. Statt das Christenthum zu reinigen, wird es trüber durch neue Kreuzzüge, denen Teutschland wenig Gutes damals verdankt. Der Papst spricht unter diesen moralischen und politischen Verwirrungen plözlich die Lehensherrlichkeit über Apulien an, die Ursache vieler folgenden Kämpfe und des Unterganges der Hohenstaufen. Da erscheint Kaiser Friedrich I., ein Meisterstück der

Menschen seiner Zeit. Er ordnet mit sicherer und weiser Hand die streitigen Verhältnisse in Teutschland, sucht Italien mit jenem zu vereinigen, die Herrschaft des Papstes durch Aufklärung und feine Politik zu beschränken und seinen Nachkommen ein großes Erbreich zu hinterlassen. Durch treffliche Eigenschaften und zweckmässige Anwendung derselben verschafft er seiner Krone Ruhm im Vaterlande und im Auslande, er behauptet mit weiser Strenge den Landfrieden, versichert sich der Hilfe Heinrichs des Löwen, söhnt sich dadurch mit den Welfen einigermassen aus, macht Oesterreich zum Herzogthum, gibt den Oberitalienern die roncalischen Geseze, zerstört das stolze Mailand, macht den Dänenkönig zum Vasallen, stellt einen Gegenpapst auf, fürchtet sich nicht vor einem Schisma, ist aber bei'm dritten italienischen Heereszuge unglücklich durch Seuchen, die seine Armee beinahe gänzlich aufreiben, wird bei'm vierten Römerzuge bei Legnano vom Städtebund besiegt, weiß jedoch sich wieder zu erholen, söhnt sich klugerweise mit dem Papste Alexander aus, stellt den Kirchenfrieden her und stürzt den treulosen Heinrich den Löwen, vermählt seinen Sohn mit der Erbin von Sizilien und erwirbt dadurch seinem Hause auch die Anwartschaft auf Unteritalien, ein wegen des Papstes gefährlicher Erwerb, wie wir gesehen haben. Friedrich krönt seine historische Hoheit noch mit einem Kreuzzuge und stirbt auf demselben, ohne das Ziel, die heilige Stadt, erreicht zu haben, sammt seinem Sohne Friedrich. Die Zeit hatte unter Barbarossa Flügel bekommen, aber sie hatte noch lange nicht Kraft genug, den begonnenen Flug fortzusezen.

Sie ermattete wieder unter Heinrich VI. einem zwar kraftvollen aber rauhen Kaiser. Er beugt den wieder erwachten Löwen von Braunschweig, nimmt Sizilien in Besiz, wird als ein Tyrann im neuen Lande gefürchtet, läßt zwar seinen Sohn zum römischen Könige wählen, stirbt aber während seiner Minderjährigkeit und zu seinem Nachfolger schwingt sich sein Bruder Philipp empor, während der offenere Feind, der Papst,

diesem einen Gegenkönig Otto IV. gibt, um als der Dritte bei'm Kampfe von Zweien den eigenen Vortheil zu erringen. Italien sieht die Teutschen nicht, aber diese desto mehr priesterliche Italiener, die die Partheisucht zwischen Welfen und Gibellinen immer heftiger nähren. Die sogenannte Einheit Teutschlands wird immer mehr Phantom, das Volk leidender. Da ermordet Otto von Wittelsbach den König Philipp, und Otto IV. will plözlich nicht mehr ein päpstlicher König sein. Innozenz III. exkommunizirt also den zum Kaiser gekrönten Welf, nachdem er troz dieser Krone doch nicht den päpstlichen Ansprüchen huldigen wollte. Der kleine Monarch geht nach Teutschland zurück und stirbt ruhmlos, nachdem er durch päpstliche Vermittlung einen neuen aber kräftigen Gegenkönig in der Person Friedrichs II. gesehen hatte. Von diesem, einen früheren päpstlichen Mündel, hoffte der heilige Stuhl Gehorsam und Zugeständnisse.

Allein in Friedrich II. wehte der Geist seines Großvaters. Auch Friedrich II. wollte kein weltlicher Vasall des heiligen Stuhles sein; seine helleren Ansichten schoben ihn manchmal sogar über des Papstes geistliche Gewalt hinweg. Doch war er klug genug, vorerst Kaiser und König von Sizilien und Jerusalem zu werden, bevor er es wagte, die Politik des Apostelfürsten zu erschüttern. Das Glück gab ihm anfangs einen friedlichen Papst; da folgt Gregor IX. auf Honorius III. und ernster gestaltet sich die Spannung zwischen Kaiser und Rom. Friedrich verwendet zu viel Eifer auf die Angelegenheiten in Italien und sein Sohn Heinrich reißt beinahe Teutschland vom Vater los. Friedrich weiß jedoch durch kluge Begünstigungen der teutschen Stände dem Uebermuthe seines verbrecherischen Sohnes zu steuern, nimmt ihn gefangen und sezt ihn ab. Auf gleich energische Weise verfährt er mit Herzog Friedrich von Oesterreich, gibt ihm aber zulezt das Entrissene wieder, als die Politik es fordert. Er stellt seinen Sohn Konrad zum römischen König in Teutschland auf und beginnt mit dem Papste einen heftigeren Kampf. Auch die

Lombarden wenden sich auf päpstliche Seite, die Mongolen drohen hereinzubrechen, in Unteritalien und Sizilien wirken päpstliche Aufreizungen.

Endlich belegt Innozenz IV. den Kaiser und seinen Sohn sogar mit dem großen Bannfluch, Heinrich Raspe wird zum Gegenkönig gewählt, das hohenstaufische Haus sinkt immer tiefer, die Regirung in Teutschland wird immer kraftloser, weiter um sich greift die Zwietracht; der Papst schleudert einen Bliz nach dem andern von Lion aus gegen die beiden Hohenstaufen. Da stirbt Friedrich II.; sein Sohn Konrad weiß den tausend Uebeln auch keinen starken Damm zu sezen, das Verderben greift immer weiter um sich, in Teutschland erheben sich immer mehr Partheien, ein neuer Gegenkönig, Wilhelm von Holland, ist vom Papst und seinem Anhange aufgestellt worden, allein die teutschen Stände bekümmern sich wenig mehr um einen König, es entsteht zur Aufrechthaltung des heiligen Landfriedens ein Städtebund, das königliche Ansehen sinkt so sehr, daß ein Teutscher nicht einmal mehr König sein will, und die Krone gleichsam durch Versteigerung an Ausländer abgegeben wird. Alfons kommt nie nach Teutschland, Richard selten, und daß große Volk der Germannen ist sich selbst überlassen.

Befehdungen aller Art entstehen; alle öffentlichen und Privatrechtsverhältnisse werden wankend und unsicher. Die Hohenstaufen haben nur wenige Anhänger mehr; der Papst hat den vollkommensten Sieg über sie errungen; da wagt es Konradin die junge Hand mit Hilfe ergebener Teutschen nach dem väterlichen Erbe nochmal auszustrecken, das der Papst schon einem Andern verliehen hat. Konradin stirbt auf dem Schaffot, und das hohenstaufische Haus ist erloschen.

Alle diese wichtigen Ereignisse haben wir im voranstehenden Buche gelesen, wir sahen den Glanz und die Entwürdigung des Reiches unter den Gibellinen. Zwei ihre Zeit weit überragende Geister, die beiden Friedriche, haben wir kennen gelernt. Sie wollten beide die Fesseln des Feudalismus und

der Hierarchie zerbrechen; aber es war ihnen unmöglich. Sie schritten ihrer Mitwelt voran, aber diese blieb zurück. Das Volk lag in tiefer Finsterniß, der Adel sorgte für seine Interessen; die Krone entbehrte eines nüzlichen gesezlichen Ansehens. Der Papst herrschte für seinen materiellen Vortheil über die schwankenden Gemüther. Von einer teutschen Einheit war keine Rede. Habsucht war die Triebfeder der Grossen; und dennoch hat sich aus diesem ewig verabscheuungswerthen Kampfe so manches Preiswürdige gestaltet, die Zeit schritt, wenn auch über Leichen und Verbrechen, dennoch vorwärts, und weder die Friedriche waren im Stande, sie über ihr Ziel hinaus zu bringen, noch vermochte der Papst sie aufzuhalten oder gar rückwärts zu führen. Der ritterliche Charakter des Mittelalters entwickelt sich mehr und mehr. Wir sehen einen besseren, wenn auch vorläufig nur theoretischen, Geist in die Partikulargesezgebungen kommen, es vermehren sich die Minnesänger, häufiger werden die Geschichtschreiber, der Bürgerstand erwacht plözlich zu einer höhern Würde, er gewinnt Bedeutung im politischen Staatsleben. Die slavischen Nebenlande werden mächtiger, verschmelzen sich mehr mit teutschen Verfassungen, Böhmen erhebt sich unter seinem Könige Ottokar zu einem bedeutungsvollen Reiche; kurz wir treffen in jener wolkenreichen Zeit dennoch manches glänzende Gestirn am politischen Horizonte. Aber was hätte dieses Teutschland werden können, wenn seine Verfassung eine Monarchie unter den Friedrichen gewesen wäre und wenn diese Hohenstaufen eben so eifrig für das teutsche Volk gearbeitet hätten, wie sie es für die Italiener und Sizilianer gethan haben! Eben aus der unseligen Herrschlust der Kaiser, das italienische Reich zum Vasallenstaat der teutschen Krone zu machen, stammte all' das fürchterliche Unglück, das unaufhaltsam über unser Vaterland hereingebrochen ist. Der Papst war nun einmal auch weltlicher Fürst und jedes scharf politische Auge konnte voraussehen, daß es ihm nicht gleichgültig sei, von irgend einer andern weltlichen Macht beschränkt zu werden, wie die

des Kaisers es wollte. Und jeder Kaiser, wenn er sich im Kampfe mit dem Papste befand, kämpfte mit ungleichen Waffen, und daher mußte jener auch über kurz oder lang dennoch unterliegen. Ihm fehlte das moralische Schwerdt, der Einfluß auf die Gemüther. Die Vorurtheilsfreien stimmten ihm freilich bei, aber deren waren Wenige. Ein Fürst muß aber bei seiner Politik die Massen, nicht die Ausnahmen, berücksichtigen. Wir mußten daher wohl die persönliche moralische Größe der Friedriche bewundern; aber auf der andern Seite konnten wir an der selbstsüchtigen Politik der Hohenstaufen in Beziehung auf Italien keinen Gefallen finden. Gut, daß wir nicht in jener Zeit leben.

Achtes Buch.

Die Zeit der Reichs- und Kirchenfreiheit.

Von 1273 — 1500 (1493).

Freiheit ist der Menschen leztes Ziel. Von Vielen wird dieses Ziel erkannt, von Wenigen erreicht.

Achtes Buch.

Die Zeit der Reichs- und Kirchenfreiheit.

Von 1273 — 1500. (1493).

§. 111.

Einleitung.

Es war eine schwierige Aufgabe, das Reich in einen Zustand von Ordnung und Gesezmässigkeit zurück zu bringen. Nur die Zeit konnte eine solche Aufgabe lösen. Das teutsche Volk hatte zu wenig einheitlichen Ernst, um diese Lösung auch nur versuchen zu wollen. Aber es gab denn doch auch patriotische Männer, die wohl einsahen, daß ein gewissermassen anarchischer Zustand entehrend für Teutschland sei. Allein alle diese hätten die Ordnung nicht wieder geschaffen, wenn nicht selbst das Papstthum durch die Uneinigkeit der Cardinäle wieder einer weltlichen Nebenmacht bedurft haben würde, und wenn nicht von Aussen sich Ungewitter zusammen gezogen hätten, deren Ausbruch sogar der Existenz des wenn auch nur noch sogenannten teutschen Reiches gefährlich gewesen wären. Wir lernen nun eine ziemliche Reihe von teutschen Königen und Kaisern kennen, die durchaus nicht ohne Verdienst für die Civilisazion ihrer Unterthanen gewesen sind. Wir sehen

den erneuten Kampf zwischen Papst und König, der aber schon nachtheiliger für den Ersteren wird. Wir lesen mit einem Worte die Geschichte der näheren Ursachen zur Reformazion.

§. 112.

XXI.

König Rudolf von Habsburg.

1273 — 1291.

Eine so traurige Zeit, wie die während des Zwischenreiches, hatte Teutschland noch nie gesehen. Man bedurfte für das teutsche Volk, wenn es fortan noch eine politische Bedeutung haben sollte, einer Krone, und Niemand wollte sie nehmen. Die Anarchie schien bald am Herzen des Vaterlandes zu fressen und nur noch an einem dünnen Faden hieng die germannische Existenz. Drei Jahre war auch sogar der heilige Stuhl vakant. Da wurde endlich doch Gregor X. zum Papste gewählt. Dieser, voll von tausend auf die Erweiterung seiner Macht abzweckenden Planen, dachte auf einen Kreuzzug und daher auch an einen teutschen König. Daß selbst für den heiligen Stuhl eine teutsche Anarchie schädlich sei, wußte er und darum befahl er im ernsten Tone, die Fürsten möchten zur neuen Königswahl schreiten, und würden sie es nicht thun, so sehe er sich selbst gezwungen, mit Beirath seiner Cardinäle ihnen einen König zu geben. Das half. Der Erzbischof Werner von Mainz schreibt auf Michaelis 1273 einen Wahltag nach Frankfurt aus. Die Fürsten kommen und wählen auf seinen Vorschlag den Grafen Rudolf von Habsburg zu ihrem Könige. Sein Vater war der Graf Albrecht von Habsburg, seine Mutter die Gräfin Heilwig, eine geborne Gräfin von Kiburg. Rudolf war geboren am 1. Mai 1218, zählte also bereits volle 55 Jahre, hatte viele Kenntnisse und nüzliche Erfahrungen gesammelt und war allerdings in vieler Beziehung der Würdigste zu einem teutschen Throne. Einstimmig hatte man ihn dazu gewählt. Er nahm die Wahl

an und wurde feierlichst in Aachen gekrönt. Bei der Krönung nahm er aus Mangel eines Szepters die Belehnung der Fürsten mit dem Kruzifixe vor. Hierauf ließ er friedfertige Schreiben durch's ganze Reich ergehen und hielt dann einen Reichstag in Nürnberg, trat in einzelnen Städten und Orten als oberster Schiedsrichter auf, erwarb sich das Vertrauen des Volkes und der Stände, und die Teutschen konnten sich rühmen, einmal einen Vater zum Könige zu haben, der zwar kein großer Politiker, aber doch ein Muster der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit für alle Regenten geblieben ist. Wir haben in der neuesten Zeit einen ähnlichen Fürsten in Teutschland gesehen, den König Max von Bajern.

Nachdem er nun die teutsche Krone auf sein Haupt gesezt sah, hatte er aber noch einen Nebenbuhler, den König Alfons von Castilien, und seiner Würde widersprach ferner der mächtige König Ottokar von Böhmen. Doch Rudolf war einmal von den teutschen Fürsten gewählt, und vertrauend auf die Rechtlichkeit seiner Krone schritt er auf der Bahn des Gesezlichen mit freiem teutschen Muthe fort, verachtete seine Feinde nicht, aber fürchtete sich auch nicht vor ihnen. Dem Papste schickte er eine Gesandtschaft und bat demüthigst um Anerkennung; doch Gregor X. zögerte. Alfons von Castilien und Ottokar von Böhmen hatten ja auch Gesandte an ihn geschickt. Der Erste sprach die schon längst erhaltene Würde neuerdings an, der Böhmenkönig aber bestritt die Gesezmässigkeit der Wahl Rudolfs und wünschte nebenbei selbst Kaiser zu werden.

Auf alle diese Anfeindungen der Gegner Rudolfs gieng jedoch der Papst nicht ein; sondern nachdem der neue König dem heiligen Vater die eidliche Zusicherung seines bündigsten Gehorsams gegeben hatte, erkannte er denselben an und befahl ihm, sich zur Kaiserkrönung bereit zu halten. In Lausanne kommen Papst und König zusammen, und Rudolf nahm hier aus der Hand Gregors X. das Kreuz und versprach, daß er auf Pfingsten 1276 nach Rom zur Kaiserkrönung kommen werde. Allein der Kreuzzug unterblieb und die Kaiserkrönung. Otto=

kar ließ nehmlich, troz der päpstlichen Anerkennung Rudolfs, seine Ansprüche nicht fahren, und König Rudolf sah sich deshalb auf dem Reichstage in Augsburg — Mai 1275 — gezwungen, die Reichsacht über ihn auszusprechen. Sie zu vollziehen war aber besonders deswegen schwierig, weil es im teutschen Reiche schlimm um den Heerbann stand und weil sich mit Ottokar mehrere Reichsfürsten verbanden, da Rudolf es gewagt hatte, auf dem Reichstage jene Güter, die dem Reiche gehörten, ihnen abzufordern. Jedoch brachte der König ein kleines Heer am Rheine zusammen und hoffte mit diesem andere kleinere und größere Haufen zu verbinden. Das Glück war schon mit dem Anfange seines Unternehmens. Heinrich von Niederbajern verließ nehmlich die böhmische Parthei und wendete sich auf die königliche, so mehrere von Rudolfs früheren Feinden. Selbst der böhmische Adel neigte sich auf Rudolfs Seite.

So standen die Dinge, als beider Heere an den Ufern der Donau sich erblicken. Zu einer Schlacht kommt es nicht, weil Ottokar nicht viel Vertrauen auf seine Böhmen hat. Es wird also Friede gemacht und darin bestimmt, daß die beiden Häuser zur Bevestigung desselben gegenseitige Heurathen schließen sollen. Ottokar empfing die Belehnung mit Böhmen und Mähren und kehrte heim, tiefen Groll im Herzen hegend gegen Rudolf, der bald zum Ausbruche kam. Heinrich von Bajern neigte sich wieder auf böhmische Seite und im Jahre 1277 stand der Krieg wieder vor der Thüre. Zwar sprach Papst Nikolaus III. den Bann über den Böhmen aus; allein Ottokar ließ sich demohngeachtet in seinem Rachedurst nicht irre machen. Die beiden Fürsten zogen wieder gegen einander und am 26. Aug 1278 begann die Schlacht auf dem Marchfelde. Rudolf siegte und Ottokar fiel.

König Rudolf hat durch diesen Sieg entscheidende politische Vortheile in Beziehung auf Teutschland errungen. Oesterreich gehört von nun an sein und er wird der Stifter des Habsburgischen Hauses. Fünf Jahre blieb er in Oesterreich, um die Verhältnisse dieses Landes zu ordnen und einstweilen die Für-

sten zu Gunsten seines Sohnes Albrecht zu stimmen. Hierauf übergab er diesem vorläufig die Verwaltung jenes Landes.

Im Dezember 1282 hielt er nun einen Reichstag in Augsburg und belehnte seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Kärnten, Steiermark, Krain, der windischen Mark und allen dazu gehörigen Hausgütern. Und von nun an sind die Grafen von Habsburg Fürsten des teutschen Reiches. Rudolf trat zwar bald nach der Belehnung seine Länder an den Bruder Albrecht ab, indem er die Aussicht auf eine andere Entschädigung erhielt. Diese Aussicht wurde aber nicht erfüllt. Als nun König Rudolf aus Oesterreich wieder ins Reich herauskam, hatten sich zahllose Fehden entsponnen, die endlich doch durch charaktervolle Beharrlichkeit des Königs geschlichtet worden sind, und seine Macht und das Ansehen seiner Krone wuchs von Tag zu Tag mehr. Er schlichtete einen Streit zwischen dem Grafen von Mömpelgard und dem Bischofe von Basel und zog mit einem tapferen Häuflein im Lande herum, um den Stolz der Grossen zu beugen und den Landfrieden aufrecht zu erhalten; denn Raubburgen gab's damals der Menge; die Zeit der Ritterromane. Dem Könige Wenzeslav von Böhmen gab er wegen seines Erzamtes eine Churstimme. Auch hätte er seinem Sohne Albrecht gerne noch das Königreich Ungarn verliehen, jedoch widersprach der Papst; endlich wünschte er auf dem Reichstage in Frankfurt seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger; aber die Fürsten verzögerten die Entscheidung, und darüber starb Rudolf am 15. Juli 1291 in Germersheim, als er eben nach Speier reisen wollte, im 73sten Jahre mit dem Rufe eines wohlmeinenden Fürsten, der von seinem Volke geliebt war und auch Liebe verdient hat.

Jedoch waren ihm manche Fürsten deswegen gram, weil er sein Haus aus dem Staube gehoben und die Grundlage seiner späteren Macht gewesen ist. Um so grösser steht er aber vor den Augen der Nachwelt, welche die Klugheit eines Fürsten auch mit der Pflicht eines Vaters zu vereinigen weiß. Einen Feind hinterließ er, den Erzbischof Gerhard von Mainz,

weil er dessen ungesezliche Rheinzölle aufgehoben hatte. Dieser Mann war auch vorzüglich Ursache, daß Rudolfs Sohn Albrecht nicht als römischer König anerkannt worden ist.

§. 113.

XXII.

König Adolf von Nassau.

1292 — 1298.

Erzbischof Gerhard von Mainz gab sich also nach Rudolfs Tode alle Mühe, die Churfürsten auf seine Seite zu bringen oder ihre Stimmen für seinen Vetter, den jungen Grafen Adolf von Nassau, zu gewinnen. Durch schlau angelegte Intriguen gewann er sie wirklich und Adolf wurde von Gerhard am 10. Mai 1292 zum teutschen Könige in Mainz ausgerufen. Durch diese Wahl bezweckte der geistliche Churfürst (Wahlfürst) einen künftigen Einfluß auf die Reichsgeschäfte, weil Adolf jung und schwach war. Der Eigennuz und die Selbstsucht hatten also diese Wahl geleitet. Dafür belohnte aber auch der neue König den schlauen Gönner mit allerlei Conzessionen und Anwartschaften. Geistliche und weltliche Große suchten sich auf Kosten der Krone durch diese oder jene Wahlbedingung zu bereichern. Das Wohl des Volkes kam, wie gewöhnlich, dabei nicht in Betracht.

Statt dem Könige bei dem allseitigen unruhigen, ja oft anarchischen Zustande des Reiches eine größere Macht einzuräumen, schmälerte man die schon bestehende, und die Folge war leicht abzusehen; die Verwirrungen mußten zunehmen.

Doch trat Adolf die Regierung muthig und gute Hoffnungen erregend an. Auf dem Reichstage in Köln 3. Okt. 1292 erneuert er den Landfrieden und söhnt sich mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich aus, gibt ihm die Belehnung, ertheilt dem teutschen Orden manche Privilegien, stellt mit Waffengewalt den Landfrieden in Schwaben her, bestraft die störrigen Friedensbrecher, kündigt sogar im Vertrauen auf englische Hülfe dem König Philipp von Frankreich die Fehde an,

weil die Franzosen schon seit längerer Zeit angefangen haben, ein Stück um's andere vom teutschen Reiche loszureissen, bestellt einen Statthalter in Italien, kurz er zeigt sich weit kräftiger, als man erwartet hatte. Aus dem Kriege mit Frankreich wurde durch Verweigerung der teutschen Fürsten und durch Vermittelung des Papstes Nichts.

Da nahm er sich aber vor, wie Rudolf einst gethan hatte, auch sich eine Hausmacht zu erwerben. In Thüringen gab's Unruhen, er fiel also mit einem Heere in dieses Land, eroberte einige veste Pläze 1295, zeigte sich aber in Behandlung der Gefangenen so grausam, daß man ihm einstimmig Verachtung zollte. Und von nun an war es auch um die halbe Größe Adolfs geschehen. Selbst sein früherer Gönner Gerhard zog sich von ihm zurük, weil Adolf es gewagt hatte, ihm die Versprechungen nicht zu halten. Es wurde daher mit Albrecht von Oesterreich vermittelt, um diesen zum Gegenkönige aufzustellen; der Papst stand als Lauerer im Hintergrunde und hielt es mit keiner Parthei. Er gab zwar den Churfürsten die Erlaubniß, eine neue Wahl vornehmen zu dürfen, läugnete aber auf Befragen Adolfs dieses ab.

Albrecht von Oesterreich zog also mit einem etwa 20,000 Mann starken Heere gegen Adolf durch Bajern und Schwaben und lagerte sich am Rheine. Die Churfürsten aber kamen in Mainz zusammen und sezten den König Adolf ab, erhoben dagegen den Herzog Albrecht, einen Habsburger, zur Königswürde. Dadurch war der offene Krieg ausgesprochen und die Erbitterung beider Theile auf den höchsten Grad gereizt. Es kam zur offenen Schlacht, in welcher durch Feindesliſt Adolf umringt, erschlagen, sein Sohn Ruprecht aber gefangen wurde. Adolf von Nassau war nicht der rechte Mann für einen teutschen Thron gewesen.

§. 114.

XXIII.

König Albrecht I. von Oesterreich.

1298 — 1308.

Albrecht war nur von drei Churfürsten, nehmlich Köln, Trier und Rheinpfalz, zum Könige gewählt worden und die übrigen hatten diese einseitige Wahl nicht anerkannt. Man mußte also diese Anerkennung zu Stande bringen. Der Erzbischof von Mainz glaubte nun, das könne am Besten geschehen, wenn Albrecht die Krone niederlege und sich neu wählen lasse. Auch Albrecht war damit zufrieden; denn er hatte sich durch allerlei Versprechungen und durch manche auf Kosten seiner Authorität gemachten Zugeständnisse bereits der Stimmenmehrheit versichert. So wurde er denn am 25. Aug. 1298 in Aachen gekrönt, seine Gemahlin Elisabeth aber am 16. November d. J. Sie war eine Stiefschwester des unglücklichen Hohenstaufen Konradin. Nun sendet Albrecht Gesandte an Papst Bonifazius VIII. nach Rom und läßt um Anerkennung bitten. Der Papst verweigert sie, und nun schließt sich König Albrecht an Frankreich an, verbindet seinen ältesten Sohn Rudolf, dem er das Herzogthum Oesterreich abgetreten hatte, mit der Schwester des französischen Königs Philipp, hebt die Unterhandlungen in Beziehung auf die Abtretung mancher Bezirke, die das schon damals eroberungslustige Pariser Kabinet unserem Vaterlande abgezwickt hatte, auf, und ladet sich dadurch den Haß mehrerer Churfürsten auf sich.

Allein Albrecht verbindet sich kluger Weise mit vielen Städten und zieht seine Hausmacht, ein stattliches Heer aus Oesterreich, an sich. Mit diesen Streitkräften eröffnet er den Kampf gegen die wider seine Gewalt übermüthigen Fürsten am Rheine, erobert eine Stadt und Burg um die andere und besiegt die Widerspenstigen insgesammt, indem er sich vorzüglich mit den Bürgern der Städte gut zu benehmen weiß.

Auch der Papst, als er das kräftige Auftreten des neuen Königs merkt, gibt nach und erkennt Albrecht als römi-

schen König am 30. April 1303, ermahnt die Fürsten, ihrem rechtmässigen Könige zu gehorchen und Albrecht versäumt dagegen nicht, dem heiligen Stuhle das demüthigste Antwortschreiben entgegen zu senden. Bonifazius VIII. fordert alsdann den frommen Sohn der Kirche zu einem Kriege gegen Frankreich auf; allein Albrecht weiß auf schlaue Weise zu unterhandeln und über den Unterhandlungen stirbt der aus Rom durch französische Intriguen vertriebene Papst am 11. Okt. 1303. Von nun an werden von Seite Frankreichs bei den Papstwahlen Bedingungen gemacht, die die spätere Unabhängigkeit der gallikanischen Kirche sichern. Im nächsten Jahre bereitete sich König Albrecht zu einem Kriege gegen Böhmen, dessen König Wenzeslav seine Hand nach Polen und Ungarn ausgestreckt hatte. Wenzeslav II. starb und sein Sohn Wenzeslav III. entsagte allen ferneren Ansprüchen auf Ungarn, wurde aber gegen Abtretung von Eger und Meissen, die nun an den ländersüchtigen Albrecht fielen, mit Polen belehnt.

Im Jahre 1306 wurde Wenzeslav III. ermordet, und nun ließ Albrecht I. seinen Sohn Rudolf zum Könige von Böhmen wählen, also ein neuer Erwerb für das habsburgische Haus. Allein Rudolf vermehrte durch Bedrückungen aller Art den Haß der Böhmen gegen Oesterreich, starb schon am 3. Juli 1307 und an seine Stelle wählten jene den Herzog Heinrich von Kärnten zu ihrem Könige. Albrecht I. rüstete sich also zum Kriege. Da hörte er die Ermordung Geßlers von Bruneck durch den Schwyzer Wilhelm Tell. Die Schweiz hatte sich von seiner drückenden Herrschaft zum Theil frei gemacht. Und nun kam noch ein anderer weit gefährlicherer Punkt in Betracht.

König Albrecht hatte nehmlich einen Brudersſohn, den Herzog Johann, mit keinem Lande entschädigt, und wir wissen, daß Johanns Vater Rudolf deswegen auf Oesterreich verzichtete, weil ihm Albrecht eine Entschädigung dafür versprochen hatte. Albrecht I. war jedoch übermüthig und ungerecht genug, die gerechten Forderungen seines Neffen nicht allein unberücksichtigt zu lassen, sondern sie sogar oft schnöde

abzuweisen. Mehrere Fürsten verwendeten sich beim Könige zu Gunsten Johanns; allein jener hielt den tief beleidigten Jüngling immer nur mit leeren Ausreden hin. Da verband sich der Herzog mit mehreren unzufriedenen Leuten, es kam eine Verschwörung zu Stande und König Albrecht I. wurde, als er von Brugk im Aargau zu seiner Gemalin nach Rheinfelden reiten wollte, unterwegs von den Verschwornen umringt und von seinem Neffen am 1. Mai 1308 ermordet. Die Verbrecher flohen, aber König Albrecht hatte wegen seiner Habsucht und Ländergier für sein Haus, dann und ganz besonders wegen der Bedrückungen seiner Unterthanen, keinen ehrenvollen Ruf hinterlassen.

§. 115.

XXIV.

Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg.

1308 — 1313.

Die teutschen Fürsten vernahmen, obgleich sie den König Albrecht nicht sonderlich geliebt hatten, seinen Tod doch mit dem jeder Mordthat gebührenden Abscheu. Albrecht hatte doch, wenn auch mit schonungsloser Gewalt, den Landfrieden behauptet; jezt brachen wieder Fehden im ganzen Reiche los. Aller Gemeinsinn war erloschen, und das teutsche Volk bestand kaum mehr dem Namen nach. Doch verbanden sich, um wenigstens nicht eine vollkommene Beute der Franzosen zu werden, die ohnehin immer lüstern nach den Ufern des Rheins blickten, mehrere teutsche Fürsten und begründeten die erste Wahlconföderazion. Aber es verflossen sieben Monate ohne König. Das freute Philipp den Schönen von Frankreich, er wollte Kaiser und sein Bruder Karl von Valois sollte römischer König, und dadurch also das alte Reich der Franken wieder hergestellt werden.

Einen solchen großartigen Plan ihres Königs lobten und bewunderten natürlich die französischen Grossen. Auch der Papst, der ohnehin in französischer Gewalt war, gab zu

dem Plane seines Protektors die Zustimmung, ja der heilige Vater suchte sogar selbst die teutschen Churfürsten zu dieser Wahl zu bewegen. Allein insgeheim rieth er davon ab. Man kam also den französischen Eingriffen auf das teutsche Reich zuvor und am 27. November 1308 wurde besonders auf Betrieb des Erzbischofs Peter von Mainz, Heinrich, Graf von Luxemburg, zum Könige der Teutschen gewählt, einer der besten Turnirer seiner Zeit, von dessen Friedensliebe und zugleich militärischen Talenten man alles Gute zur Glanzerhöhung des Reiches hoffen durfte.

Der neue König schickt nun eine Gesandtschaft an den Papst Clemens V. und bittet um Anerkennung und Kaiserkrönung. So weit hatten es die teutschen Könige schon gebracht, daß sie um die Existenz ihrer Authorität bitten mußten. Und der Papst wohnte selbst nicht mehr in Rom, sondern unter französischem Schuze in Avignon. Clemens V. kannte nun Heinrich VII. als römischen König an und versprach ihm sobald als möglich die Kaiserkrone. König Heinrich hielt darauf einen Reichstag in Speier, wo die Fürsten das Königreich Böhmen als erledigtes Reichslehen betrachteten und der König seinen Sohn Johann damit belehnte, ihn aber zugleich mit der jüngsten Schwester des verstorbenen Königs Wenzeslav II. vermählte, um dadurch ein größeres Recht auf obiges Lehen zu begründen. Selbst die Herzoge von Oesterreich wußte er in dieser Beziehung auf seine Seite zu bringen. Sie versprachen ihm Hülfe gegen Böhmen und Reisige zu einem Römerzuge. Auf diesem Reichstage saß der König auch gegen die Mörder seines Vorgängers zu Gericht. Die Mörder bekam man zwar nicht mehr; aber ihre unschuldigen Anverwandten wurden auf die grausamste Weise gestraft. Und nun wurde aufs nächste Jahr der Römerzug bestimmt. Der Papst drang darauf, italienische Gesandte luden den König ein und selbst die Teutschen zeigten sich willfähriger, als je, wieder einmal nach Rom zu kommen. Es werden also drei Heere ausgerüstet, eines gegen Böhmen, das andere ge-

gen den Landfriedenstörer Grafen Eberhard von Würtemberg, das dritte für Italien.

Am 24. Dezember 1310 zog Heinrich VII. in Mailand ein und wurde unter dem Jubel des Volkes zum Lombardenkönig gekrönt. Da sezte er an die Stelle der in ihrer Macht sehr gewachsenen Podestà königliche Statthalter, und das war das Zeichen der Empörung. Der König Robert von Neapel und insgeheim auch der König Philipp von Frankreich begünstigten dieselbe und Heinrich VII. mußte, wie viele seiner Vorgänger, eben auch zum Schwerdte greifen. Dadurch erwachte aber der alte Partheienhaß zwischen Welfen und Gibellinen nur um so heftiger, der König sah, daß sich der Kampf über seine Kräfte erstreckte und verfolgte nur sein nächstes Ziel, er gieng nach Rom ohne den Papst. Diese Stadt war zur Hälfte von den Truppen des Königs Robert besezt, und Heinrich VII. konnte daher nicht in der Peterskirche gekrönt werden. Die Kaiserkrönung fand also im Lateran durch die päpstlichen Gesandten statt am 29. Juli 1312. Hierauf verband sich der Kaiser mit König Friedrich von Sizilien und rüstete sich mit böhmischer und österreichischer Unterstüzung zum Kriege gegen den König von Neapel.

Da wurde er auf Betrieb des Königs von Frankreich vom Papste mit dem Banne belegt, scheint aber wenig darnach gefragt zu haben, denn seine Kriegsrüstungen werden auf's Eifrigste betrieben. Schon will er in's Neapolitanische einfallen, da stirbt er an Gift am 24. Aug. 1313, welches ihm ein Dominikanermönch im Kelche des Abendmahles beigebracht hatte. Kaiser Heinrich VII. hätte vermöge seiner ausgezeichneten Charakterkraft und sonstigen rühmlichen Eigenschaften für's teutsche Reich viel Gutes leisten können, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn ereilt haben würde.

§. 116.

XXV.

Kaiser Ludwig, der Bajer, mit den Gegenkönigen:

1) Friedrich dem Schönen von Oesterreich 1314—1330, und
2) Karl IV. von Luxemburg 1346 — 1347.

Im Ganzen 1314 — 1347.

Nach Kaiser Heinrich VII. Tode waren in Teutschland in Bezug auf eine neue Königswahl zwei Partheien, die Luxemburger und Habsburger. Jene wollten den König Johann von Böhmen, diese Herzog Friedrich den Schönen von Oesterreich. Höchst wenige dachten an den Herzog Ludwig von Bajern, der eben erst in der Schlacht bei Gammelsdorf den Oesterreicher besiegt hatte. Der Mann hatte nicht viel Geld, und die Churfürsten wählten nicht gerne ohne klingende Münze. Uebrigens waren der Oesterreicher wie der Böhmenkönig schon an und für sich für die teutsche Krone als Gegenkönige nicht wohl zu wünschen; denn Beide waren zu mächtig, und einen mächtigen König konnten die Grossen des Reiches deswegen nicht wünschen, weil er ihren Interessen, wie es wirklich schon oft geschehen war, nachtheilig sein konnte.

Aus diesen und vielleicht anderen persönlichen Gründen der Wähler und Kronkandidaten verzögerte sich auch die Wahl selbst; denn beide Bewerber wußten sehr gut, auf wie viele Stimmen der Eine oder Andere rechnen durfte. Johann, König von Böhmen, war im Hinblicke auf die Habsburger sogar geneigt, die Krone, die er für sich in Anspruch nahm, einem anderen, der weniger Macht als Oesterreich besäße, zu überlassen, um nur für seine politischen Zwecke keinen Eintrag fürchten zu müssen. Auf seiner Seite war sein Oheim, der Churfürst Balduin von Trier.

Beide suchten nun für ihr Interesse einen Dritten und fanden denselben in der Person des Reichskanzlers, Churfürsten Peter von Mainz. Derselbe mußte bei erledigter Krone jedesmal die Wahlfürsten versammeln und konnte nöthigen-

falls, wenn die Aussicht auf eine neue Wahl trübe war, auch Präliminarzusammenkünfte halten. Eine solche Präliminarkonferenz hielt er denn im Mai 1314; eine zweite im Juni, aber beide erfolglos. Die Partheien standen sich schroff gegenüber. Die Churfürsten von Mainz und Trier wollten unbedingt den König Johann, der Erzbischof von Köln aber den Herzog Friedrich. Auf der Seite dieses war denn auch der Herzog Rudolf von Bajern, und somit war an keine Ausgleichung zu denken.

Nachdem nun zweimal präliminariter fruchtlos verhandelt worden war, kamen die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier auf den Gedanken, von beiden Kronwerbern abzulassen und einen dritten, weniger mächtigen, aufzustellen. Zu diesem ihren Entschluße aber hatte die von Ludwig, dem Bajer, so glänzend gewonnene Schlacht bei Gammelsdorf sehr Vieles beigetragen. Allein Ludwig selbst dachte nicht im Entferntesten an diese Stimmung zweier Churfürsten. Es wurden geheime Berathungen zwischen den zwei geistlichen Fürsten gepflogen und endlich ward Ludwig, der Bajer, das Resultat derselben.

Man schickte sogleich heimlich Abgesandte an ihn, um seine Willensmeinung in dieser Beziehung auszuforschen. Allein der Antrag überraschte den bescheidenen Sieger des Oesterreichers so sehr, daß er nicht umhin konnte, manche Bedenken darüber zu äußern, vorzüglich aber sei es unrecht, meinte er, sich zum teutschen Könige wählen zu lassen, da er selbst dem mächtigeren Kronbewerber Friedrich, seinem Vetter, den Beistand versprochen habe, und dieses Versprechen, glaube er, nicht brechen zu dürfen, weil es noch dazu eidlich gegeben worden sei und er doch sein Gewissen nicht mit einem Meineide beflecken wolle. Diese Einreden waren jedoch bald beseitigt. Man bemerkte ihm blos, daß Friedrich von Oesterreich nicht einmal gewählt werden sollte und daher könne auch von seiner Seite keine Rede von einer Hinderung in Friedrichs Wahl sein; denn Ludwig habe sein Versprechen nur insofern geben können, als er nicht wissen konnte, daß er selbst ge-

wählt werden würde. Uebrigens möge er nur bedenken, daß es sogar nicht in seiner Politik liegen könne, daß der Oesterreicher zum teutschen Könige gewählt werde; denn eben Friedrich, eben Oesterreich sei dann des Bajerlandes ärgster Feind. Dieser leztere Grund besonders leuchtete dem unzeitig beschei-denen Ludwig ein und er gab seine Zusage zur Wahl. Die Herren Churfürsten schlossen hierauf ihre Bedingungen in Beziehung auf die Wahlkosten mit Ludwig ab; denn jeder Gewählte mußte zahlen, und nun sollte auch den nächsten 19. Oktober die Wahl selbst vor sich gehen.

In der Stadt Frankfurt nun wurde Ludwig IV., Herzog von Bajern und Pfalzgraf bei Rhein, Verweser von Niederbajern, zum teutschen Könige gewählt; Friedrich der Schöne von Oesterreich zu gleicher Würde von seiner Parthei in Sachsenhausen. Der Erstere hatte vier rechtliche Wahlstimmen: Mainz, Trier, Böhmen und Brandenburg: der Andere zwei: Köln und Pfalz; denn Rudolf, der Bruder Ludwigs, hatte statt seinem Bruder vielmehr dessen Feinde, dem Oesterreicher, seine Wahlstimme gegeben.

Der erwählte König der Teutschen, Ludwig, wurde sammt seiner Gemalin Beatrix am 26. November in Aachen, welche Stadt dem Friedrich ihre Thore verschlossen hatte, feierlichst gekrönt. Ludwig war in moralischer Beziehung allerdings dieser Würde werth. Mit seiner Erhebung war der Krieg dem Herzog Friedrich von Oesterreich und seinem Bruder Leopold erklärt, und dieses um so mehr, als sich Friedrich durch den Erzbischof von Köln auch zum teutschen Könige in Bonn, weil ihm Aachen verschlossen war, hatte krönen lassen. Selbst Ludwigs Bruder Rudolf suchte die Feindseligkeiten zu befördern dadurch, daß er sich Mühe gab, manche Städte demselben zu entfremden. Ueberdieß reizte seine Gemalin ihn immer mehr zur österreichischen Seite und machte dem Gemale mit eindringlichen Vorstellungen begreiflich, daß er der ältere Bruder sei, und daß es sich für einen solchen durchaus nicht zieme, dem Jüngeren Zeichen der Ehrerbietung zu erweisen, die

er dem Ludwig aber nicht versagen könne, wenn er ihn als König der Teutschen anerkennen würde.

Allein Ludwig, der Bajer, hatte seine königliche Laufbahn einmal betreten, und mit Kraft und Muth das Ziel auf derselben, die Anerkennung seiner Würde von allen teutschen Fürsten, zu erreichen, war sein unausgesetztes Streben. In diesem aber vermochte ihn sein Bruder nicht zu hindern. Alle Bajern waren ohnedieß mehr auf Seite des Königs, als auf der des Herzogs; denn alle wußten, daß ein Begünstiger der österreichischen Parthei die Liebe der Bajern in keinem Falle verdiene. Darum wurde auch Ludwig von den Bürgern Münchens bei seinem festlichen Einzuge am 15. April 1315 so herzlich empfangen, als je ein Vater von seiner Familie empfangen werden kann. Selbst Rudolf war seinem königlichen Bruder, obgleich er ihn nicht gewählt und nicht anerkannt hatte, entgegen geritten und Ludwig hatte ihn mit gewohnter Offenheit umarmt; allein Rudolf konnte seinen Groll nicht lange verbergen; jedoch war er von zu sanfter Gemüthsart, als daß er in einen offenen Kampf mit seinem Bruder hätte gerathen können.

Um eine Spannung zwischen den beiden Brüdern zu begründen, war aber auch folgender Punkt hinreichend. Ludwig hatte nehmlich vor seiner Wahl an die ihm ergebenen Wähler, ohne seinen Bruder zu fragen, Weinheim und Reichenstein in der Rheinpfalz verpfändet, bis er das versprochene Wahlgeld gezahlt haben würde. Rudolf mußte nun diese eigenmächtige Verpfändung allerdings übel nehmen, da er nur der eigentliche Herr jener Ortschaften gewesen war. Allein den neuen König rührte der Brudergroll insofern wenig, als er sich troz demselben von seiner einmal betretenen Bahn nicht entfernte. Er verlangte, als König der Teutschen, Ehrerbietung auch von seinem Bruder und wollte dieser dieselbe verweigern; so ermangelte der Monarch nicht, in gemessenen Ausdrücken den Säumigen auf seine Pflicht aufmerksam zu machen. Uebrigens hatten die Bajern Wohlgefallen an dem Glanze ihres neuen königlichen Hofes, und der dadurch ver-

dunkelte Herzog Rudolf wurde gezwungen, sein Hoflager von München nach Wolfratshausen zu verlegen. Dadurch schien der Bruderzwist sich zu vergrößern. Allein einige bajerische Bischöfe wirkten zum Besten des Vaterlandes auf das zarte Gewissen des älteren Bruders und die Versöhnung zwischen ihm und dem jüngeren kam zu Stande. König Ludwig belehnte seinen Bruder mit dem Herzogthume Bajern, nachdem er seine königliche Würde öffentlich anerkannt hatte, und nun war dem Gegenkönig Friedrich nur noch eine Stimme übrig. Allein er wollte die ihm fehlenden durch Waffengewalt ersezen.

Wirklich fiel ein österreichisches Kriegsheer im August 1315 vom Lech her durch Schwaben verstärkt in Bajern ein. Verheerungen folgten allen seinen Schritten. König Ludwig zog sich in das bevestigte Augsburg zurück und sammelte von hier aus seine Truppen. Es wurde dann mehrere Monate der Kleinkrieg geführt; endlich aber zog Leopold wieder nach Schwaben zurück, ohne etwas Namhaftes ausgewirkt zu haben. Bald darauf riefen die schweizerischen Angelegenheiten seine Fahnen und hier wurde er durch die Tapferkeit freier Gebirgsmänner gänzlich besiegt. König Ludwig erklärte hierauf die österreichischen Herzoge in die Reichsacht und ihrer Güter verlustig. Im Jahre 1316 führte der König mehrere kleine Kriege gegen österreichische Anhänger in Bajern und Schwaben, endlich einen sogar gegen seinen Bruder, der in sein vestes Schloß Vohburg sich zurückgezogen und von hier aus die österreichische Parthei oft namhaft unterstüzt hatte. Ludwig blieb troz seiner wenigen Kräfte Sieger, und Rudolf sah sich gezwungen, seine ohnedieß unselbstständige Regirung an König Ludwig ganz abzutreten und sich eine jährliche Pension dafür ausszezen zu lassen.

Im Herbste desselben Jahres wurden vom Könige und seinen Verbündeten einige Anhänger Oesterreichs in Franken und den Rheinländern gezüchtigt, die Stadt Landau aber, weil sie gegen Speier feindselig aufgetreten war, mit einer Kriegsentschädigung von 5600 Pf. belegt; und als Rudolf

die Fortschritte seines Bruders merkte und täglich mehr fühlte, wie wenig ihm die Bajern ergeben waren, weil er immer noch insgeheim zur österreichischen Parthei hielt, verließ er auch in demselben Jahre sein Vaterland. Das ihm in der Augustinerkirche zu Heidelberg errichtete Monument sagt, er sei am 19. Aug. 1319 gestorben. Er verlor sich aus dem öffentlichen Leben und aus der Geschichte. Einige sagen, er sei in Oesterreich, andere, er sei in England gestorben. Wahrscheinlich mußte er sich wegen seiner gegen den Bruder feindlichen Umtriebe flüchten und starb auf der Flucht.

Genug, König Ludwig ist durch seine Abtretung in eine weit günstigere Lage gekommen, als er es vorher war. Jezt konnte er über ganz Bajern verfügen. Oberbajern war sein unmittelbares und das den Oesterreichern stets ungünstige Niederbajern sein mittelbares Eigenthum. Dort war er Herr, hier Vormünder; für Beide ein hochgeachteter König. Uebrigens war ihm eine vermehrte Kriegsmacht auch höchst nothwendig. Die Oesterreicher hatten nehmlich, als sie in Schwaben, Franken und der Schweiz keine wirksamen Fortschritte machten, in Böhmen einen Aufruhr gegen den König Johann zu Stande gebracht, der gut berechnet war, und, wenn er vollendet würde, für Bajern und somit auch für die Existenz Ludwigs gefährlich werden konnte. König Johann dämpfte aber mit Hilfe des teutschen Monarchen denselben bald, und die Oesterreicher sahen von dieser Seite ihre Plane wieder gescheitert. Ein neuer Schlag drohte. Leopold suchte nehmlich, während sein Bruder Friedrich von Oesterreich aus gegen Böhmen wirkte, vom Rheine her gegen den teutschen König und seinen Anhang zu Felde zu ziehen. Allein, kaum waren die Böhmen beruhigt, und kaum hatten seine Grossen den König Ludwig anerkannt, als derselbe eiligst in die Rheinländer zog und den Oesterreicher aus allen seinen Stellungen verdrängte. Da nun der Erzbischof von Köln, welcher Friedrich dem Schönen seine Stimme gegeben hatte, merkte, daß die Macht König Ludwigs täglich im Reiche mehr anwachse, und er wahrscheinlich auch des beständigen Bürgerkrieges in seiner Nähe müde war;

so erklärte er sich für Ludwig und huldigte demselben, und nun hatte Friedrich, Herzog von Oesterreich, von allen rechtlichen Wahlstimmen keine einzige mehr für sich.

Allein die Oesterreicher gaben sich demohngeachtet nicht zufrieden. Sie suchten öffentlich und heimlich gegen ihren königlichen Feind zu wirken. Verschwörungen aller Art wurden angezettelt, von denen selbst bis in die Nähe Ludwigs einige drangen. Vergiftung drohte dem grossen Bajer auf jedem Schritte und zwar sein ganzes Leben hindurch. Leider weiß die Geschichte sogar von verbrecherischen bajerischen Gesinnungen.

Es war nehmlich im Jahre 1319, als die Oesterreicher von drei Seiten in Bajern einbrachen. Ludwig sammelte ein bedeutendes Heer und zog gegen den Inn. Bei Mühldorf wurde ein Lager geschlagen. Plözlich verbreitete sich das böswillige Gerücht, König Ludwig sei ermordet, und die Oesterreicher stürmen auf allen Punkten über den Inn in Bajern ein. Das Gerücht war im bajerischen Lager entstanden und konnte somit nur von Bajern selbst, die ins österreichische Interesse gezogen worden waren, ausgestreut sein. Wirklich flohen bei dieser Nachricht beinahe alle Soldaten, und Ludwig sah sich zulezt nur von einem kleinen aber treuen Häuflein Münchner und Regensburger Bürger umgeben, unter derer Bedeckung er nach München, welche Stadt damals schon bevestiget war, entfloh. Jene böswillige Parthei sah dadurch ihre Hauptabsicht, die Gefangennehmung des Königs, zwar vereitelt, aber die Nebenabsicht erreicht. Die Oesterreicher fanden keinen Widerstand mehr und drangen überall in's Land. Da zogen aber die Franken schaarenweise ihrem geliebten Monarchen zu Hilfe und entsezten sogar München, welche Residenz die Oesterreicher zu belagern suchten. Durch sie und durch die Regensburger wurde für Diesesmal der König vom Verderben gerettet; denn die Lezteren hatten dem Gegenkönige Friedrich ihre Thore verschlossen und durch manche glücklichen Ausfälle ihn gezwungen, mit seinem in Bajern geraubten Gute wieder nach Hause zurück zu kehren.

Selbst die Niederbajern, die doch sonst immer den Haß gegen die Oesterreicher auf den Lippen getragen hatten, waren bei allen Räubereien derselben ruhig geblieben; denn der junge niederbajerische Herzog Heinrich war leider auch ein Freund der Oesterreicher und der niederbajerische Adel trug seinen alten Groll gegen König Ludwig im Herzen fort. Darum raubten auch die Oesterreicher nicht den Adel, sondern nur die dem König ergebenen Bürger und Landleute aus. Die Folge dieses lezten unglücklichen Krieges war, daß Ludwig sein Vertrauen auf seine sogenannten bajerischen Freunde verlor und sich im Auslande Rath holen mußte.

Zu den Franken nahm er seine Zuflucht. Wirklich strömten ihm dorther und von den Rheinländern allerseits tüchtige und brave Ritter zu.

Bei so unerwarteter günstiger Lage erholte sich auch das Gemüth des hintergangenen Königs dergestalt, daß er den Krieg mit erneuerter Kraft gegen seinen Erzfeind fortsezte. Mehrmals wurde Leopold in den Rheinlanden besiegt, und die Macht des Königs vergrößerte sich mit jedem Tage. Im Frühjahre 1321 standen die Verhältnisse zwischen beiden Partheien so, daß Ludwig bei weitem der mächtigere Theil war. Allein jezt drohte schon ein dritter Kampf.

Johann XXII. saß nehmlich auf dem päpstlichen Stuhle und wollte keinen der erwählten teutschen Könige anerkennen. Sein Verweigerungsgrund war der, den schon Papst Innozenz IV. und Clemens V. ausgesprochen hatte: „der Papst allein könne, als Oberherr der kirchlichen und weltlichen Gewalt im Himmel und auf Erden, den erledigten Königsthron in Teutschland und Italien besezen.“ Zum Beweis, daß er es konnte, verwarf er wirklich beide Könige und sezte über Italien einen eigenen Reichsverweser, den neapolitanischen König Robert. Allein die Italiener wollten sich in die allgewaltige Macht des Papstes nicht so leicht fügen, als er glaubte. Ganz Oberitalien erklärte sich für unabhängig, sobald Robert erschien, und die päpstlichen Plane waren somit

in dieser Beziehung vereitelt. Der Krieg begann in Italiens glücklichen Fluren, und Robert wurde sammt seinem Helfershelfer, dem natürlichen Sohne des heiligen Vaters, Cardinal Bertrand de Pojet, auf allen Punkten geschlagen. Der Papst aber ließ sich troz den Schlägen, die seine Kreuzarmee erhielt, nicht irre machen, seine herrschsüchtigen Plane weiter zu verfolgen. Er suchte Friedrich den Schönen in sein Interesse zu ziehen. Leere Versprechungen und viel Geld bewirkten bei diesem den Entschluß, ein österreichisches Hilfsheer nach Italien zu senden. Allein die italienische Parthei, der es eben so wenig als dem Papste an Geld fehlte, schickte auch tüchtige Summen nach Oesterreich und unterstüzte dieselben mit gewichtigen Gründen, so daß Friedrich seine Armee zurückzog, oder vielmehr auch zurückziehen mußte, indem Ludwig und sein Verbündeter, Johann von Schwaben, sich thätiger, als je, zu einem Kriege gegen Oesterreich rüsteten.

Es war das verhängnißvolle Jahr 1322, als Friedrich ein Heer in Oesterreich, Leopold eines in Schwaben und Elsaß sammelten, beide größer als je, um, wie sie glaubten, mit einem Schlage den Bajer — so nannten sie den König Ludwig — zu überwältigen. Allein der König hatte, während sich seine Erzfeinde rüsteten, auch nicht geschlafen. Bajern und Böhmen, Franken und Rheinländer hatten nicht gesäumt, ihre Schaaren dem überall geliebten Könige zu senden. Gegen 70,000 Fußgänger und 1800 Reiter kamen aus allen Theilen des Reiches herbei und boten dem bedrängten Fürsten ihre Hilfe an. Eben so stark waren aber auch Ludwigs Feinde. Das Entsezen schritt überall vor ihnen her. Selbst in eigenem Lande begannen sie Raub und Plünderung. Verbrechen aller Art besudelten ihre Hände. Nichts Heiliges wurde verschont. Kirchen und Kapellen ohne Rücksicht auf ihre höhere Bestimmung durchraubt und durchplündert. Auf die verbrechenvollste Weise und die schaamloseste Art wurden selbst geweihte Hostien behandelt. In Nonnenklöster brachen sie ein und schändeten züchtige Frauen und Schwestern. Das Bajerland am Inn war allenthalben verheert; die Einwohner geflohen

und die Geflüchteten vermehrten überall hin Furcht und Entsezen. Man glaubte die Hunnen kämen wieder. Ganz Niederbajern stand unter den Waffen, kein österreichisch Gesinnter durfte sich blicken lassen. Die Erbitterung war auf's Höchste gestiegen.

Da kam die Nachricht, daß die Oesterreicher sich bei Mühldorf am Inn verschanzt hätten. Die Bajern und ihre Bundesgenossen, die Böhmen sammt allen andern Hilfstruppen des teutschen Königs, stellten sich dagegen vor Ampfing an dem Bächchen Isen auf, und waren dadurch gegen West von Wäldern und Bergen gedeckt. König Ludwig und König Johann hatten ihr Hauptquartier in dem Dorfe Ampfing selbst. Kein Theil wagte eine Schlacht; Freund und Feind bedurften Verstärkungen. König Ludwig erhielt sie über Bajern; der Gegenkönig Friedrich erwartete seinen Bruder Leopold von Schwaben her. Am 27. September 1322 erhielten die beiden Könige Nachricht von dem Aufbruch des leopoldinischen Heeres über den Lech; dasselbe zählte 20,000 Mann. Erwarten durfte man eine solche Verstärkung für die Oesterreicher nicht. Durch sie wäre ohne Zweifel der Sieg gegen König Ludwig entschieden worden. Man hielt im bajerischen Lager nach erhaltener Nachricht einen Kriegsrath und es wurde einstimmig der Angriff auf den folgenden Tag vestgesezt. Auch Friedrich wollte die Schlacht annehmen, obgleich sich seine Feldobersten alle Mühe gaben, ihn von diesem Entschlusse abzubringen und ihn eher zu vermögen, sich scheinbar zurückzuziehen, bis sich das Heer seines Bruders mit dem seinigen verbunden hätte. Allein Friedrich wußte eben nicht, wann und wie diese Verstärkung zu ihm gelangen könne, da der Abt Volkmar von Fürstenfeld Leopolds Boten gefangen und die Briefe an König Ludwig gesendet hatte. Friedrich wußte demnach durchaus nicht, wie er mit der brüderlichen Verstärkung daran war, und übrigens beharrte er auf der Schlacht, in der überzeugenden Meinung, seine Tapfern würden jedenfalls die Feinde werfen, da sie schon manches Häuflein früher geworfen hatten. Allein König Ludwig hatte nicht vergessen, schon am Abende des 27.

Septembers alle Anordnungen zu treffen, daß ihm nichts Nachtheiliges widerfahren könnte. In der Nacht noch wurde den Oesterreichern der Rückzug über den Inn abgeschnitten; der linke Flügel des königlichen Heeres, der aus Böhmen und Niederbajern bestand, bei Mettenheim am rechten Ufer der Isen unter dem Oberbefehle des Königs von Böhmen und des niederbajerischen Herzogs Heinrich aufgestellt; nördlich von Ampfing aber auf einer Wiese, die man heute noch die Fechtwiese nennt, stand König Ludwig mit seinen kampfrüstigen Schaaren. Alle königlichen Insignien hatte er abgelegt und nur einen gewöhnlichen Wappenrock beibehalten, aus Vorsicht, um unerkannt zu bleiben, vielleicht auch aus Furcht, wenn ihn der Feind erkennen würde, getödtet zu werden. Jedenfalls war dieser Anzug zweckmässig. Ein Laufer und eilf Ritter machten seinen persönlichen Schuz aus. Alle Bajern und ihre Bundesgenossen vertheidigten seine Krone, und nun nahte der dämmernde Morgen und mit ihm die Schlacht bei Ampfing.

Es war der 28. September des Jahres 1322, ein Tag des Ruhms für die Geschichte. Kein Wölkchen trübte den Himmel, und klar, wie das Gewissen des Königs, stieg die Sonne vom Ost herauf. Hoffend blickte der treffliche Bajer zum Aether, und seufzte für seine gerechten Wünsche sich Erhörung vom Lenker der Schlachten. Mit glücklicher Zuversicht mahnten beide Könige ihre Truppen zum Sieg oder zum Tode.

Da hatte auch schon die Schlacht begonnen. König Johanns Schaaren flogen mit der Schnelle des Blizes in die feindlichen Reihen, und gräßlich wütheten der Ungarn wohl treffende Pfeile. Das königliche Roß stürzt; mit ihm 500 seiner besten Reiter und an ihrer Spize der König. Ein Oesterreicher, ein geheimer Freund des Gefallenen, hilft ihm wieder auf's Pferd, und der König entflieht, mit ihm zurück die Seinigen. Aber Heinrichs Niederbajern halten sie auf. Die Oesterreicher stürmen fürchterlicher heran. Heiß brennt die Sonne, heisser noch die Schlacht; wie auf dem linken, so auf dem rechten Flügel und hier noch wüthender;

denn gegen ihn steht der tapfere Friedrich selbst, überall das blutende Schwerdt in der Hand an der Spize der Seinen. Achthundert Harnische stürzen allenthalben mit ihm, dem prächtigen Krieger, in die tapferen Reihen der Ludwigischen. Er siegt und wird besiegt. Das Schlachtfeld ächzt von Feinden und Freunden; die Wuth begeistert Alle.

Endlich weichen auch auf dem rechten Flügel die Bajern. Wie rasend war Friedrich in ihre Linien gestürzt, um seinen Erzfeind, Ludwig, zu finden. Er fand ihn nicht; aber Hunderte der Bajern hatten für ihn schon den Tod gefunden. Schon neigt sich der Sieg auf die Seite des tapferen Friedrich. Die bajerischen Fußvölker und Böhmen weichen. Das Siegesgeschrei brüllt dumpf aus tausend Kehlen der Oesterreicher. Da dringen herab von den Bergen und heraus aus den Wäldern die muthigen und noch unerschöpften Ritter aus Franken. Mit ihnen nochmal vorwärts die gewichenen Bajern und Böhmen. Fürchterlicher wüthet die Schlacht; der Mittag ist angebrochen. Das Schlachtfeld wird von den Königlichen mehrmals genommen und verloren. Beide Heere ermüden; der Sieg neigt sich vollkommener auf Oesterreichs Seite. Da naht von West ein Haufe von Rittern, Oesterreichs Fahne an ihrer Spize. Ein donnernder Freuderuf durchhallt die österreichischen Kämpfer; sie glauben zu sehen die siegentscheidende Fahne Leopold's.

Leopold kommt nicht; aber heranflogen die wüthenden Reiter des Burggrafen von Nürnberg. Schweppermann, der oberste Befehlshaber des königlichen Heeres, ordnet die Kommenden eiligst zur Schlacht. Auf beiden Flügeln beginnt sie fürchterlicher wieder zu brausen. Das Schlachtfeld wird von den Feinden geräumt, die Ungarn geworfen, Herzog Heinrich, Friedrichs Bruder, gefangen, König Friedrich selbst verlassen, die Seinigen sind geflohen, geschlagen auf allen Punkten und der Sieg für den König auf die glänzenste Weise entschieden. Allein kämpfte der tapfere Held, der ruhmvolle Friederich, auf dem lang behaupteten Plaz der Ehre. Da stürzte sein Pferd, mit ihm der glänzende Ritter; keiner der Seinen um

ihn mehr. Wohl strömten die Bajern heran, heran die Sieger, der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit seiner riesigen Schaar, Entsezen werfend in die fliehenden Feinde. Aber keiner kam, um den dahin geworfenen König Friedrich zu befreien.

Plözlich erschien auf stampfendem Rosse ein Rittersmann von der tapferen Schaar der Nürnberger, um den Preis der Schlacht zu fangen. Konrad Rindsmaul, Pfleger in Neustadt an der Aisch, hieß der glückliche Ritter. Wer bist du, fragte der stolze Besiegte? Ich bin ein Dienstmann des Burggrafen von Nürnberg, des tapferen Friedrich. Friedrich kam, und der österreichische Held gab ihm sein blutiges Schwerdt. Der hohe Gefangene wurde sodann zum Könige Ludwig geführt, der ihm sagte: Willkommen Vetter, mit vieler Freude biete ich euch meinen Gruß. Friedrich schwieg; denn er hatte noch am Morgen gehofft, seinen Gegner in eigenem Zelte so grüßen zu können.

Die ewig denkwürdige Schlacht bei Ampfing hatte auf solche Art geendet. Der Abend brach an. Die Feinde hatten das Schlachtfeld geräumt; vierzehnhundert Edle aus Oesterreich waren gefangen, unter ihnen die mächtigen Führer der Feinde, König Friedrich und Herzog Heinrich. Jener wurde dem Vizthum, Ritter Weigl, zur Verwahrung auf der Burg Trausniz bei Nabburg, dieser dem König Johann übergeben. Mit Achtung wurde jener behandelt, dieser mit Ketten belastet nach Bürgliz geführt. Jener beinahe drei Jahre, dieser acht Wochen gefangen gehalten. Leopold trat nach so entscheidenden Schlägen mit seinem Heere den Rückzug an, und so war denn der drohende Krieg entschieden, entschieden für Recht und teutsche Wahlfreiheit. Beinahe alle Reichsfürsten huldigten jezt dem siegreichen Könige. Selbst aus Italien kamen Fürsten und erhielten Reichslehen. Belohnt wurden Ritter und Bürger, wenn sie sich im Kampfe ausgezeichnet hatten. Uebermässig entschädigt wurde König Johann von Böhmen.

Aber auch der Sieger vergaß sich nicht; er verlieh nach den Grundsäzen Rudolf's von Habsburg Brandenburg an

seinen Sohn Ludwig, und suchte sich durch Heirathen mit Häusern zu verbinden, die seiner Sache nüzlich werden konnten. Bald hatte er keinen oder nur sehr schwache Feinde um sich. Allein ein grösserer, als alle, erstand gegen seine heranwachsende Macht in dem heiligen Vater. Vorher aber sollte der Friede mit Oesterreich hergestellt werden. Leopold erbot sich, dem König Ludwig zu huldigen und seine Länder von ihm zu Lehen zu nehmen. Ludwig aber forderte mehrere Reichsstädte zurück, die dem Oesterreicher schon gehuldigt hatten. Leopold that's nicht und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Ludwig hielt sich vielleicht bei schnell errungener Macht zu sicher. Er sendete Truppen im Jahre 1323 nach Italien und schlug die Anhänger und Soldaten des Papstes. Mailand wurde besezt und wieder zum teutsch-römischen Reiche gezählt. Solches ärgerte den Papst, der Italien schon an den Neapolitaner vergeben hatte. Von dieser Zeit an war und blieb Johann XXII. der unversöhnlichste Feind des Königs. Plözlich erschien ein Schreiben des Papstes aus Avignon: Ludwig müsse erst vom Papste approbirt werden und bis zu dieser Approbazion dürfe er nicht regiren. Das war genug gesagt.

Ludwig protestirte auf einem Reichstage in Nürnberg gegen ein solches Verfahren und diese Protestation wurde in ganz Teutschland bekannt gemacht. Sie lautete im Wesentlichen wie folgt:

„König Ludwig sei, wie seine Vorfahren, ein treuer „Anhänger und Beschüzer der römischen Kirche. Er „habe, wie sie, die pflichtgemäße Ehrfurcht vor dem „Papste. Er trage aber auch die eidliche Pflicht, seine „eigenen königlichen Rechte zu schüzen und die Würde „des Reiches aufrecht zu erhalten. Daher müsse er „auch sogar päpstlichen Einsprüchen, insofern diese „seine eidliche Pflicht verlezen wollen, gehörig begegnen. Es sei eine rechtswidrige Behauptung, daß ein „durch Stimmenmehrheit erwählter römischer König „die Bestätigung des Papstes erst nachsuchen müsse,

„wenn er gültig regiren wolle. Ein nach den Gesezen „des Reiches erwählter König sei auch ohne die Zu„stimmung des Papstes schon wirklicher König. Der „Papst habe dabei kein anderes Recht und keine an„dere Pflicht, als den erwählten König zum römischen „Kaiser zu krönen; und wenn er ihn dazu nicht krönen „wolle, so sei er deswegen doch König und regirender „Herr. Er habe sich den Titel eines römischen Königs, „wie die päpstliche Ausschreibung sagt, nicht angemaßt. „Seit zehn Jahren sei er König von Teutschland in „der That, und noch habe bis jezt der heilige Vater „seiner Würde keinen Einspruch gethan. Er habe „Truppen nach Italien gesendet, um dort seine eigenen „Rechte sicher zu stellen. Nicht den Viscontis habe er „geholfen; sondern seine eigene Macht in Mailand gel„tend gemacht. Ob die Visconti Kezer seien, dar„nach frage er nicht; nur wisse er wohl, daß man „oft diejenigen Kezer nenne, welche es wagen, den „übertriebenen Ansprüchen des Papstes zu begegnen. „Nicht dem Papste, sondern dem teutschen Reichsver„bande gehöre Oberitalien. Es sei des Königs Pflicht, „die teutschen Majestätsrechte dort nicht untergehen zu „lassen. Daß er seine Waffen in jene Länder getragen „habe, daran trage die päpstliche Parthei zuerst die „Schuld. Uebrigens sei der Papst durch seine rechts„widrigen Anmassungen gegen die weltliche Gewalt, „durch sein auffallendes Bestreben, dieselbe der geistli„chen unterzuordnen, allein Ursache, daß Irrthümer, „Verwirrungen und sonstige tiefgreifende Uebel aller Art „entstehen. Er als König, als Schuzherr der Kirche, „habe die Pflicht, allen ähnlichen Eingriffen offenen „Widerstand entgegen zu sezen, und im Falle man „ihm rechtswidrigen Prozeß machen wolle, sich auf die „Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung „zu berufen, wo er als Oberhaupt des Reiches sich „einfinden werde.“

Allein alle diese vorgebrachten Einreden halfen Nichts. Der Papst beharrte auf seinem Grundsaze, es gehöre zu seinen Befugnissen, ein erledigtes Reich zu besezen, und das Reich sei wirklich erledigt, weil nicht er es besezt habe. Auf seine Seite traten nun alle Feinde des Königs, und sogar Johann, König von Böhmen, fiel von Ludwigs Parthei ab, weil er aus dem lezten Kriege nach seiner Habsucht nicht belohnt genug hervorgetreten war. Uebrigens wartete der heilige Vater noch zwei Monate zu, um zu sehen, ob König Ludwig die Krone niederlege. Er that's nicht, und der Papst begann seine Feindseligkeiten gegen den Widerspenstigen, wie er ihn nannte. Es wurde ein Kongreß in Avignon von den Feinden Ludwigs, geistlichen und weltlichen Gelichters, unter dem Vorsize des Papstes gehalten. Der Kongreß entschied die Exkommunikazion des teutschen Königs. Die päpstliche Bannbulle wurde allenthalben hin versendet.

Aber viele Bischöfe blieben dem Könige treu. Der ganze Minoritenorden in Teutschland war auf Ludwigs Seite; denn auch er war von dem heiligen Vater exkommunizirt worden, und warum? Weil er predigte und wollte, daß ein christlicher Priester, nach den Grundsäzen der Armuth des Erlösers, kein Eigenthum, sondern nur die Nuznießung fremden Eigenthumes haben dürfe. Allein sie fragten wenig nach päpstlichem Zorne, vielmehr gaben sie sich alle Mühe, die Authorität des Papstes in den Augen des Volkes, auf welches sie einen großen Einfluß übten, zu verdächtigen. Daher machten auch die Bannbullen des heiligen Vaters nicht die gewünschten Fortschritte. Ludwig aber wurde in seinen Handlungen ernster und strenger, als je. Gegen die Bannbulle erschien vom Könige aus eine gründliche Protestazion. Der Papst exkommunizirte ihn dagegen zum Zweitenmale. Der Bürgerkrieg brach aus. Päpstliche und königliche Partheien trugen widerholt das Schwerdt der Vernichtung in allen Gauen Teutschlands gegen einander.

Allein Ludwigs Charakter glänzte von nun an in einem um so schöneren Lichte, je dunkler der des heiligen Vaters

geworden ist. Nach der unglücklichen Belagerung von Burgau, und nachdem die Macht seiner Feinde, besonders die Leopold's, immer mehr wuchs, trat der König in das Zimmer seines redlichen Gefangenen auf der Trausniz und söhnte sich mit Friedrich, wie ein Bruder mit dem anderen, am 13. März 1325 durch einen feierlichen Eid gegenseitiger Hülfeleistung gegen alle Feinde des Königs aus. Friedrich wurde seiner Haft unter der Bedingung entlassen, daß er, im Falle sich sein Bruder nicht mit dem verfolgten Könige aussöhnen würde, wieder zurückkehren werde. Die Aussöhnung erfolgte nicht, und Friedrich kehrte nach München zurück, obgleich der Papst ihn von allen seinen Eiden gegen den gebannten König entbunden hatte. Ein gutes Gewissen war ihm lieber, als der Beifall des Papstes.

König Ludwig lebte dagegen von nun an wie ein Bruder mit Friedrich. Beide schliefen in einem Bette, assen an einem Tische und arbeiteten für die Wohlfahrt eines einzigen Reiches. Die ganze Welt staunte über solche Redlichkeit, und der Papst wollte das Mährchen, wie er es nannte, nicht glauben, bis ihm die Nachricht dieser glänzenden Handlungsweise von allen Seiten gemeldet wurde. Statt dieses Betragen der beiden Fürsten ehrend anzuerkennen, gab er sich vielmehr alle Mühe, sie zu trennen. Die Folgen dieses Strebens wurden aber vernichtet durch den ewig merkwürdigen Vertrag Beider, künftig gemeinschaftlich regiren zu wollen. Der Vertrag wurde sogar einer Reichsversammlung zur Bestätigung vorgelegt. Dabei wurde bestimmt, Ludwig sollte nach Italien gehen und sich dort zum Kaiser krönen lassen, Friedrich aber möge König von Teutschland bleiben. Bevor dieser Plan ausgeführt wurde, starb Leopold am 27. Februar 1326. Jezt genoß Ludwig das unaussprechliche Vergnügen, auf einem Reichstage in Speier sich von allen teutschen Fürsten anerkannt zu sehen. Der Papst staunte; die Hierarchie der römischen Curie seufzte unter ihrem ersten Schlage. Alle Fürsten, selbst der Böhmenkönig, versprachen ihre Hülfe zum kommenden Römerzuge.

Im Frühling des Jahres 1327 begann derselbe. Ueberall wurde der treffliche Fürst mit Begeisterung empfangen. Am Pfingstfeste desselben Jahres wurde Ludwig in Mailand mit der eisernen, seine Gemahlin mit der goldenen Krone der Lombardei gekrönt. Der Papst wurde, wo der König hinkam, für einen Erzkezer erklärt, und die geistliche Herrschaft gerne der weltlichen untergeordnet. Troz den feindseligen Widerstrebungen des Papstes durch seine Parthei, hielt König Ludwig am 7. Jäner 1328 seinen feierlichen Einzug in Rom und am 17. Jäner erfolgte seine Krönung zum römischen Kaiser in der Peterskirche. Sobald er zu dieser Würde erhoben war und Boten ihm Nachricht aus Teutschland brachten, daß Papst Johann sich alle Mühe gebe, die Flammen des Bürgerkrieges überall anzufachen, seine Bemühungen aber an teutscher Treue gegen Kaiser Ludwig scheiterten, ließ er den Jakob von Cahors, der sich Papst nannte, absezen und an seine Stelle wurde Nikolaus V., früher Peter Ragnalucci genannt, erhoben; dadurch aber die Erbitterung beider Partheien vermehrt. Die johannitischen Anhänger brachten es wirklich zu einem Aufruhre in Italien, welchem der Kaiser und der neue Papst weichen mußten. Der Kaiser zog sich nach Pisa zurück und mußte sogar Mailand, wo er im Frühlinge mit so vielem Jubel gekrönt worden war, belagern.

Leider begünstigte selbst sein Neffe, der niederbajerische Herzog Ruprecht, die Parthei Johanns XXII. Die Ursache dieser Begünstigung lag in der Weigerung des Kaisers, ihm sein Erbe, obgleich er schon mündig war, herauszugeben. Am 4. August 1329 kommt endlich in Pavia, wohin der Kaiser seine Residenz verlegt hatte, ein Vertrag zu Stande, vermöge welchen Vertrages die drei Neffen des Kaisers, Rudolf, Ruprecht I. und Ruprecht II., die Rheinpfalz und die obere Pfalz zur Regirung erhalten, und zwischen dem eigentlichen Bajern und ihnen die Churwürde wechseln soll, ferner nach Abgang einer Linie die andere Erbin werde. Dieser Vertrag ist merkwürdig in Beziehung auf die staatsrechtlichen Verhältnisse der Wittelsbacher Linien. Hierauf kehrte der Kaiser nach Teutsch-

land zurück und traf in München am 16. Februar 1330 ein, als König Friedrich am 20. Jäner d. J. schon gestorben war. Er fand seine Freunde noch immer in großer Zahl, und muthig leisteten sie Widerstand den furchtbaren Anmassungen des Papstes. Beinahe alle Städte waren auf seiner Seite, und er tröstete sich über seine Verluste in Italien mit der Treue seiner teutschen Völker. Vollkommen söhnte er sich mit den österreichischen Prinzen und Herzogen aus und verlieh dem König Johann die Reichsverweserschaft in Italien.

Hier aber suchte derselbe, auf eigenen Namen hin, die Vollmachten des Kaisers bei Seite zu sezen und sich zum Könige des Landes aufzuwerfen. Ein Reichstag bestimmte seine Vorladung. Johann erschien wirklich vor dem Kaiser, während Herzog Otto von Oesterreich statt des Böhmenkönigs Italien prokurirte. Allein Johann söhnte sich bald mit Ludwig aus und übernahm sein altes Amt wieder, auch versprach er dem Kaiser, eine Versöhnung zwischen ihm und dem Papste auszuwirken.

Während er jedoch dieses sein Versprechen sogleich erfüllen wollte, überzog der Oesterreicher Böhmen, und in Niederbajern brachen wieder Streitigkeiten aus, die zulezt unter den herzoglichen Brüdern zu einem offenen Kriege führten, der jedoch durch den Tod des Herzogs Heinrich geendet wurde. Und nun sollten die Verhandlungen in Beziehung auf eine Aussöhnung mit dem Papste eifriger beginnen und fortgesezt werden. Dazu erbot sich auch der König von Frankreich. Allein weder er noch der italienische Reichsverweser Johann von Böhmen meinten es mit dem Kaiser redlich. Beiden war es nur um die Vergrösserung ihrer Macht zu thun. Dem Papste war daran gelegen, daß seine einmal ausgesprochene Authorität aufrecht erhalten werde, und zu diesem Zwecke war ihm kein Mittel zu heilig. Er versprach somit dem herrschsüchtigen und ränkevollen Böhmenkönig Johann die Reichskrone zu verschaffen, wenn er den Kaiser zur Verzichtleistung auf das Reich bewegen würde. Johann versprach's. Ludwig ließ sich von dem treulosen und hinterlistigen Könige

irre führen und stellte eine Verzichturkunde zu Gunsten seines Neffen Heinrichs von Niederbajern aus; nahm sie jedoch, als er die abscheuliche Hinterlist des Königs merkte, zurück. Dadurch wurden auch alle Aussöhnungsverhandlungen mit dem Papste wieder abgebrochen und der heilige Vater zürnte ärger, als je, gegen den kezerischen Kaiser.

Allein dieser gieng jezt ernstlich mit dem Gedanken um, ein allgemeines Conzilium zu berufen, um mit Zustimmung eines großen Theiles des teutschen Klerus den Papst abzusezen und dadurch den lang entbehrten Kirchen- und Staatsfrieden wieder herzustellen. Johann XXII. aber starb am 4. Dezember 1334, und mit seinem Tode löste sich auch die Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung. An seine Stelle trat Benedikt XII. Da brach aber der Krieg mit Böhmen und Niederbajern 1335 aus, der die fürchterlichste Verwüstung dieses Landes im Jahre 1336 nach sich zog. Der Friede wurde im Oktober desselben Jahres abgeschlossen, und um auch die Gewissensruhe des Kaisers — denn Ludwig war ein gar frommer Herr — wieder herzustellen, machte sich der Papst sogar anheischig, der Lösung vom Kirchenbanne kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen; da auch der Kaiser sich erbot, Alles wieder gut zu machen, worin er gefehlt habe.

Allein die Cardinäle und viele weltliche Fürsten widersezten sich jeder Aussöhnung, so daß selbst der Papst sammt seinem guten Willen in die Enge getrieben wurde. Frankreich allein war Ursache des verzögerten Kirchenfriedens. Darum suchte der Kaiser zuförderst auch den französischen Hof auf seine Seite zu bringen; allein der König dieses Landes wünschte die teutsche Kaiserkrone und konnte also nicht wollen, daß der Kaiser vom Banne losgesprochen würde; denn durch diese Lossprechung würde er nur um so rechtlicher Kaiser geblieben sein. Die französisch gesinnten Cardinäle mußten also bei'm päpstlichen Hofe zu Avignon alles aufbieten, daß der Papst die Lösung vom Banne verschob, obgleich er dieselbe inniger als je, und aus voller Ueberzeugung wünschte. Dieser unmoralische Einfluß der äusseren Politik eines ehrgeizigen Königs

kam aber endlich zu den Ohren des rechtliebenden Kaisers, und derselbe verband sich wirklich mit den Feinden der Franzosen, den Engländern, wohlwissend, daß er bei einem unter französischen Auspizien stehenden Papste keine Fortschritte machen werde.

So tief war das versöhnende Christenthum damals gefallen. Es diente die heilige Religion des beseligenden Vermittlers nur noch zur Zielscheibe des Eigennuzes. Im Jahre 1337 begann der hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England. Abmahnungsbriefe aller Art von Seite des Papstes kamen an Eduard von England und an Kaiser Ludwig. Jedem wurde geschmeichelt und einer bei dem anderen verdächtiget. Die Ursache war Philipp von Frankreich. Kaiser Ludwig, um sein Betragen zu rechtfertigen, rief eine Reichsversammlung nach Speier. Hier nahmen die Churfürsten Einsicht von den Verhandlungen des Kaisers mit dem Papste und schickten selbst Gesandte nach Avignon, um den heiligen Vater zu gemäßigten Maaßregeln zu bringen und die Lösung des Kaisers vom Kirchenbanne zu bewirken. Sie bewirkten Nichts. Mit glatten Worten wurden sie abgefertiget. Der Kaiser schrieb daher jezt einen grossen Reichstag nach Frankfurt aus, auf welchem sich alle geistlichen und weltlichen Fürsten Teutschlands, ausser dem Böhmenkönig Johann und dem niederbajerischen Herzog Heinrich, befanden. Hier wurde der erste Churverein errichtet. Die Churfürsten von Mainz, Köln, Trier, Pfalz, Bajern, Sachsen und Brandenburg vereinigten sich nehmlich und beschlossen: Ludwig sei durch die Wahl der Churfürsten rechtmässiger König von Teutschland und Rom, seine Exkommunikazion durch Johann XXII. sei rechtswidrig und ohne Kraft, da ein durch Stimmenmehrheit der Churfürsten erwählter König seine Macht nicht vom Papste, sondern von Gott selbst habe, und daher auch zur Ausübung der ihm übertragenen Gewalt durchaus nicht der pästlichen Bestätigung bedürfe. Dieser Beschluß wurde dem Papste und ganz Teutschland öffentlich bekannt gemacht. Die Kirchen wurden wieder eröffnet und die Priester nöthigenfalls mit Waffengewalt ge-

zwungen, den Gottesdienst zu halten. Die Dominikaner mußten fast alle mit Gewalt dazu angetrieben werden. Besonders war dieses in Landshut und Regensburg der Fall. Seit dieser Zeit hat die weltliche Hierarchie in Teutschland nie mehr vesten Fuß gefaßt und die römische Curie hat es nicht mehr gewagt, das Bestätigungsrecht der teutschen Könige anzusprechen. Einige Fesseln waren gebrochen, gebrochen durch die Kraft und Ausdauer Kaiser Ludwigs, des Grossen, der Bajer genannt. Auf jenem großartigen Reichstage wurden ausserdem noch mehrere Hausverträge und neben ihnen der Vertrag des Wechsels der Churstimme zwischen den ältesten Prinzen der Pfalz und Bajern bestätigt. Der Reichstag hat im Jahre 1338 statt gefunden.

In demselben Jahre hielt der Kaiser auch eine Zusammenkunft mit dem Könige Eduard von England, welcher den Krieg gegen Frankreich begonnen hatte. Bei dieser wurde die Reichsverweserschaft der Niederlande dem Engländer übertragen und dadurch zum bevorstehenden Kriege gegen Philipp von Valois nahmhafte Hilfe geleistet, was den Papst sehr verdroß, wobei wir jedoch nicht entscheiden wollen, ob der Verdruß wahr oder unwahr gewesen sei. Wahr ist, daß der heilige Vater sich über die Beschlüsse des Frankfurter Reichstages sehr kränkte; denn sie schmälerten mit einer bisher unerhörten Rechtsgewandheit den römischen Einfluß auf das teutsche Reich. Mit seinem Glücke gegen die Intriguen Frankreichs wuchs aber auch das Glück des Kaisers in seinen eigenen Landen. Am 1. September 1339 starb nehmlich der niederbajerische Herzog Heinrich und am 2. Jäner 1341 nahm Kaiser Ludwig aus Mangel eines anderen Erben Besiz von Niederbajern und vereinigte dasselbe wieder mit Oberbajern. Dadurch wurde nun die Hausmacht des Kaisers auf eine imponirende Weise vergrößert. Die Unterhandlungen mit dem Papste wurden sodann fortgesezt und endlich auch der Friede mit Frankreich abgeschlossen.

Die Besizerin von Tirol, welche den 20jährigen Sohn des Böhmenkönigs, Johann, geheirathet hatte, und mit seinen, wie sie meinte, durchaus nicht hinreichenden Liebkosungen

unzufrieden war, wendete sich an ihre Landstände, und diese gaben ihr den wohlmeinenden Rath, den Sohn des Kaisers, Churfürsten Ludwig von Brandenburg, zu ehelichen. Es wurden die nöthigen Unterhandlungen gepflogen und der kräftige Churfürst willigte ein. Der Kaiser entschied auf den Rath der ihm ergebenen Minoriten, daß die bisherige Ehe der Gräfin Margarethe von Tirol mit Johann, des Böhmenkönigs Sohn, wegen Impotenz des Gatten und daher auch noch nicht consumirter Ehe ungültig sei, dispensirte seines Sohnes Verwandschaft mit der reichen Braut, und die neue Ehe wurde zum Vortheil des bajerischen Regentenhauses am 8. Februar 1342. durch den Bischof Ludwig von Freising geschlossen, und der Markgraf Churfürst von Brandenburg heißt von dieser Zeit an auch Graf von Görz und Tirol, also eine neue Vergrößerung der Hausmacht. Von diesem lezteren Lande nahmen somit die Wittelsbacher Besiz und die alte Zeit der Agilolfinger war wieder zurückgekehrt, wo Bajern von der Donau bis an die Gränzen von Italien reichte.

Aber von der Besiznahme Tirols durch Bajern an begann die römische Curie heftiger zu wüthen gegen die rasch sich vergrössernde Macht des Kaisers. Ein größerer Hierarchenfürst, als Benedikt XII., saß nehmlich auf dem Stuhle des heiligen Petrus Clemens IV. Kaum ist er Papst geworden, als neue und schauderhafte Bannbullen gegen den Erzkezer, Kaiser Ludwig, geschleudert werden. Bis in den tiefsten Abgrund der Hölle wird er verwünscht; ausgeschlossen vom Himmelreich und allem Guten. Alle Mächte von Europa werden aufgeboten, den nicht mehr zu bekehrenden Sünder zu vertilgen und ihn in den Höllenpfuhl, in welchem er ohnehin schon nach dem Urtheile des Papstes bis über die Ohren steckt, zu schleudern. Das war ein neuer Innozenz IV. Wirklich schien zu Gunsten des Papstes die heranwachsende Macht des Königs auch schon eine ziemlich große Eifersucht rege zu machen. Mit dem Brandenburger und seinem Tirol waren besonders die Böhmen höchst unzufrieden; denn ihnen hatte man das leztere Land aus den Händen gerissen. Daher zerschlugen sich auch die Friedens=

unterhandlungen mit dem neuen Papste Clemens IV.; denn derselbe forderte, Ludwig müsse der Krone entsagen und Tirol wieder herausgeben, wenn er Verzeihung finden wolle. Ludwig weigerte sich natürlich, diese Forderungen zu befriedigen und dafür wurde er bis zum Abscheu aufs Neue mit dem Kirchenbanne belegt. Ausserdem bemerkte der Papst in der Bannbulle, daß er, wenn Ludwig binnen drei Monaten zur Verantwortung nicht in Avignon erscheine, den Fürsten von Teutschland den Auftrag gebe, einen neuen König zu wählen, und, würden sie selbst diese Wahl nicht vornehmen; so würde er — der Papst — dem Reiche ein Oberhaupt geben. Von allen Seiten drängte man jezt den der pästlichen Weltpolitik schon so oft geopferten Kaiser. Endlich schickte dieser eine neue Gesandtschaft nach Avignon und übergab derselben die vom Papste selbst vorher bestimmten Bekehrungsartikel, welche er schon unterschrieben hatte, in der vesten Ueberzeugung, jezt sei die Bahn zum Frieden gebrochen und es erscheine einmal die lang ersehnte Ruhe. Das war im Jahre 1343. Die Gesandten des Kaisers erschienen zu Avignon im Jahre 1344. Der schlaue Papst machte jedoch neue Bedingungen und der erzürnte Kaiser rief zur Anhörung derselben einen Reichstag nach Frankfurt. Dieser verwarf unbedingt alle Artikel; sie seien gegen die Verfassung des Reiches.

Um nun dem Kaiserthum mehr scheinbare Kraft zu verleihen, rieth der Böhmenkönig, seinen Sohn zum Reichsgehilfen zu nehmen. Der Kaiser aber schlug seinen eigenen Sohn Ludwig von Brandenburg vor. Dieser Vorschlag erbitterte alle Anhänger des Böhmen und die Verwirung wurde wieder allgemein. Auf Seite der Luxemburgischen oder Böhmischen Parthei stand Frankreich und der Papst, mächtige und namhafte Feinde des Kaisers. Allein auf Seite des redlichen Ludwig waren der König Eduard von England, der König Ludwig von Ungarn, König Casimir von Polen, Herzog Polko von Schlesien, Herzog Albrecht von Oesterreich, Markgraf Friederich von Meissen und viele andere teutsche Fürsten, vorzüglich aber die Bürger der meisten Städte von Teutschland. Der Bürgerkrieg begann. Ur-

sache desselben war wieder der Statthalter Gottes auf Erden. Ruprecht von der Pfalz wurde zuerst und gänzlich von Ludwig geschlagen, und flüchtete sich nach Frankreich. Nach diesem Siege drang der Kaiser in Böhmen ein, und vor einer Schlacht bat der übermüthige und treulose König um Frieden. Er wurde bald im ganzen Reiche wieder hergestellt. Es war im Jahre 1345. Gegen Ende desselben Jahres starb des Kaisers Schwager, Wilhelm von Holland, und Ludwig belehnte seine Gemalin Margaretha, die Schwester des Verstorbenen, mit den erledigten Reichslehen: Hennegau, Holland, Seeland und Friesland. Dadurch wurde Ludwig der mächtigste Fürst in ganz Teutschland. Die Kaiserin ward Regentin der Niederlande, Ludwig besaß Brandenburg und Tirol, der Kaiser Bajern und die teutsche Königskrone — wer war mächtiger, als Wittelsbach? — Der Papst. Kaiser Ludwig wurde nehmlich vom König von Ungarn aufgerufen, mit ihm nach Italien zu ziehen, um eine scheußliche That zu rächen, zu deren Rache er den heiligen Vater umsonst schon aufgeboten habe.

Des Ungarnkönigs Bruder, Andreas, war auf Geheiß seiner Gemalin Johanna von ihrem Buhlen ermordet worden, und der Papst hatte sich Ausflüchte erlaubt, diese That nicht zu rächen oder vielmehr zu bestrafen. Ludwig, König von Ungarn, wollte somit diese Rache selbst nehmen, und forderte daher auch zum Zuge nach Italien den Kaiser auf. Die Mörderin hatte sich des Thrones des Ermordeten in Neapel bemächtigt und nun sollte ein fürchterlicher Kriegszug dahin unternommen werden.

Der Kaiser willigte um so eher in diese Unternehmung ein, als er durchaus alle Hoffnung auf eine Aussöhnung mit dem Papste aufgegeben hatte. Als daher die Nachricht an den Hof des heiligen Vaters nach Avignon gelangte, daß der Kaiser nach Italien ziehen wolle, wurde das Aeußerste ergriffen. Die Churfürsten mit Ausnahme des Brandenburgers wurden für den Sohn des Böhmenkönigs Johann, Karl, gewonnen; ungeheuere Summen für einzelne Wahlstimmen ver-

sprochen; der innigste und ausharrendste Freund des Kaisers, Churfürst von Mainz und Erzkanzler des Reiches, Heinrich von Virneburg, abgesezt und an seine Stelle der 20jährige Gerlach, Graf von Nassau, erhoben, um vermöge seines Amtes eine neue Königswahl zu veranstalten.

Hierauf schleuderte der Papst den großen Kirchenbann gegen den Kaiser, worin der Repräsentant der liebevollen Christuslehre unter anderem folgendermassen spricht:

„Gottes Zorn und unser Fluch ereile ihn! Niederge-
„beugt im Staube flehen wir zu dem allmächtigen
„Gott, daß er diesen ruchlosen Sünder zu Boden
„schmettere, seinen Hochmuth breche und ihn seinen
„Feinden und Verfolgern ausliefere! Zusammenstürzen
„soll er vor ihren Blicken in der Falle, welche sie ihm,
„ohne daß er sie kennt, gelegt haben! Verflucht
„sei sein Eintritt und Ausgang! Die allmächtige
„Hand Gottes schlage ihn mit Blindheit,
„Wahnsinn und Raserei! Der Himmel werfe
„seine Blize auf sein Haupt! Der Zorn des Allmäch-
„tigen und der Apostelfürsten, deren Erbgut er rau-
„ben will, werde ihm zur ewigen Hölle! Der ganze
„Erdkreis kämpfe wider ihn! Der Boden berste
„unter ihm und verschlinge ihn! Sein Name sei ver-
„tilgt und sein Andenken verflucht! Alle Elemente sol-
„len seine Feinde werden! Es verwüste seine Wohnung
„und verderbe ihm das Verdienst der Heiligen! Flüch-
„tig sollen werden seine Kinder, und er möge noch sehen
„das Verderben, welches die Feinde ihren Gefangenen
„bereiten!!!..." Genug!!

Zulezt befahl Papst Clemens IV. den Churfürsten, einen neuen König zu wählen. Die nöthigen Einleitungen zur Wahl waren ohnehin schon getroffen.

Um aber bei der künftigen Wahl den päpstlichen Stuhl für seine Bemühungen auch nicht unentgeltlich ausgehen

zu lassen, wurde ein Legat nach Teutschland abgeordnet, um Absoluzionsscheine für diejenigen zu ertheilen, welche vom Kaiser abfallen würden. Ein solcher Schein kostete einen Gulden. Hätte der heilige Vater den Preis herabgesezt, er würde sicher mehr Geld bei diesem Seelenhandel erworben haben. Endlich ward am 11. Juli 1346 Karl von Böhmen, ein Luxemburger, Enkel König Heinrichs VII., zum Könige von Teutschland in Rense gewählt und dadurch die Verwirrung auf's Neue und fürchterlicher, als vorher, wieder geschaffen. Schöpfer war der Papst.

Kaiser Ludwig war zur Zeit der Wahl des Gegenkönigs in Italien, um das Nöthige wegen des bevorstehenden Feldzuges zu ordnen, und wußte somit von den Umtrieben in Teutschland Nichts. Auf die erste zuverläßige Nachricht davon eilte er jedoch schnell nach Frankfurt; fand aber weder auf seiner Reise noch in Frankfurt selbst einen einzigen Gegner. Der neue Gegenkönig war nehmlich sogleich nach seiner Wahl mit seinen Luxemburgern nach Frankreich aufgebrochen, um dort den König Philipp gegen den Engländer Eduard zu unterstüzen. In der Schlacht bei Crezy am 27. August 1346 fiel der Böhmenkönig Johann, der sich als Blinder neben zwei Rittern in die Schlacht hatte führen lassen, und sein Sohn, der Gegenkönig Karl IV. wurde schwer verwundet. Erst im Dezember desselben Jahres kam er wieder nach Teutschland zurück und schlich sich wie ein ächter Pfaffenkönig — diesen Namen gab ihm das Volk — nach Böhmen, ohne auch das Geringste gegen den Kaiser zu unternehmen. Dort stiftete er die Universität Prag. Hierauf suchte er eine Verbindung mit den Ungarn und Oesterreichern zu Stande zu bringen, was ihm jedoch mißlang. Troz dieses Mißlingens machte er einen Einfall in Italien, wo er aber beinahe gefangen wurde. Eben so schnell wurde er von den Niederbajern, gegen welche auch ein Böhmenschwarm herausbrach, abgefertigt. Alle Bajern bis auf einen treulosen Edelmann, Konrad von Kamerau, hiengen ausharrend an ihrem rechtmäßigen Fürsten. Mit gleichem Glücke wurden einige Aufrührer in

Schwaben besiegt, und so näherte sich unter ruhmvollen Kämpfen und Siegen das Ende der Laufbahn eines der größten Männer seiner Zeit.

Ludwig, der grosse Bajer, hatte unter allen heftigen Stürmen, die auf sein erlauchtes Haupt durch mehrere Jahrzehnte hereinbrachen, auch sein näheres Vaterland nicht vergessen. Glanzvoll an innerer Macht und äusserem Ansehen stand Bajern da. Die Rechtspflege wurde unter seinen Auspizien verbessert; die Verwaltung geregelt, das kaiserliche Hofgericht organisirt und ihm zur besseren Justizpflege ein geschriebenes Gesezbuch gegeben. Für Bajern schuf er ein Rechtsbuch, welches bis in's sechzehnte Jahrhundert von seinem Tode an galt. Frankfurt verdankt dem großen Bajer seinen Reichthum, München seinen ursprünglichen Glanz und seine Freiheiten. Der Landfriede wurde durch ihn hergestellt und bevestiget. Der Vertrag von Pavia heiligte den Wittelsbacher Linien ihr Erbrecht.

Sein glorreicher Kampf gegen die verbrecherischen Eingriffe der Päpste in die teutsche Wahlfreiheit erwarb ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit. Wenn Ludwig nicht gewesen wäre, was wäre Teutschland jezt? Eine Provinz von Frankreich. Wie groß wäre der Papst in Teutschland geworden? Grösser, als Kaiser und Reich. Waffen haben ihn nicht besiegt, und kein Fluch vom heiligen Vater. Den edlen Kämpfer für Wahrheit und Recht konnte nur ein profanes Gift aus dem Wege räumen. Kaiser Ludwig ist mit Recht ein Kleinod der teutschen Geschichte. Es sollte keinen Teutschen geben, der ihn nicht kennt; der nicht weiß, welche Mühe ein Kampf gegen die Lüge, um die unsterbliche Wahrheit zu erringen, kostet! Möge sein erhabener Geist alle Menschen durchflammen, wenn es gilt, das Recht und die Freiheit, wenn es gilt, die ächte Moral und die Wahrheit zu vertheidigen. Päpstliche Rache hat ihm kein Grab gegönnt; aber der Gedanke an Kaiser Ludwig und seine Größe und seine rühmlichen Schwächen — denn auch er war ein Mensch — reicht über das Grab hinaus.

Es war der verhängnißvolle 11. Oktober 1347, als der

fromme und gemüthliche Kaiser auf seiner Burg in München saß und sich die frugale Mahlzeit wohl schmecken ließ. Sie behagte ihm nicht; er aß wenig. Aber in seinen Eingeweiden regten sich Schmerzen. Er bestieg das Pferd, um gegen Fürstenfeld zur Jagd zu reiten und durch sie den Appetit reger zu machen. Ein stattlicher Reiter gieng schnelle der Ritt. Schon war er in der Nähe des Klosters, das sein Vater zur Sühne eines Verbrechens gegründet. Gemüthlich schlenderte er über eine Wiese; die Diener waren etwas zurück. Da wankte der Kaiser, stürzte vom Rosse und — war todt.

Der Papst meinte, die Rache des Himmels habe ihn getödtet. Ludwigs Freunde sagten, ein schnell wirkendes Gift habe den tödtlichen Schmerz in seine Eingeweide geworfen. Manche glaubten, der Schlag habe ihn getroffen. Genug, derjenige, der Fürsten und Päpste gleichmässig richtet, wird auch wohl wissen, woran ein solcher sterben mußte, der sein ganzes Leben hindurch für Wahrheit und Recht auf einer Welt voll Lüge gestritten hat. Kaiser Ludwig wurde anfangs in Fürstenfeld begraben; da aber die Rache des Papstes über sein Grab hinausreichte und er befahl, die Reste des grossen Erzkezers müßten in ungeweihtes Erdreich begraben werden; so holten die Münchner Bürger nach altgewohnter Anhänglichkeit an Wittelsbach die Ueberreste des grossen Fürsten und bestateten sie heimlich in der Frauenkirche der bajerischen Residenz. Wo? weiß Niemand.

Wir haben die Periode Ludwigs ausführlicher behandelt, weil sie eine der wichtigsten für die Zukunft ist.

§. 117.

XXVI.

König Karl IV.

1347 — 1378.

Gegenkönig: Günther von Schwarzburg; 6. Febr. — 14. Juni 1349.

Ludwig, der Bajer, war gegangen. Der grosse Kampf, der unter ihm für das Interesse des Papstes von der Hierar-

chie gegen die teutsche Oberherrlichkeit geführt wurde, hatte wenigstens hellere Köpfe geschaffen, die fähig waren, die Ansprüche des Papstes zu erörtern und vorläufig im Innersten des Herzens, oft auch ganz offen und derbe zurückzuweisen. Man las eine Menge Abhandlungen beider Partheien. In den einen wurde der Papst, in den anderen der Kaiser mit seinen Ansprüchen vertheidigt. Das Für und Wider gewann täglich an genauerer und umfassenderer Exegese, die natürlich nichts anderes, als was die Geschichte sagt, enthielt, daß der Primat des Papstes nur rechtlich sei mit, rechtswidrig ohne Kirche.

Allein der Papst schritt, troz allen üblen Meinungen der Völker über den Mißbrauch seiner Gewalt, auf der Bahn der absoluten Herrschaft gegen den teutschen König fort. Ludwig war nicht mehr, und jezt entstand die Frage, ob der päpstliche Gegenkönig allein König von Teutschland bleiben werde.

Die bajerische Parthei wollte Ludwig den Brandenburger, kam aber endlich auf die Wahl des tapferen Ritters, Grafen Günther von Schwarzburg. Derselbe wurde nun in Frankfurt zum Gegenkönig von der Karl IV. feindlichen Parthei gewählt, starb aber an Gift schon am 14. Juni 1349, nachdem durch Intriguen aller Art ihn auch seine Freunde verlassen hatten. Darauf wurde Karl IV. nochmal förmlich gewählt und gekrönt. Ludwig von Brandenburg aber lieferte die Reichsinsignien aus. Nun hatte Teutschland wieder ein Haupt. Aber herbe Schicksale brachen damals über die Menschen herein. Theuerung und Pest und die gräulichste Verfolgung der Juden. Hiezu kamen noch die fanatischen Flagellanten oder Geißler, die durch Verstümmelung ihres Körpers die zürnende Gottheit zu versöhnen meinten.

König Karl stellte nun nach Möglichkeit den Landfrieden her, richtete auch sein Auge auf Vermehrung seiner ohnehin schon grossen Hausmacht. Er beruhigte die Schweiz und bevestigte ihre Freiheitsverhältnisse gegen österreichische Ansprüche und nun wollte er zum Kaiser gekrönt werden. Er zog nach Mailand, wurde gekrönt, und nach Rom, wo er vom Kardinal=

legaten von Ostia, dem Bevollmächtigten des Papstes, auch die Kaiserkrone empfieng, am 5. April 1355. Ohne in die verwickelten italienischen Angelegenheiten einzugreifen, ohne das alte Rom, wie der erglühte Sänger Petrarca meinte, wieder herzustellen, gieng er nach Teutschland zurück, zufrieden mit dem Glanze seiner drei Kronen. Es wurde daher auf den Sept. 1355 ein Reichstag nach Nürnberg gerufen und daselbst ernstliche Berathungen und Beschlüsse über das Wahlgesez und den Landfrieden gepflogen und gefaßt.

Ein neuer Reichstag in Mez 1356 vollendete das rühmliche Werk, welches am 25. Dezember 1356 feierlichst als Reichsgesez verkündet wurde und unter dem Namen die goldene Bulle bekannt ist. Dieselbe umfaßt folgende wesentliche Punkte:

1) Das Wahlrecht und die Wahlform. Wahlrecht haben die sieben Churfürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg. Stirbt der König; so ist der Churfürst von der Pfalz Reichsverweser, wo fränkische, der Churfürst von Sachsen, wo sächsische Rechte gelten. Der Churfürst von Mainz ruft binnen drei Monaten nach dem Tode des Königs die Churfürsten zur Wahl nach Frankfurt, man schwört den Wahleid, wählt, die Mehrheit gilt und der Erwählte wird in Aachen gekrönt.
2) Die Vorrechte der Churfürsten. Diese sind die Leuchter des Reiches und ihre Personen sind unverlezlich und heilig; sie richten unabhängig von ihrem Könige in ihren Landen, haben die Erzämter und der weltlichen Churfürsten Söhne sind berechtigt zu den ersten Hofdiensten.
3) Der Landfriede. Dieser muß gehalten werden. Unredliche Fehden werden bestraft. Kein Bund zwischen den Städten darf ohne königliche Erlaubniß mehr bestehen. —

Diese goldene Bulle war das wichtigste Werk unter Karl IV. Der König hat nun eine gegen die Ansprüche des Papstes unabhängig erklärte Krone. Allein dieser wird wohl nie damit zufrieden sein. Johann XXII. war es nicht. Doch

Karl wußte dem heiligen Vater besser zu begegnen, als man glaubte. Karl war in den Wissenschaften sehr bewandert und der Staatskunst insgeheim nicht fremd. Er schmiegte sich, wenn es nöthig war, und zeigte sich stolz, wenn es sein konnte. So ließ er auf päpstlichen Auftrag die Minoriten, die dem weltlichen Ansehen des heiligen Vaters unter Kaiser Ludwig so viel schadeten, durch Kezergerichte verfolgen. Er vertrieb die Freicompagnien und machte dann einen neuen Zug nach Italien. Der Papst war von Avignon schon wieder nach Rom zurückgekehrt. Diesen wollte er schüzen und die Macht der Viscontis in Oberitalien brechen. Es blieb aber nach seinem Abzuge Alles bei'm Alten.

Er wendete dann sein sorgendes Auge auf das väterliche Erbland Böhmen. Er gründete vester die Universität Prag nach dem Muster der Pariser Hochschule und erhob überhaupt jenes Königreich zu einem der glänzendsten seiner Zeit. Er erwarb noch Thüringen, Meissen und Brandenburg, kurz er wußte seine Hausmacht auf eine bisher unerhörte Weise zu vergrössern. Unter ihm wurde das Schießpulver entdeckt. Er ließ seinen Sohn Wenzeslav zum Nachfolger erklären und wollte diese Erklärung vom Papste bestätigen lassen; aber es kam erst nach dem Schisma dazu.

Nachdem nun Kaiser Karl IV. viel Rühmliches durch seine Regirung geleistet, aber durch seine Habsucht das Reichsgut zersplittert oder für sich genommen hatte, starb er am 29. November 1378 im zwei und sechzigsten Jahre seines Lebens. Unter ihm haben sich die Landesherrn immer höher zur Landeshoheit empor geschwungen, und das Kaiserthum ist tiefer gefallen, als je vorher.

§. 118.

König Wenzeslav von Böhmen 1378 — 1411 mit den Gegenkönigen:

1) Ruprecht von der Pfalz 1400 — 1410,
2) Sigmund
3) Jodok von Mähren } 1410 — 1411.

Wenzeslav, der schon bei seines Vaters Leben erklärte römische König, hatte nicht die hohen Regenteneigenschaften seines Vorgängers. Er war roh und den Leidenschaften unterworfen, schwach und lenksam für jede Parthei, sobald es ihm nicht gelang, dieselbe selbst zu lenken. Es war wieder ein Schisma in der Kirche ausgebrochen; es gab einen Papst in Rom und einen in Avignon. Wenzel erkannte den römischen, wollte es aber auch nicht verderben mit dem französischen. Wie hier, eine eben so schlangenzüngige Politik befolgte er auch in Teutschland. Er verpfändete, da er Oesterreichs Eingriffe in seine Königswürde fürchtete, die schwäbischen Städte an den Herzog Leopold. Die Städte erneuerten deshalb ihren Bund gegen solche Eingriffe in ihre selbstständigen Rechte, und diesen Bund nennt man den Löwler Bund. Auch die Schweizer traten demselben bei. Leopold brachte aber eine Trennung zu Stande und erklärte den Schweizerbauern den Krieg. Die Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 kostete dem Herzoge das Leben und seinem Nachfolger die Herrschaft über das freie Bergland völlig, wenn auch der Krieg noch einige Jahre fortdauerte.

Wenzeslav trat selbst auf die Seite der Städte, aber diese wurden am Rhein und in Würtemberg geschlagen, und die Fürsten mit dem Könige zusammen erklärten jeden Städtebund für aufgehoben. Wenzeslav blieb in Böhmen und fragte wenig nach dem teutschen Reiche. Aber zu Hause machte er sich auch bald so verhaßt durch Willkühr und Grausamkeiten aller Art, daß auch die Teutschen sich um einen anderen König umsahen. Einigemal war derselbe sogar in Böhmen selbst gefangen gehalten worden. Die Verwirrung in Teutschland

nahm daher reissend zu; wie hier, so in kirchlichen Verhältnissen, da schon seit zwölf Jahren das unheilvolle Schisma bestand. Von vielen Seiten her drang man auf ein allgemeines Conzilium, und endlich sezte die Parthei des Erzbischofs von Mainz den König Wenzeslav ab und erhob an seine Stelle den Pfalzgrafen Ruprecht am 21. Aug. 1400. Dieser beschloß alsbald einen Zug nach Italien zu unternehmen. Wenzeslav wollte dieß hindern, aber Ruprecht belagerte Prag, und jener sah sich gezwungen, in Böhmen eine Amnestie zu verkünden, damit er nicht auch den heimischen Thron verliere. Ruprecht zog also nach Oberitalien, kam aber bald wieder zurück, weil ihm zum Verfolgen weiterer Plane das Geld fehlte.

Da wollte Wenzeslav nach Rom ziehen. Er zerfiel aber auf's Neue mit seinem Bruder Sigmund und aus dem Zuge wurde Nichts. Wohl aber sprach Bonifaz IX. Wenzeslavs Absezung und Ruprechts Anerkennung aus. Ruprecht sollte also wieder nach Italien ziehen; aber es fehlte nochmal an Geld. Der Zug unterblieb also, und Ruprecht verlor, wie Wenzeslav, gleichmässig an Ansehen. Aber auch die Päpste verlieren an Einheit in ihren Partheien. Das Conzilium von Pisa stellt sich über dieselben; Ruprecht hält es aber mit dem römischen Papste, das Conzilium wählt jedoch Alexander V. als allgemeinen Papst, und dieser erkennt den Wenzeslav als ächten römischen König; es gibt also jezt drei Päpste und zwei Könige. Da stirbt Ruprecht am 18. Mai 1410. An seine Stelle wählte die Parthei des Erzbischofs von Mainz den Markgrafen Jodokus von Mähren, die anderen den König Sigmund von Ungarn. Jodokus starb aber schon am 8. Jäner 1411. Und nun blieb Sigmund alleiniger König nachdem er die noch fehlenden Churstimmen auf seine Seite gebracht hatte.

§. 119.

Kaiser Sigmund.
1411 — 1437.

Sigmund war seinem Bruder Wenzeslav nicht unähnlich. Er vermochte in den Zeiten der allgemeinen Verderbniß nicht kräftiger zu wirken, als seine nächsten Vorgänger. Die Kirchenspaltung, die Sittenlosigkeit der Geistlichen, die Universitäten, kurz die verschiedenartigsten Elemente des öffentlichen Lebens bereiteten die Konstanzer Synode vor*). Ueberall entstanden sogenannte Kezereien. In Prag erhob sich Huß (Johann Hussinecz), in England Wiclef, kurz die Kirche schien an Haupt und Gliedern einer nothwendigen Verbesserung zu bedürfen, wenn sie fortan bestehen sollte. Es kam nun in der That zu einer allgemeinen Kirchenversammlung in Konstanz, wo aber im Ganzen Nichts geschah, als daß ein einziger Papst an die Stelle von dreien gewählt und Huß und Hieronymus auf die ungerechteste Art verbrannt wurden.

Die Basler Synode wollte endlich mehr thun; aber sie that weniger. Alle Erwartungen des teutschen Volkes wurden verhöhnt. Sigmund war ein Fürst, der auf zwei Achseln trug, und dessen Verdienste im Vergleiche zu seiner Pflicht keine gewesen sind. Die Vorsehung fügte seiner Krone durch die Kirchenspaltung einige Diamanten bei, die jedoch ihren Glanz mit seinem am 19. Dez. 1437 erfolgten Tode verloren haben. Er beschäftigte sich auch, wie sein schwacher Vorgänger, mehr mit der inneren Regirung eigener Länder, als mit den Angelegenheiten Teutschlands, darum gibt es auch in jenen Zeiten nicht sowol eine organische Reichsgeschichte, als vielmehr reichhaltige Spezialgeschichten. Das Volk entwickelte sich aus sich selbst und sein Kaiser proklamirte hie und da den Landfrieden, ohne ihn gehalten zu sehen. Die teutsche Reichsverfassung wankte unter ihm mehr als je.

---

*) Alle nächsten Ursachen zur Reformazion geben wir ausführlicher im dritten Bande.

§. 120.

König Albrecht II.

1438 — 1539.

Das Luxemburgische Kaiserhaus ist erloschen. Das unglückliche Teutschland blutet an den tiefsten Wunden der Gesetzlosigkeit. Aller Gemeinsinn ist verbannt, alle politischen Verhältnisse des teutschen Volkes sind in Verwirrung. Die goldene Bulle Kaiser Karls IV. lag kraftlos da, kraftlos die Sehnsucht der Besseren nach einer kirchlichen Reform. Die Synode von Konstanz hatte Nichts thun mögen, die Synode von Basel Nichts thun können für ein besseres moralisches Gedeihen des germannischen Volkes; überall in Europa erhob sich auf Kosten des königlichen Ansehens eine Vielfältigkeit der Regierungen, eine Aristokratie, die alle Einheit der Staaten lähmte, alle gemeinnüzigen Interessen schwächte und zulezt einen trostlosen Zustand von Verwirrung erzeugte. So tief kann ein Volk, so tief können Völker sinken, wenn keine redlichen Männer an ihrer Spize stehen. Wie in Teutschland, so war es in Italien, Frankreich, Spanien, England und im Norden und Osten Germanniens.

In Italien haußt die verderbliche Zwietracht schrankenloser, als je. Die alten Partheien der Welfen und Gibellinen treiben dort ihr Unwesen und die kaiserliche Macht ist beiden lächerlich, die päpstliche seit dem unseligen Schisma immer provisorisch und ohne Erfolg. Man weiß ja oft vor lauter Päpsten nicht, wer Papst ist, und wem der Kirchenstaat gehört. Die Visconti in Oberitalien haben sich unabhängig gemacht, Venedig baut eine gewaltige Seeherrschaft aus den Lagunen heraus, die Granden von Spanien erheben sich trozig zu Lenkern des Thrones und es wächst, wie eine Hydra, empor die apostolische Parthei. In Frankreich war die begeisterte Johanna d'Arc verbrannt worden, weil sie dem tapferen Natürlichen von Orleans ihre Hilfe schenkte. Engländer hatten ihre Herrschaft auf die französischen Küsten geworfen, während in Großbrittannien selbst die Aristokratie des Klerus den Krieg

der rothen und weißen Rose unerbittlich erregt hatte. Zu allen diesen Uebeln nach Innen und Außen, zu diesen Gefahr drohenden Schwankungen einer selbstsüchtigen Ständepolitik im Westen, im Süden und im Norden von Europa kamen im Osten die Türken. Sie hatten sich als tapfere Männer bald der Länder vom Dnieper bis zum Nil bemächtigt, das Califat der Araber gestürzt, und nun zogen sie kühn über den Bosporus gegen das rostige Kaiserthum der Griechen. Unersättliche Eroberungslust leitete ihre kräftigen Schritte und fanatische Bekehrungswuth für die Lehre des Mahomed machte sie in fast allen Schlachten unüberwindlich. Die Teutschen ahneten wohl nicht, daß ihnen dieser fanatische Volksstamm einmal gefährlich werden könnte; darum trafen sie auch keine Vorkehrungen. O! wie unendlich weit waren sie wohl entfernt von der politischen und militärischen Hoheit der Römer, selbst in jenen Vergleichspunkten, als diese moralisch gesunken waren;; Welches Volk bekunden die vielen Wälle, Vestungstrümmer und die großartige Mauerlinie von der Donau bis zum Rheine gegen den Andrang der Völkerwanderung! Genug mit solchen Betrachtungen! Sie sind eher fähig, unsere Thränen, als unsere Freude zu wecken.

Kaiser Sigmund war also von dem Schauplaze der Ereignisse abgetreten. Er hatte dem Strome des hereinbrechenden Verderbens nicht wehren können, die Hussiten hatten seine Blössen aufgedeckt, für das teutsche Reich hatte er den blossen Namen eines Kaisers getragen, wirken hatte er aus vielen Gründen nichts oder wenig können. Jezt schritt man zur Wahl eines neuen Königs, und ein solcher war schon allein wegen der wieder ausgebrochenen Kirchenspaltung nöthig. Das Baseler Conzilium wollte den Papst, dieser das Conzilium leiten und das Schisma war also unvermeidlich. Die teutschen Wahlfürsten warfen nun ihren Blick auf Friedrich von Brandenburg und Albrecht von Oesterreich. Keiner von Beiden empfand ausserordentliche Lust nach der teutschen Krone. Eine Zeit von hundert Jahren hatte sie belehrt, daß ein teutscher König wohl nicht der Glücklichste unter seinen Fürsten sei. Aber

Albrecht von Oesterreich, ein biederer und durchgreifender Charakter, glaubte man, sei allerdings im Stande, da er auch zugleich König der Ungarn war, von dieser Seite aus den Türken zu wehren und er könne eben seiner entfernten Hausmacht vom teutschen Reiche wegen den Interessen der teutschen Fürsten nicht zu nahe treten. Das war denn nun freilich die Hauptsache. Ein teutscher König sollte auf Kosten der kräftig empor wachsenden Landeshoheit seiner Krone Ansehen nicht erstarken, sondern mit seiner eigenen Hausmacht den königlichen Titel wahren und nebenbei auch mit ebenderselben die Fürsten schüzen. Nun war aber Albrecht König von Ungarn, designirter König von Böhmen und Herzog von Oesterreich; also gewiß ein Fürst, der fähig war, die teutsche Krone mit seiner eigenen Hausmacht zu behaupten. Uebrigens hatte er den Ungarn einen Eid schwören müssen, die teutsche Krone nicht annehmen zu wollen, weil jene schon von ihrem Könige Sigmund her wußten, wie viel eine solche Krone Vortheile und Nachtheile ihrem Lande bringe. Allein die ehrwürdigen Väter auf dem Conzilium in Basel wußten die Ungarn dahin zu bringen, daß sie ihren König seines Eides entbanden und die Teutschen hörten nicht auf, den widerstrebenden Albrecht zu bitten, bis dieser endlich die Krone am 29. April 1438 annahm.

So tief war die Würde eines teutschen Königs gesunken, daß man einen tüchtigen Mann um ihre Annahme bitten mußte. Früher hat es Gegenkönige gegeben; jezt will es kaum Einer mehr sein. Armes Vaterland. So weit bist du durch deine heillose innere Zwietracht gekommen! Aber welch wichtiger Moment ist die Annahme der Königskrone Teutschlands durch Albrecht II. in der ganzen noch übrigen teutschen Reichsgeschichte! von nun an ist das habsburgische Haus fortlaufender Erbe der teutschen Königswürde mit Ausnahme von Karl VII. Das war voraus zu sehen, wenn man bedenkt, daß eben jenes Haus das mächtigste und der Türken von Ost her wegen für Teutschland das nüzlichste gewesen ist. Das Glück klammerte sich von nun an vest an die Habsburger und

aus dem unbedeutenden Grafen Rudolf ist ein mächtiges Kaiserhaus hervor gegangen, oft beglückend seine Völker und oft beglückt von ihnen. Was wäre aber in Teutschland geschehen, wenn Albrecht die Krone durchaus nicht genommen haben würde? Wenn Friedrich von Brandenburg König von Teutschland geworden wäre? Wir wissen's nicht; aber wir sehen heute Preussen mächtig im Nord, Oesterreich mächtig im Süd walten über die kleineren Fürsten und Könige des teutschen Vaterlandes.

So wunderbar und doch so natürlich ist der Gang der Völkerereignisse in den Annalen der Geschichte. Gewiß ist, daß mit der Erhebung Friedrichs von Brandenburg zum teutschen Könige manche innere politische Frage schwebend geblieben wäre, die durch das mächtige Haus der Habsburger leichter gelöset werden konnte, und zum Theil auch gelöset worden ist. Jedenfalls ist das Jahr 1438 eines der wichtigsten in der teutschen Geschichte. Es trennt gewissermassen den Norden Teutschlands vom Süden und greift mächtig ein in die ganze Reformazionsgeschichte in seinen Folgen. So gibt es oft scheinbar unbedeutende Ereignisse in den Annalen der Völker, die aber in ihren Folgen sehr bedeutend werden. Albrecht war der Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers, und also, da dieser ohne männliche Leibeserben starb, sein Nachfolger in Ungarn und Böhmen. Er hatte eine treffliche Erziehung genossen und von der Natur Gaben empfangen, die ihn zu einem Throne allerdings fähig machten. Treu seiner Gattin wußte er Nichts von verderblichen Leidenschaften, die so oft schon die größten Throne entweiht haben. Von Gestalt ein ächter German, groß und blondhaarig, blickte er Jedem mit seelenvoller Güte, aber wenn es nöthig war, auch mit gemessenem Ernste in's Auge und es gab Niemand, der von dem Oesterreicher Herzoge sagen konnte, er sei ein abstoßender Fürst. Seines Volkes Liebe war seines Lebens Loosung. Alles, was er that, that er geschwind, überzeugt von der Kürze des menschlichen Daseins. Kurz Albrecht war der Mann der teutschen Männer. Die Geschichte verzeiht ihm zwar manche aus übertriebener Orthodoxie

gegen Kezer und Juden begangene Grausamkeiten nicht gerne; aber seine Erziehung, welche durch priesterlichen Einfluß geleitet wurde, und seine Zeit, deren roher Charakter von einer Humanität im Allgemeinen Nichts wußte, entschuldigen manche solcher Thaten, die in den Augen des strengeren Sittenrichters nicht gebilligt werden können. Aber seine Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter vermochten ihn dennoch nicht unter den Fußschemmel der weltlichen Politik des Papstes zu zerren; sein Glaube war in der freien Ueberzeugung gegründet und diese ließ er sich durch keine päpstliche Drohung rauben. Will man mich durch hierarchische Gewalt zu einem die Unabhängigkeit meiner Krone entehrenden Schritte zwingen; so greife ich zum Schwerdte; so sprach Albrecht, als der Papst einen ihm nicht anhängenden Bischof nach Passau sezen wollte. So handelte später Kaiser Joseph II.

Wie wohlthätig ergreift uns nicht der ächt teutsche Charakter Albrechts II.! Der war in der That würdig, die fast ununterbrochene Reihe teutscher Kaiser aus habsburgischem Stamme zu eröffnen. Nun ist er König unseres großen Vaterlandes. Er sieht zwei gordische Knoten vor sich, den gebrochenen Landfrieden und die Trennung in der Kirche, die Zwietracht zwischen Papst und Conzilium; aber auch und zunächst im Innern seiner Länder, namentlich in Böhmen, bedurfte er des Schwerdtes, um das Ansehen seiner Krone geltend zu machen und zu schüzen. Die Katholischen in Böhmen hatten ihn anerkannt, die Utraquisten dagegen in der Person des Casimir, Bruders des Königs von Polen, sich einen anderen König erwählt. Kaum hatte er aber mit den Polen und böhmischen Feinden eine Waffenruhe zu Stande gebracht, als er hörte, daß die Türken in Ungarn einzubrechen drohten. Er mußte demnach sein Augenmerk auf diese Seite richten. Während dieses geschah, hielt sein Kanzler und Freund Schlick den ersten Reichstag in Nürnberg. Auf demselben sollte zur Bevestigung des Landfriedens Teutschland in vier Kreise eingetheilt und jedem Kreise ein Hauptmann als Friedensstifter und Richter in Fehdesachen an die Spize gestellt werden. Die auf

die Macht des Adels eifersüchtigen Städte verhinderten die gute Sache, und eben so wenig Vortheilhaftes kam in Beziehung auf die Aufhebung der Kirchentrennung zu Stande. Es wurde also ein neuer Reichstag auf den 16. Okt. 1438 nach Nürnberg ausgeschrieben. Auch hier wurden nur Vorschläge gemacht und wegen Eifersucht zwischen Fürsten und Städten Nichts beschlossen. Es wurde also ein neuer Reichstag auf Lichtmeß 1439 nach Mainz anberaumt. Hier sollten nun lediglich Kirchensachen zur Sprache kommen. Der Papst erkannte die Kirchenversammlung zu Basel nicht an, sondern hielt eine andere Synode in Ferrara und beide wollten doch gerne das teutsche Reich auf ihrer Seite haben. Die Reichsversammlung in Frankfurt suchte zwischen beiden Partheien zu vermitteln, neigte sich aber mehr auf die Baseler Synode. Die Folge war die Absezung des Papstes durch diese Synode und die Wahl von Felix V., früherem Herzoge Amadeus von Savojen. Albrecht starb während der Vorbereitung dieses Schismas, von einem unglücklichen Türkenzuge zurückgekehrt, am 27. Okt. 1439 an der Ruhr. Ganz Teutschland betrauerte den Fürsten, dessen Kanzler auf seinen Befehl energisch im Reiche verfahren wenigstens wollte, den König, von dem jeder wußte, daß er bei längerem Leben der Größte seines Volkes hätte werden können. Nun aber war der Landfriede nicht bevestiget, das Schisma nicht gehoben, die Türken nicht zurückgeworfen — Alles lag im Werden; Nichts war geworden, aber ein redlicher, ein ausgezeichneter Charakter war schnell über die teutsche Bühne geschritten, hatte die Zeit erkannt, aber ihrer Fehler nicht Meister werden können.

§. 121.

XXX.

Kaiser Friedrich III.

1440 — 1493 (1500).

Wir beginnen jezt einmal wieder eine dreiundfunfzigjährige zusammenhängende Regirungsperiode eines teutschen Königs und Kaisers, gewiß eine wohlthätige Aussicht für die politi-

schen und moralischen Verhältnisse unseres teutschen Vaterlandes, das nach Gesezlichkeit seufzet, wie der Gefesselte nach Freiheit. Als die Nachricht vom Tode Albrechts und von der Erhebung des Herzogs von Savojen zum Gegenpapste in Teutschland sich verbreitete, waren die Churfürsten in Mainz versammelt, um über ihre Stellung zu den beiden Synoden zu berathschlagen und einen energischen Beschluß zu fassen.

Plözlich sah man sich also ohne König und vor Allem mußte zu seiner Wahl geschritten werden. Nach Beseitigung mancher Bedenklichkeiten kam man wieder auf einen Habsburger. Herzog Friedrich von Oesterreich wurde auf einstimmige Wahl der Churfürsten König von Teutschland. Eilf Wochen besann er sich, ob er die angebotene Krone annehmen wolle; endlich nahm er sie, als er noch nicht volle fünf und zwanzig Jahre zählte. Er war ein, wie die Chronik von Königshofen sagt, geiziger und kreuttiger Herr. Allein diese Charakteristik ist unrichtig, wenn man bedenkt, daß der gute Mann sehr oft in ernsten Geldverlegenheiten war. Seine Handlungen beweisen vielmehr, er sei kein sonderlicher Haushalter noch weniger aber ein tüchtiger und entschlossener Fürst gewesen. Das Wahlwort seines großen Vorgängers hieß „geschwind gewinnt"; Friedrich III. hielt's mit dem Gegentheil, er war ein unglücklicher Zauderer, der über Alles zwanzigmal dachte, bevor er es auszuführen begann. Auch liebte er besonders die Ruhe des Privatlebens und die Annehmlichkeiten der Gärtnerei, über deren Beschäftigung ihn selbst kein Ungarneinfall in sein Reich stören konnte. Er war ein folgsamer Papist, ohne selbst übertriebenen Forderungen, wie sein Vorgänger, das Schwerdt entgegen zu halten; mit einem Worte, Friedrich III. war nach dem Zeugnisse seines ehemaligen Geheimschreibers Johann Gert ein gar bedächtiger und friedliebender Herr.

Man sieht wohl, daß dieser Friedrich seinen beiden berühmten Namensvorgängern nicht sonderlich ähnlich war, und daß er also auch mit persönlicher Kraft nicht allzusehr in das Getriebe seiner Zeit einzugreifen vermochte, ja nicht einmal wollte.

Er trat die Regierung zu einer Zeit an, als die Wittwe seines Vorgängers eben einen Sohn, den Ladislaus geboren hatte. Dieser war demnach der Nachfolger seines Vaters im Herzogthume Oesterreich und muthmaßlicher Erbe von Böhmen und Ungarn. Ueber alle diese Rechtsansprüche sollte König Friedrich als Aeltester des Hauses und natürlicher Vormund wachen. Der König selbst war Herzog von Kärnten und Steiermark. Und nun sorgte er für die Erbansprüche seines Mündels in Beziehung auf Böhmen in der Art, daß er den Böhmen die Verwaltung ihres Landes bis zur Volljährigkeit des Ladislaus selbst überließ, was diese denn auch sehr gerne annahmen und sich aus der utraquistischen Parthei, wie aus der katholischen je einen Statthalter wählten. Ungarn wurde auf Betrieb des Papstes bis zur Volljährigkeit des präsumtiven und gekrönten Erben dem Könige von Polen zur Vormundschaft übergeben und nun glaubte König Friedrich für alle Erbansprüche seines Mündels gesorgt zu haben, ein etwas gutmüthiger Glaube. Oesterreich behielt der zufriedene Vormund natürlich vorläufig selbst. Und nachdem nun über diesen Sorgen für das Beste des habsburgischen Hauses zwei Frühlinge verschwunden waren, lenkte der König bedächtlich seine Blicke auf das Reich. Dort gab's der Fehden so viele, daß sich beinahe Klein und Groß in den Haaren lag und das Schisma bestand in seiner vollen Wirksamkeit.

Es wurde also eine Reichsversammlung nach Mainz anberaumt, daselbst zur Aufhebung des Schisma eine neue Kirchenversammlung an einem vom römisch-teutschen Könige anzuberaumenden Ort beschloßen, aber ohne Erfolg; denn weder Felix V. noch Eugen IV. wollten von ihren Rechten lassen. In Beziehung auf den Landfrieden geschah Nichts. Es konnte wohl Nichts geschehen, weil die Anarchie schon zu sehr überhand genommen hatte. Da kam König Friedrich nach Nürnberg, wo die Fürsten wieder über das Schisma sich beriethen, gieng nach Aachen und ließ sich mit einer noch nie gesehenen Pracht und Feierlichkeit krönen am 17. Juni 1442. Hierauf hielt der König einen Reichstag in Frankfurt, erneuerte das

alte Fehdegesez Karls IV. und die Sache blieb beim Alten. Das Uebel hatte zu tief gefressen; nicht einmal die westphälischen Vehmgerichte konnten abgestellt werden. Friedrich dachte wohl auch nicht ernstlich an die innere Ruhe des Reiches! denn ihm lag zunächst die Vergrößerung seines Hauses vor Augen. Habgierig blickte er nach dem Schweizerlande und seiner errungenen Freiheit, die er den Bundesstädten auf dem Frankfurter Reichstage durchaus nicht bestätigte. Darüber kam's zum Kriege, in welchem jedoch Friedrich mit seinen Truppen nicht ausreichte, sondern unter Vermittlung des Papstes Eugen französische Hilfe suchte. Sie wurde ihm mit der größten Bereitwilligkeit zugesagt, aber zugleich die ganz freundschaftliche Bedingung damit verbunden, daß auch Straßburg und überhaupt das linke Rheinufer zu Frankreich gehörten.

Friedrich III. machte sich aus diesen Forderungen nicht viel, Frankreich aber nicht wenig und schickte somit 24,000 Armagnaken, vom gemeinen Mann treffend „arme Gecken" genannt. Ein Haufe derselben wurde von den freien Gebirgsmännern überfallen und gänzlich geschlagen. Damit war der Krieg bis auf einige zu keiner Hauptentscheidung führende Verheerungen aus. Friedrich hatte die Schweiz unwiederbringlich verloren. Er selbst hatte an dem Kriege wegen seiner Angelegenheiten mit den Böhmen und Ungarn keinen Theil nehmen können. Die Böhmen sahen plözlich eine innere Parthei, die Utraquisten an ihrer Spize, und aus ihnen hervorgegangen nur einen einzigen Statthalter. Friedrich konnte die Sache nicht ändern; denn er hatte dem Verlangen der Böhmen, ihren künftigen König bei ihnen erziehen zu lassen, nicht nachgegeben. Folglich blieb die Sache liegen und noch lange nicht einer gesezlichen Entscheidung reif.

Auch die Ungarn wollten sich bei den beständigen Reibungen mit den Türken nicht zufrieden geben. König Uladislaus von Polen benüzte ihre Stimmung und hob die bedungene Vormundschaft auf, sich selbst aber sezte er in Besiz der ungarischen Krone, indem ihn selbst Papst Eugen hiezu begünstigte; insofern der Usurpator gegen die Türken zu Felde

ziehen würde. Uladislaus that's und besiegte die Türken zweimal, schloß alsdann einen rühmlichen Waffenstillstand mit dem Sultan Murad; brach aber seinen Eid auf päpstliches Ermahnen und Lossprechen, begann den unseligen Krieg von Neuem und wurde als Meineidiger in der mörderischen Schlacht bei Varna am 11. November 1444 getödtet, die Ungarn aber gänzlich geschlagen, obgleich auch die Türken gegen dreissigtausend Mann verloren hatten. Die Ungarn wählten darauf den Ladislaus unter der Bedingung, daß er bei ihnen erzogen werde, zu ihrem Könige.

Allein Friedrich gab seinen Mündel nicht heraus. Die Ungarn zogen also mit zwölftausend Mann vor Wien, konnten aber die Stadt nicht nehmen, obgleich Friedrich sich nicht viel auf einen Krieg vorgesehen hatte. Ihn ärgerte das Einzige, daß man ihn in seinen Privatbeschäftigungen störte. So ganz war er in seine Bequemlichkeit vertieft, daß er auf Alles, was um ihn vorgieng, mochte es zu seinem Vortheile oder zu seinem Nachtheile sein, kein großes Augenmerk warf. In Teutschland verbanden sich die Städte wiederholt gegen die Anmassungen der Ritter und umgekehrt. Die Fürsten hatten nehmlich nichts anderes im Sinne, als die Unabhängigkeit der Städte aufzuheben und sich dieselben zu unterwerfen. Bald loderte die Flamme des Bürgerkrieges vom Main bis zum Bodensee, und im Jahre 1450 zählte man gegen 200 durch die Brandfackel des Krieges verzehrte Dörfer. Da hörte man auf, den größeren Krieg zu führen; aber die Fehden dauerten noch lange fort, und Teutschland gewann dabei Nichts, als Anarchie und Armuth. Und der König hatte bisher Nichts gethan, als durch Gleichgültigkeit die Fehden befördert und durch Charakterschwäche das Basler Conzilium dem Papste Nikolaus V. Preis gegeben. Sein geheimer Leiter war der schlaue von ihm einst in Frankfurt zum Dichter gekrönte Aeneas, den wir später kennen lernen.

Durch die Abdankung Felix V. und die Aufhebung der Basler Synode war aber das Schisma wieder gehoben und für die längst beabsichtigte Kirchenverbesserung fast gar nichts

geschehen. Nun starb auch der staatskundige Kanzler Schlick und Friedrich III. steht in Beziehung auf das teutsche Reich allein mit seiner Schwäche da. Leicht wurde er beherrscht von dem schlauen auf die päpstliche Parthei übergetretenen Aeneas. Dieser beredete den ehrgeizigen und titelsüchtigen König zu einem Römerzuge, um sich die Kaiserkrone zu holen. Vorerst aber hält der junge Monarch seine Verlobung mit der portugiesischen Königstochter Eleonora; die Hochzeit soll mit kaiserlicher Pracht in Rom gefeiert werden. Friedrich umgieng nun Mailand, das eben nach den Viscontis einen neuen Herrscher in dem tapferen Sforza erhalten hatte, und zog mit seinen dreitausend Teutschen nach Rom, schwur dem Papste den alten Eid der Treue, obgleich er selbst einmal behauptet hatte, ein römischer König dürfe dem römischen Papste keinen Eid der Treue schwören, küßte dem heiligen Vater Fuß, Hand und Wange, wurde mit Eleonoren getraut und am Feste des heiligen Josephs 1452 zum Kaiser gekrönt, hierauf hielt er dem Kirchenfürsten den Steigbügel, führte sein Pferd auf den rechten Weg und war nun selig über den Besiz einer Krone, die er nie gehofft, nie geahnet hatte, als er noch Herzog von Kärnten gewesen war.

Er machte darauf einen Besuch in Neapel und kehrte nach Teutschland zurück, wo man den Kaiser eben so wenig als den früheren König achtete. Er mußte sogar, gezwungen durch die österreichischen, böhmischen und ungarischen Stände, die Vormundschaft über seinen Mündel Ladislaus aufgeben und dieselbe seinem mütterlichen Oheime überlassen, obgleich der Papst jenen Ständen mit dem Banne gedroht hatte. Das Ansehen des heiligen Vaters war eben schon tief gesunken. Aber auch von Kaiser Friedrich meinte das Volk, er sei durch die in Rom aufgesezte Krone eben kein anderer Mensch geworden; zudem, daß die Krone, einst auf dem Haupte Karls des Großen, von den Nürnbergern nach Rom gebracht worden war. Und dieser Kaiser sollte jezt den wilden Sturm beschwören, der die Mauern des ehrwürdigen Konstantinopels einstürzte.

Sultan Muhammed II., der Sohn des tapferen Murad, hatte nach einer Belagerung von fünf und zwanzig Tagen die kaiserliche Hauptstadt mit Sturm erobert und ein entsezliches Blutbad in derselben angerichtet. Das morgenländische Kaiserthum der Griechen hatte seit dem 29. Mai 1453 aufgehört. Ein Schrei der Erbitterung durchbebte alle Christen. Der Papst forderte die teutschen Nazionen zum Türkenkriege auf, Gleiches that Aeneas; mehr noch der Franziskaner Johann von Kapistrano, weniger der Kaiser, am wenigsten die öfters über diesen Punkt gehaltenen Reichstage. Darüber starb Nikolaus V., und sein Nachfolger, Calixt III., griff wieder die römisch hierarchische Aufgabe, die Vergrößerung des weltlichen Anschens des heiligen Stuhles, auf. Der Türkenkrieg wurde also verschoben. Die teutschen Fürsten hielten wieder einige Reichstage, um den Kaiser zu bestimmen, dem Papste an Anschen nicht allzuviel zu vergeben. Allein jener lag in den Händen des Kardinals Aeneas, und dieser, der schlaueste Römling sener Zeit, hatte feile Menschen genug in Teutschland, um durch ie das Ansehen des Papstes zu behaupten und zu vermehren, insofern es die weitere Herabwürdigung des Kaisers galt.

Doch stand auf teutscher Seite ein redlicher mainzischer Rath, Georg Mayer, der mit vielem Freimuthe die Würde der Teutschen behauptete gegen die Eingriffe der römischen Curie. Allein die Fürsten des Reiches waren und blieben uneinig, und der Kaiser glaubte genug in seinem eigenen Lande zu thun zu haben, folglich blieb die Sache beim Alten. Rom wurde scheinbar größer, in der That einflußreicher und erpreßte fortan von den gutmüthigen Ahnen immer mehr Geld. Daher waren auch die Worte Mayers überflüssig, die er an den Aeneas richtete: „die teutschen Fürsten seien nun aus ihrem Schlafe erwacht und sie seien bereit, das römische Joch abzuwerfen, weil sie eingesehen haben, daß man in Rom immer mehr Wege zu erdenken suche, wie man den Barbaren — so nannte man unsere Ahnen in der italienischen Sprache — das Geld aus der Tasche locke und sie zu demüthigen Sklaven

Roms und zu armen Leuten mache.“ Der heilige Vater kannte die langsamen und genüglichen Teutschen besser; die Sache blieb also wie vorher. Der Papst holte Geld und die frommen Teutschen gaben es. Der Kaiser huldigte der römischen Krone und bekümmerte sich wenig um seine eigene. Er hatte ja in seinen Erblanden vollauf zu thun.

Dort war der junge Ladislaus an jugendlicher Pest gestorben und nun fragte sich's um die Nachfolge in Oesterreich, Ungarn und Böhmen. Der Kaiser glaubte, er werde ohne viele Umstände in die Verlassenschaft seines Mündels eintreten; allein man kannte den schläfrigen Gärtner zu wohl, als daß man seiner Bequemlichkeit neue Hindernisse in den Weg gelegt hätte. Die Stände Oesterreichs erkannten ihm Niederösterreich zu, die Ungarn wählten zu ihrem Könige den Sohn des berühmten Türkenbesiegers Hunyad, Mathias; die Böhmen ernannten zu ihrem obersten Herrn den Georg Podiebrad, der Kaiser war also bei diesen Verhandlungen über das Schicksal zweier Königreiche leer ausgegangen. Das konnte aber nur einem Friedrich III. zu Theil werden. Und nun wurde der berühmte Aeneas als Pius II. Papst. Sogleich schrieb er eine Fürstenversammlung nach Mantua aus und prderte zum Kreuzzug wider die Türken auf. Doch kam's wegen innerer Zwistigkeit im Reiche nicht dazu. Die Eifersucht zwischen Fürsten und Städten entheiligte den Landfrieden täglich mehr, und darüber brach auch noch der Krieg zwischen dem Kaiser und dem Könige Georg von Böhmen aus. Am Rheine und in Schwaben, in der Schweiz und an der Donau wüthete die Fackel des Bürgerkrieges. Endlich vermittelte der Papst und der Kaiser. Jener widerrief die früher gegen die Anmaßungen des heiligen Stuhls ausgesprochenen Grundsäze gänzlich, verweigerte alle Reformationsversuche und schritt auf der einst von Gregor VII. betretenen Bahn weiter. Aber er starb über der Vorbereitung zur Ausführung seines Lieblingsentwurfes, eines Kreuzzuges, am 15. Aug. 1464. Ihm folgte Paul II. Dieser beschleunigte eine teutsche Reichsversammlung, in der Meinung, der Türkenzug werde dor ein-

stimmig beschlossen werden. Allein er irrte sich. Die Teutschen forderten zuerst einen strengen Landfrieden. Dazu kam's nicht, also blieb die Frage über einen Türkenzug schwebend, zudem, weil der heilige Vater sich schon allerlei Mühe gegeben hatte, den Böhmenkönig Georg, einen Kezer, vom Throne zu verdrängen. Der darüber entstandene Krieg lockte die Türken. Sie brachen mit zwanzigtausend Mann in Ungarn und Krain ein. Es wurden wieder Reichstage gehalten und Nichts zu Stande gebracht; was die Fürsten wollten, wollten die Städte nicht, kurz es war in allen öffentlichen Bewegungen keine Einigkeit. Die Türken hausten auf ihre Art eine Zeitlang an den Reichsgränzen, führten viele tausend Menschen mit sich fort und drohten bald wieder zu kommen. Das teutsche Reich versank aber immer tiefer im Schlamme politischen Verderbens, während Burgund in seiner Nähe sich immer höher hob. Der Kaiser suchte seinen Sohn Maximilian mit der herzoglichen Prinzessin Maria zu vermählen; allein Ludwig XI. von Frankreich hintertrieb diese Politik vorläufig. Darüber ergrimmt zog Herzog Karl gegen den Kaiser. Burgundische Tapferkeit errang bald den Frieden und am 19. Aug. 1477 wurde in Gent die Vermählung der schönen Maria mit Maximilian vollzogen. Dadurch erhielt Maximilian Hochburgund, und um die Selbständigkeit dieses Reiches war es von nun an geschehen. Zwar gab sich der ränkesüchtige König von Frankreich alle Mühe, Burgund seinen Staaten einzuverleiben; allein vorerst wußten die Oesterreicher durch kluge Unterhandlungen französische Einflüsse zu beseitigen, vorzüglich aber durch die bei Guingate von Maximilian gegen die Franzosen am 7. Aug. 1479 gewonnene Schlacht. Desto unglücklicher war aber der Kaiser in Oesterreich selbst. Die Ungarn unter ihrem Könige Mathias waren in's nachbarliche Land gefallen, hatten es durch Begünstigung des ihrem schwachem Fürsten entfremdeten Adels erobert und Friedrich hatte sich gezwungen gesehn, den Frieden mit einmalhunderttausend Gulden zu erkaufen. Auch die Türken benüzten die teutschen Verlegenheiten und kamen wieder nach Steiermark und in die umlie-

genden Provinzen. Der Kaiser verlangt ein Reichsheer, aber einzelne Stände widersezen sich, wie gewöhnlich, und Mathias benüzt diesen alten Uebelstand und fällt wieder in Oesterreich ein, nachdem er mit den Türken Frieden gemacht hat, erobert es wiederholt und macht Anstalten, dieses Land mit Ungarn zu verbinden. Der König muß also fliehen. Er geht nach Teutschland, macht Rundreisen und läßt sich überall, wo er hinkommt, nach alter Sitte begasten und beschenken. Auch besuchte er die Wallfahrtskirche der vierzehn heiligen Nothhelfer, die ihm jedoch, wie es scheint, auch nicht geholfen haben.

Der gute Fürst war eben zu einem Throne nicht geschafen, am Wenigsten zu einem teutschen in einer Zeit, wo es sich um kräftige Hände, um thatenvollen Ernst handelte. Das mochte er jezt auch wohl einsehen, darum machte er den Fürsten den Vorschlag, seinen Sohn Maximilian zu seinem Nachfolger als römischen König zu wählen. Das geschah denn wirklich und Maximilian I. wurde in Aachen feierlichst gewählt und gekrönt, worüber der alte Kaiser eine solche Freude empfand, daß er mildiglich weinen mußte. Und nun gieng die Sache sogleich anders. Man erkannte bald einen kräftigeren Geist am Ruder. Maximilian nahm sich kräftig der Reichsgeschäfte an. Es wurde ein allgemeiner Landfriede auf zehn Jahre proklamirt und dem Kaiser ein Aufgebot von viertzigtausend Mann zugesagt, d. h. man wollte so viel Geld geben, als eben eine solche Armee kosten würde. Das war nun Alles recht schön beschlossen, aber vom Beschluße bis zur Ausführung war noch weit.

Churfürst Albrecht von Sachsen unternahm zwar auf eigene Kosten einen Zug gegen Mathias, richtete aber nichts aus. Der Kaiser konnte den guten Mann nicht einmal entschädigen, so sehr fehlte es der Majestät an Geld. Vom Türkenkriege konnte nun vollends gar keine Rede mehr sein, und Mathias behielt auch fortan Niederösterreich besezt. Da rieth der kaiserliche Rath, Graf Hugo von Werdenberg, endlich einmal den Landfrieden besser zu behaupten, denn ohne diesen

könne auch keine ordentliche Regirung hergestellt werden. Man fieng nun in dieser Beziehung erst bei einzelnen Landestheilen, vorerst bei Schwaben an. Hier sollten sich die Landstände verbinden, den heimischen Frieden aufrecht zu erhalten und an den schwäbischen Bund sollten sich dann noch andere Länder reihen. In Eßlingen kam denn wirklich der schwäbische Bund am 14. Febr 1488 zu Stande, des Kaisers und des Reichs Bund im Lande zu Schwaben. Während also hier der Ordnung eine Bahn gebrochen wurde, wüthete in den Niederlanden der Krieg und die Brügger Bürger hatten den römischen König Maximilian gefangen; folglich wurde das schwäbische Bundesheer zu seinem Beistande aufgerufen; aber auch die übrigen Reichsstände gaben ihre Hilfe. Jedoch richtete man Nichts aus. Maximilian war zwar nach einem für ihn entehrenden Vergleich freigelassen worden, der Kaiser hatte den Vergleich nicht anerkannt und war selbst mit zu Felde gezogen, aber auf Niederländischer Seite waren natürlich Franzosen und die geringeren Teutschen richteten Nichts aus. Folglich bietet jezt der Kaiser das ganze Reich gegen Ungarn und Frankreich zugleich zu den Waffen. Aus dem Aufgebote wurde Nichts. Aber der Friede mit Frankreich ward hergestellt und der König Mathias von Ungarn starb, durch dessen Tod Oesterreich wieder an den Kaiser fiel. Die Ungarn aber wählten zu ihrem Könige den Uladislaus von Böhmen. Maximilian hatte sich auf die ungarische Krone Hoffnung gemacht und sah sich jezt höchlich getäuscht. Er zog also gegen Ungarn zu Felde, mußte aber wegen eines in seinem Heere ausgebrochenen Aufruhres wieder umkehren und die Sache blieb beim Alten. Jedoch wurde dem römischen König die Aussicht auf die ungarische Krone für die Zukunft eröffnet, wenn Uladislaus ohne Erben mit Tod abgehen würde. Da mußten der alte Kaiser und der junge König noch einmal eine französische List eigentlich eine französische Niederträchtigkeit erleben. Karl VIII. von Frankreich heurathete nehmlich die Braut Maximilians, Erbin von Bretagne, Anna, und schickte seine eigene Verlobte, die Tochter Maximilians, Margarethe, ihrem Vater

wieder zurück. Der Papst dispensirte diesen unehrlichen Treubruch, und nun mußte derselbe von Teutschland gerächt werden. Zuerst stellte man den Landfrieden zwischen Schwaben und Bajern, der durch bajerische Eroberungslust längst gebrochen war, wieder her und nun sollte ein allgemeines Aufgebot gegen Frankreich zu Stande kommen. Es wurde wenig daraus und Maximilian sah sich, als auch das von Karl bestochene England von ihm abfiel, veranlaßt, Frieden zu schließen. Das war im Jahre 1493.

Im Mai desselben Jahres heurathete der römische König die Tochter des verstorbenen Herzogs Galeazzo Maria Sforza, weil sie, zwar nicht standesmässig, doch 200,000 Dukaten zur Mitgift erhielt. Der alte Kaiser Friedrich III. kümmerte sich aber um all diese Ereignisse sehr wenig. Er starb am 19 Aug. 1493 an der Ruhr. Von seinen Thaten haben wir beinahe Nichts gelesen; denn er hat beinahe Nichts gethan.

§. 122.

Rückblick auf das achte Buch.

Wir nannten die im voranstehenden Buche erzählte Periode die Zeit der Reichs- und Kirchenfreiheit, wohl nicht mit Unrecht, insofern wir die faktische Unabhängigkeit beider nicht selten auffallend unter inneren und äusseren Stürmen hervorglänzen sahen. Die Kirchenfreiheit bildet gleichsam eine Hauptgrundlage der Reformazion, darum werden wir am Anfange des neunten Buches noch einmal und umfassender auf die Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel, auf die Hussiten, und ihre Kriege zurük kommen, um das Bild der Reformazion gleichsam anschaulicher zu machen. Wenn wir aber einen kurzen politischen Blick auf die vorerzählte Periode werfen; so können wir uns einer gewissen wehmüthigen Empfindung nicht erwehren. Wir sehen vierzehn teutsche Könige vor uns, deren Werth für die Gesammtheit, für die consolidirte Regirung des Reiches durchaus unbedeutend gewesen ist. Rudolf von Habsburg, der Stammvater dieses Hauses, beginnt die kö-

nigliche Reihe; er herrscht über Teutschland nach hohenstaufischem, über Italien nach päpstlichem Sinne. Sein leztes Streben war die Vergrößerung seiner Hausmacht und um dieses Streben erfüllt zu sehen, die Beruhigung kleinerer Fürsten durch Conzessionen aller Art. Dadurch wurde die durch die Abwesenheit der Hohenstaufen und den beständigen Fehdezustand, durch die Städte- und Ritterbündnisse schon vest gegründete Landeshoheit der teutschen Fürsten noch mehr bestärkt und umfassender. Es erhebt sich mächtiger, als je, die teutsche Aristokratie; es vermehren sich die Partheien und vermindert sich die Einheit des Reiches. Adolf von Nassau verschwindet im Gedränge, wird durch österreichische Politik von seiner einseitigen Höhe herab gestürzt, von einer Parthei der Churfürsten abgesezt, löset aber die Verwirrung einigermassen durch seinen rühmlichen Tod in der Schlacht.

Ihm folgt Albrecht I., ein Habsburger, er hält es mit dem Papste, um in diesem kein Hinderniß im Streben, die habsburgische Hausmacht noch mehr zu vergrößern, zu sehen, ja er demüthigt sich auf Kosten des Reiches sogar vor Frankreich und dieses Land weiß recht gut von Jezt an die teutschen Schwächen zu benüzen, deren nicht wenige sind. Albrecht wird von seinem Neffen ermordet; dem Ermordeten folgt Heinrich VII. von Luxemburg. Kräftig beginnt dieser die Regirung, aber auch er strebt nach Vergrößerung seiner Hausmacht. Er erwirbt Böhmen und erkämpft sich ruhmvoll die Kaiserkrone, aber Gift räumt den Fürsten, der so viele schöne Hoffnungen erregt hat, aus dem Wege, und Teutschland seufzet unter den alten Verwirrungen.

Böhmen und Oesterreich bewerben sich um die Krone; aber um die Macht dieser beiden Häuser nicht allzu sehr anwachsen zu lassen, erwählt die Mehrheit der Churfürsten den Sieger bei Gammelsdorf, Ludwig den Bajer. Eine andere Parthei ernennt Friedrich, den Schönen, von Oesterreich zum Gegenkönige, und die Loosung zum Bürgerkriege ist gegeben. Der Papst zwischen beiden Königen sucht Beide zu verderben, um auf ihrem blutenden Falle seine despotische Macht zu erweitern. Die Schlacht bei Ampfing reißt ihn aus seinem Traume und die Redlichkeit der beiden seltensten Freunde zwingt ihn zur heftigeren Politik. Ludwig wird auf die unverschämteste Weise von dem großen Hierarchen verfolgt. Aber er bleibt standhaft, wenn auch noch ein Gegenkönig seine Macht zu lähmen sucht, und stirbt, würdig von der Nachwelt bewundert zu werden, als eine moralische Größe, die natürlich kein päpstlicher Bannfluch von ihrer Höhe herabzuschleudern vermochte. Ihm folgte Karl IV. und sein Gegenkönig Günther von Schwarzburg. Dieser tritt jedoch vom Schauplaze der

Ereignisse so schnell ab, daß wir ihn kaum gesehen haben, und von Karl IV. ist allein noch die goldene Bulle als gar oft nur passives Grundgesez der teutschen Reichsverfassung übrig. Ein widerwärtiges Andenken an jene Zeit gewährt die Geißlersekte und die grausame Judenverfolgung. Eben so die Pest und die vergeblichen Landfriedensanstalten. Die Zeit des Faustrechtes war einmal in ihrer abscheulichsten Gestalt erschienen, und die teutschen Großen demüthigten durch ihre Zwietracht den Kaiser, der König von Frankreich den Papst.

Da erschien Wenzel und wider ihn sogar drei Gegenkönige. Das Reich war sich von nun an beinahe ausschließend selbst überlassen. Jeder Fürst hauste in seinen Gauen, wie er wollte. Da erscheint der zweideutige Sigmund und mit ihm die Kirchenversammlung von Konstanz. Huß wird verbrannt und das Rufen des teutschen Volkes nach einer Kirchenreform nicht gehört. Der Hussitenkrieg zeigt die teutsche Schwäche in ihrer ganzen Nacktheit. Sigmund stirbt mit dem Rufe, Nichts für das Beste des Reiches, Nichts für die moralische Veredelung der Nazionen geleistet zu haben. Er hat, wie einst den Huß, auch das Basler Conzilium der weltlichen Politik des Papstes untergeordnet. Albrecht II. erregt große Hoffnungen, stirbt aber während ihrer Erfüllung. Sein Nachfolger Friedrich heißt während eines Zeitraumes von drei und fünfzig Jahren König und Kaiser; daß er es nicht war, wissen wir wohl.

Und nun können wir bei dieser völligen Verwirrung aller öffentlichen Rechtsverhältnisse, bei diesem beständigen Schwanken zwischen Altem und Neuem doch gewiß die unabweisliche Nothwendigkeit erkennen, daß es anders werden müsse, wenn das teutsche Volk fortan sich nicht selbst zur Geißel sein oder vielleicht gar seine politische Bedeutung verlieren soll. Eine moralische und politische Reform ist nöthig. Jeder, der die Ereignisse bisher prüfend und unpartheiisch gelesen hat, wird diese Nothwendigkeit anerkennen. Ohne sie greifen die Fehden heftiger um sich, die Zeit des Faustkampfes dauert länger, breiter wird die Strasse des Verderbens und die Enkel der Germannen haben nichts weiter als die Barbarei ihrer Väter geerbt, ihr Gutes hat die zermalmende Vergangenheit verschlungen. Also eine Reform muß kommen. Ohne sie ist das teutsche Volk verloren.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Schinner